Phantasiegemälde.

Romantische Erzählungen

von

K. Herloßsohn.

Zweiter Band. — Zweite Auflage.

Prag

Verlag von J. L. Kober.

1863.

K. Herloßsohn's

Gesammelte Schriften.

Erste Gesammtausgabe.

IV.

Phantasiegemälde.

Zweiter Band.

Prag.
Verlag von J. L. Kober.
1865.

Phantasiegemälde.

Romantische Erzählungen

von

K. Herloßsohn.

Zweiter Band. — Zweite Auflage.

Prag.
Verlag von J. L. Kober.
1865.

Druck von J. L. Kober in Prag.

Bruder Fritz.

Eine Erzählung.

— 1846 —

1.

„Um aller Engel Barmherzigkeit willen, gnädiger Herr!" schrie die alte Haushälterin Martha in Theodor's Studirzimmer hinein, indem sie hastig die Thüre aufriß, „der Junker Fritz ist auf dem Teiche mit den Schlittschuhen eingebrochen, er steckt bis an den Hals im Eise und muß ertrinken!"

Theodor sprang vom Sessel auf, warf das Buch, in welchem er eben las, unter den Tisch und fragte schreckenbleich und zitternd: „Aber warum hast Du ihm nicht, warum hat ihm Niemand geholfen?!"

Ohne die Antwort der Alten abzuwarten, stürzte er zur Thüre hinaus. Bevor er aber noch die Freitreppe, die nach dem Hofe und dem daran stoßenden Garten führte, erreicht hatte, flog Fritz, der sich inzwischen aus dem kalten Bade befreit und der Schlittschuhe entledigt, über den Corridor in sein Zimmer. Hier riegelte der Knabe von innen die Thüre zu und öffnete erst nach einer geraumen Frist auf Theodor's und der Alten Pochen und Rufen.

Als Beide eintraten, lag Fritz schon im Bette, die Decke bis an den Hals heraufgezogen. Seine nassen, triefenden Kleidungsstücke bedeckten den Boden.

„Aber Fritz, Fritz!" rief Theodor und eilte an das Lager und strich dem fieberhaft Erregten die feuchten Locken aus der

Stirne, „warum hast Du mir Das gethan? Dein Leben auf das Spiel gesetzt — vielleicht eine tödtliche Krankheit veranlaßt — mir diesen Schrecken! Und Alles aus thörichter Laune und Ungehorsam. Ich habe Dir doch heut früh noch gesagt, daß die dünne Eisdecke von Gestern Dich unmöglich tragen kann. Die Schlittschuhe werden in's Feuer geworfen."

Fritz steckte die Hand unter der Decke hervor, nahm jene Theodor's und drückte sie an seine Lippen, seine Augen füllten sich mit Thränen und er sprach in flehendem Tone: „Mir schadet es Nichts — gewiß nicht — wenn Du nur nicht böse bist, lieber, guter Bruder! Ich weiß, daß ich abscheulich bin!"

„Sie mögen mir's zu Gute halten, gnädiger Herr!" fiel jetzt die alte Martha ein, „aber der Junker Fritz ist ein gottloser Bursche, und die Strafe folgt hinterdrein. Heut früh beim Morgengebet hatte er gar keine Aufmerksamkeit und plapperte das Wort Gottes so rasch hin, als gieng's mit dem Dampfwagen, und als ich das schöne Lied: „„Du meine Seel' in Nöthen"" sang, da lachte er, weil ich gar so falsch sänge, wie er meinte. Das könne Gott gar nicht gefällig sein — sagte er. — Ich sah es vorauskommen. Der liebe Himmel selbst züchtigt den Ungehorsam solcher Kinder."

— „Marthe!" rief Theodor ernst und zurechtweisend —, „jetzt, glaub' ich, ist keine Zeit zu Vorwürfen. Erst muß dem Kinde geholfen werden. Mache Sie schnell heißen Thee; Jacob soll anspannen und in die Stadt fahren, um den Doctor Breyer zu holen."

„Ach nein, Theodor!" bat Fritz, „keinen Arzt, keine abscheulichen Medicamente — eine Tasse heißer Thee wird mir wohl thun. Ich fühl' es ja, daß mir Nichts fehlt. Es war mehr der Schrecken, als das nasse Bad, was mich angegriffen hat. Morgen bin ich gewiß wieder frisch und munter."

Die alte Martha hatte jetzt den Aerger überwunden, der

Gedanke, Fritz könnte gefährlich erkranken, wohl gar sterben, trieb ihr die Thränen in die Augen, und statt der Scheltworte flossen jetzt Wehklagen aus ihrem Munde. Sie hob des Knaben nasse Kleider vom Boden auf.

„O du meine barmherzige Güte," seufzte sie, „da liegt ja auch das Hemd, naß zum Ausringen. Fritzchen, Sie liegen ja ohne Hemd im Bette, Sie müssen sogleich ein warmes, trockenes anziehen."

Sie eilte an den Schrank und langte eins hervor.

„Nein," sagte der Knabe, „jetzt nicht — ich fühle eine gar wohlthätige Wärme, die darf ich nicht unterbrechen. Marthe — nur schnell den Thee!"

— „Den Thee," wiederholte ärgerlich Theodor und trieb die Geschwätzige aus der Stube, dann wandte er sich liebevoll wieder zu Fritz und sagte: „Es wird doch wohl besser sein, wenn Du das trockene Hemd anlegst, — ich will ein ordentliches Feuer in der Stube anmachen lassen."

„Leg' mir das Hemd nur, guter Bruder, unter das Kopfkissen — da wird es warm, und wenn ich den Thee getrunken habe und die Stube geheizt ist, lege ich es rasch an. — Ach, armer Theodor! Du hast recht viel Noth und Sorge mit mir. Ich bin ein Unwürdiger, und muß mich schämen."

— „Vor der Hand sei ruhig; die Lection folgt schon, wenn Du wieder hergestellt bist."

Er verließ das Zimmer, um der Magd zu befehlen, daß sie die Stube heize.

Als er wieder zurückkehrte, hatte der Knabe das Hemd angezogen.

„Nun," fragte Theodor, „erst wolltest Du nicht, — und jetzt —?"

„Weil Du es wünschtest, guter Bruder. Mir wird gleich wieder warm sein."

— Theodor setzte sich an's Bett des Knaben und fühlte ihm den Puls. Endlich kam auch Martha mit dem Lindenblütenaufguß und flößte davon dem Kranken mehre Tassen ein.

Bald durchwallte ihn feurige Wärme und ein wohlthätiger Schweiß brach aus.

Theodor verwandte keinen Blick von dem Knaben, der eben so oft um Verzeihung flehend zu ihm emporsah und fortwährend dessen Hand in der seinigen hielt.

„Wenn Du wieder gesund bist," sagte Theodor nach einer Weile, „so will ich selbst versuchen, Dir die Stunden im Latein und Griechischen zu geben. Mit dem alten Schulmeister — das sehe ich — geht es nicht; und wenn mich schon Deine geringen Fortschritte betrüben, so ärgern mich noch mehr des alten Mannes immerwährende Klagen und Beschwerden. Er gibt Dir nicht Mangel an Fähigkeiten schuld, aber Unfleiß, Zerstreuung, Unlust. Ich will versuchen, es Dir so leicht als möglich, zu machen. Bleibt auch meine Bemühung ohne Erfolg, so muß das Angedrohte endlich ausgeführt werden, Du mußt in die Stadt, zum Rector Hanf. Denn bedenke, Fritz, Du bist schon zwölf Jahre alt; andere Knaben Deines Alters wissen viel mehr, und ich hoffe, Du hast Ehrgeiz genug, daß Du nicht groß werden willst, ohne etwas Tüchtiges gelernt zu haben. — Sieh', ich bin vierundzwanzig Jahre und hab' es gar nicht nöthig noch weiter zu studiren; demungeachtet lerne ich jeden Tag, und mit immer neuer Freudigkeit. Ohne Wissenschaften wünschte ich gar nicht zu leben; sie sind die Nahrung unserer Seele."

„Ach, mein guter Bruder!" versetzte Fritz, „ich bereue das Alles, und zermartere mich und möchte es gern besser machen; aber die rothe, dicke Nase des Magisters —; ich weiß nicht, warum ich während des Unterrichts immer diese rothe Nase ansehen muß. Und hab' ich sie nur einmal gesehen, so bin ich sofort zerstreut, daß ich weiter gar nicht auf seinen Vortrag

merken kann. — Zu dem Griechischen habe ich freilich keine große Lust — die fatalen Buchstaben kommen mir immer und immer fremd vor; das Lateinische wär' mir schon lieber, und Du sollst sehen, daß ich in einer Stunde bei Dir mehr lernen werde, als beim Magister in einer Woche. — Ich verspreche Dir's, ich will mich ganz ändern, will mich bessern, wenn Du mir diesen letzten dummen Streich vergiebst."

„Für den Ungehorsam bist Du genugsam bestraft; darum kein Wort weiter davon; — laß Dir's aber eine Lehre sein. Auch gegen die Alte mußt Du freundlicher thun; wenn sie auch, wie das bejahrter Leute Art ist, brummt und schilt, so ist sie Dir dagegen wieder vom Herzen gut. Traten ihr doch die Thränen in die Augen, als ich meinte, Du könntest von dem Unfall den Tod haben. Sie ist ein altes Inventarienstück unsers Hauses, war die Amme meiner Mutter und meine Wärterin. Fünfzig Jahre schon dient sie uns treu und redlich: das ist selten in der Welt und darum nicht genug zu schätzen. — Wie ich Dich in's Haus nahm, Fritz, mochte es ihr freilich nicht gleichgiltig sein, daß ihr auf die alten Tage noch eine solche Last aufgebürdet wurde, — besonders da Du doch ein gar zu wilder Junge bist; aber sie hat sich gefügt, sie hat Dich lieb gewonnen, und wenn auch keifend, thut sie doch Alles, was sie Dir nur an den Augen absehen kann, und bemäntelt und verheimlicht manche Deiner Unarten, nach denen ich nicht einmal fragen mag. — Ich bin überzeugt, sie würde es schmerzhafter empfinden, als wir Beide, wenn ich dennoch genöthigt wäre, Dich in die Stadt zu schicken — damit Du dort etwas Ordentliches lernst. Denn — bedenke, Fritz! ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, Dich zu einem edlen Menschen zu bilden, einem Menschen, dessen Herz in Liebe für die ganze Menschheit schlägt, der, indem er nichts als Liebe säet, wieder überschwänglich geliebt werden muß; aber auch dazu sind Kenntnisse und Fertigkeiten unerläßlich. Versprich mir also — recht fleißig zu werden!"

„Gewiß, gewiß!“ betheuerte der Knabe und sah seinen Freund und Wohlthäter mit einem seelenvollen Blicke an.

— „Noch Eins, Fritz! Sei von nun an behutsamer und spiel' nicht mehr Komödie. Die Leute im Hause wissen doch nicht anders, als daß Du mein entfernter Verwandter bist, dem ich, alleinstehend, den Namen und die Rechte eines Bruders gegeben. Die Leute auf dem Lande haben ihre Vorurtheile, besonders solche alte Leute, wie Martha. Ich möchte durchaus nicht, daß sie erfahren, daß Du das Kind von Schauspielern bist. Dieser Stand ist unter den Menschen von geringer Bildung immer noch nicht gut angeschrieben. Sie hat schon mehrmals den Kopf geschüttelt, wenn Du Auftritte und Monologe aus Opern und Schauspielen recitirtest, und mich gefragt, wie so Du dies Alles wohl in Danzig, in dem Predigerhause, gelernt haben mögest. Sie könnte leicht weniger Respect mehr haben vor dem vorgeblichen Vetter ihres gnädigen Herrn. — Woher also und wie Du zu mir gekommen, das bleibt vor der Hand unser Geheimniß. — Ich habe Nichts dagegen, daß Du mit dem alten Jacob gern verkehrst; er ist ein redlicher Diener und war ein braver Soldat; aber seine Manieren sind doch etwas zu roh und taugen nicht für eine Erziehung, wie Du sie erhalten sollst. — Du mußt nicht so offen und mittheilend gegen ihn sein; es könnte leicht Argwohn schöpfen, und im Grunde bin ich es blos im Hause, der Dein Vertrauen verdient. Wir können alle Menschen gleichmäßig lieben, Fritz, aber das bedingt nicht, daß wir ihre Manieren und Gewohnheiten annehmen. Wenn Andere unwissend oder beschränkt sind, soll uns die Liebe nicht verleiten, ebenfalls unwissend oder beschränkt sein zu wollen.“ —

Er wurde unterbrochen. Martha trat herein. Der Knabe warf ihm einen sprechenden Blick zu, der ausdrücken sollte, daß er ihn verstanden habe, und daß er der Ermahnung Folge leisten wolle.

Es war inzwischen finster geworden, Martha setzte eine Schirmlampe auf den Tisch und Fritz schloß allmälig die Augen. Immer noch Theodors Hand festhaltend, sank er bald in einen leichten Schlaf.

Theodor bedeutete Martha, jedes Geräusch zu vermeiden, er selbst beschloß die Nacht bei dem Kranken zuzubringen. Die alte Dienerin mußte ihm Lectüre aus seiner Studirstube holen, auch ließ er sein Abendessen auf Fritzens Stube bringen. — Sachte gieng die Alte ab und zu, theilnahmvoll und ängstlich betrachtete sie bald den Schläfer, bald wieder Theodor, in dessen Augen sie Beruhigung zu lesen suchte. —

Gegen Mitternacht wurde des Knaben Schlaf unruhig, Träume schienen ihn lebhaft aufzuregen, ein Fieber stellte sich ein — er phantasirte. Bald mit offenen, bald mit geschlossenen Augen sprach er mit Absätzen — langsam und wieder hastig: „Friederike! Friederike! Du bist ein ausgelassenes Mädchen. — Sie wollen mich fortschicken. — Meinetwegen. — Wenn ich nicht geliebt werde. — Ich geh' nicht über das garstige Wasser. — Auf dem Wasser hab' ich nur Unglück. — Hier ist's besser! — Lebt wohl. — Was hab ich davon? Die alten Schauspieler und Musikanten werden doch Bettler, hat der Vater oft gesagt. — Nicht jede wird eine berühmte Primadonna. — Adieu! Wenn es Euch gut geht; dann holt mich, und wenn ich erst groß bin und Etwas habe, so komme ich und helfe Euch. — Ach ich bin Euch doch zur Last. Adieu! — Der Fritz wird Euch keine Schande machen."

Dies und dergleichen mehr sprach der Kranke während seines Irrredens.

Theodor beobachtete ihn mit Angst und Bekümmerniß; er machte sich nun Vorwürfe, daß er aus der zwei Meilen entfernten Stadt den Arzt nicht habe holen lassen. Jetzt, in finsterer Nacht, war dies bei den grundlosen, verschneiten Wegen

nicht mehr ausführbar, er mußte seinen Vorsatz bis zum Morgen aufschieben. —

Eine Stunde nach Mitternacht wurde der Knabe wieder ruhiger, er sprach und träumte nicht mehr lebhaft, sein Athem gieng gleichmäßig, dichter Schweiß bedeckte seine Stirne — ein gesunder, ruhiger Schlaf überkam ihn, der Puls schlug nicht mehr fieberhaft.

Theodor verwandte bis zum lichten Morgen kein Auge von dem Patienten — die ängstliche Besorgniß verscheuchte ihm den Schlummer, er zählte Stunden und Minuten bis zum Tagesgrauen, und kaum färbten sich die Schneefelder draußen mit einem lichten Streife, so war auch Jacob mit dem Wagen nach der Stadt.

Fritz erwachte um neun Uhr, dem Anschein nach gestärkt und genesen. Dies bestätigte auch der alte Doctor Breyer, der gegen Mittag erschien. Er erlaubte es, daß Martha dem Kranken eine Weinsuppe zubereiten durfte, empfahl ihm Ruhe und verordnete im Laufe des Tages ein warmes Bad.

Sichtbar leuchtete in Theodor's Augen die Freude, als er seinen Liebling außer Gefahr sah, und er umarmte dankbar den Doctor, als wäre es dieser, der so schnell die Genesung herbeigeführt.

Martha wollte dem Knaben behilflich sein, als er das Bad nehmen sollte, aber Fritz bestand hartnäckig auf ihrer Entfernung; er wollte sich selbst bedienen.

Murrend über seinen Eigensinn entfernte sie sich, und als sie nach einer halben Stunde wiederkehrte, lag der Knabe bereits wieder im Bett und verlangte zu essen.

2.

Vor etwa zwölf Jahren kam ein böhmischer Musicus, Joseph Maschek, der sich Capellmeister nannte, auf seiner Künstlerfahrt mit seiner noch jungen Frau und drei kleinen Kindern nach

Lindenberg, dem Edelgute, wo unsere Geschichte spielt. Sie durchzogen, auf einer größeren Reise nach Rußland begriffen, fast ganz Schlesien, kehrten auf den Schlössern und Edelsitzen ein und musicirten für ein bescheidenes Honorar: der Mann spielte fast alle Instrumente, die Frau sang mit angenehmer und gebildeter Stimme die neuesten Lieder und Opernarien, dazu war sie auf der Harfe und Guitare bewandert, und so bildete das Ehepaar unter sich eine kleine Opern- und Instrumentalistengesellschaft. Es waren hübsche, artige und bescheidene Leute, in der ländlichen Einsamkeit, die sie erheiterten und verschönten, willkommen, sie wurden überall freundlich empfangen und mit herzlichen Glückwünschen und verhältnißmäßigen Geschenken entlassen.

Als sie, von einem benachbarten Gutsbesitzer empfohlen, in Lindenberg eintrafen, war die junge Frau hochschwanger und beschloß in dem Dorfe gleiches Namens ihre Entbindung abzuwarten, denn der Winter war im Anzuge und vor dem künftigen Frühjahre an die weite Reise nach Petersburg nicht zu denken.

Mann und Frau präsentirten sich mit ihren Kunstleistungen auch auf dem Schlosse. Dieses wurde zur Zeit von einer Witwe, der Frau von Franck, und ihrem einzigen, damals zwölfjährigen Sohne Theodor bewohnt. In der völligen Abgeschiedenheit, welche die Dame seit dem Tode ihres Gatten gewählt, allein mit der Erziehung ihres Sohnes, die sie noch mit einem bejahrten Hauslehrer theilte, beschäftigt, war der musikalische Besuch doppelt willkommen, und acht Abende hintereinander erheiterte das Künstlerpaar die wenigen, aber dankbaren Bewohner des weitläufigen Schlosses.

Frau von Franck war es selbst, die, als sie die Umstände der jungen Frau gewahrte und von der weiten Reise in dieser ungünstigen Jahreszeit hörte, ihr wohlwollend und gastlich rieth ihre Entbindung hier abzuwarten; sie versprach ihr jede Unterstützung und Hilfeleistung, was natürlich auch dankbar angenommen wurde.

Im November wurde Frau Maschek von einem Knaben entbunden, welchen auf die Bitte der Eheleute der kleine Theodor aus der Taufe hob. Er erhielt zu Ehren des verstorbenen Gatten der Frau von Franck den Namen Friedrich, war ein schönes, munteres Kind mit herrlichen schwarzen Augen.

„Das paßt ganz gut," sagte der Musicus, als er den Namen erfuhr, „unser jüngstes, erst anderthalb Jahre altes Mädchen heißt Friederike; nun haben wir zu der Friederike auch einen Friedrich. Meine Frau hätte ihn gern zu Ehren ihres Landespatrons Johann von Nepomuk genannt; aber so ist es besser!"

Der Winter vergieng, die Frau genas, das Kind erstarkte und Maschek konnte an die Weiterreise denken. Gern hätte Frau von Franck das ihr liebgewordene Paar noch länger in ihrer Nähe gehalten, aber den Capellmeister lockte eine versprochene Versorgung, wie sie sich ihm weder in Böhmen noch in Schlesien zur Zeit darbot.

Reich beschenkt und nicht ohne wehmüthige Theilnahme ließ Frau von Franck die guten Leute ziehen und Theodor weihte seinem kleinen Pathen kindliche Thränen. —

Zwei Jahre darnach bezog Theodor mit seinem Lehrer das Gymnasium in Liegnitz, und später die Universität Breslau. Hier widmete er sich seiner Neigung gemäß, keinem bestimmten Fachstudium, er beschäftigte sich voll Eifer und Liebe mit den Naturwissenschaften. Dereinst reich genug, um einer sorglosen Zukunft entgegenzusehen, fand er es weder angemessen noch nöthig, auf eine Staatsanstellung zu speculiren. Die Mutter sagte selbst, dergleichen sei für Söhne armer Eltern und diesen müßten die Reichen nicht Aemter und Würden wegnehmen.

Mit seinem zweiundzwanzigsten Jahre verließ Theodor die Universität und kehrte auf das Gut zu seiner geliebten Mutter zurück. Aber nicht lange sollte er sich des Besitzes dieser seiner theuersten und zärtlichsten Freundin erfreuen. Ein unheilbares

Brustübel machte sie langsam hinwelken, schon im nächsten Herbst bettete er die Heißgeliebte in den kühlen Erdenschooß, an einer düstern, schattigen Stelle des Parkes — wie sie es selbst gewünscht — wo ernste Buchen einen Rasenplatz umkränzten und alljährig die Nachtigallen zuerst sangen. —

Auch von Frommann, seinem verehrten Lehrer, mußte sich der Jüngling trennen. Jener hatte endlich nach langem Sollicitiren in seinem fünfzigsten Jahre eine Pfarrerstelle erhalten und dachte jetzt daran, sein Wort, das er einst als Student der Jugendgeliebten verpfändet, einzulösen und die inzwischen sehr gealterte Jungfrau, die aber getreulich ausgeharrt, zum Altare zu führen.

Sehr einsam und verlassen fühlte sich nun der junge Mann in den weiten Räumen seines Besitzthums, er hatte keine näheren Verwandten und empfand den Trieb nicht, sich an die nachbarlichen Familien anzuschließen und sich so einen Ersatz für die ihm zu Hause fehlende Geselligkeit zu bilden.

Theodor war schüchtern, in sich gekehrt, schweigsam und für seine Jahre von einer seltenen Ruhe und Besonnenheit. Nur aus seinen schönen blauen Augen unter der hellen Stirne sprach laut und überzeugend, alle Herzen gewinnend, seine offene, treue, liebevolle Seele. — Seine Hausgenossen waren — das zahlreiche Hofgesinde ungerechnet — die uns schon bekannte alte Martha und der nicht viel jüngere Jacob, ein alter ausgedienter Soldat, der jetzt in seiner Person die Aemter eines Kammerdieners, Kutschers, Jägers und Haushofmeisters vereinigte, ein gutmüthiger, drolliger, etwas derber Kauz, der mit Theodors Vater den Befreiungskrieg mitgemacht hatte und nun eben so unauflöslich zum Hausverbande gehörte, wie die ehemalige Amme und Wärterin Martha, zur Zeit Beschließerin, Haushälterin und Köchin in einer Person.

Die Einsamkeit in dem zwar romantisch zwischen Bergen

und Wäldern, aber doch abseits gelegenen Schlosse, wäre für den jungen Mann peinlich, erschlaffend, ja geisteslähmend gewesen, hätte ihn nicht ein mächtiger, nie rastender Wissenschaftstrieb beseelt. Das unermeßliche Reich der Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, hatte er sich zum Studium gewählt, seine Bibliothek umfaßte die neuesten und seltensten Werke dieser Fächer, ein alter Thurm, welcher etwa fünfzig Schritte weit vom Hauptgebäude stand, ward mit bedeutenden Kosten zum Observatorium eingerichtet, Naturalien wurden angekauft, gesammelt und geordnet: und so kam es, daß Theodor nicht einen Augenblick die Unbehaglichkeit, geschweige denn die Pein der Langweile empfinden konnte. Der Vorrath des zu Erforschenden, zu Lernenden und zu Ordnenden wuchs unter seinen Augen und Händen, jede neue Entdeckung bereitete ihm einen köstlichen Genuß, jede gewonnene Erfahrung Freude und Selbstgenügsamkeit.

Er war kein Freund der Jagd, auch schweifte er selten — so lockend auch die nächste Umgebung war, — in den nahen Thälern und Wäldern, auf Bergen und Felsen umher; aus seinem Fenster genoß er der reizendsten Aussicht auf die im Frühling- und Herbstschmuck prangende Landschaft, dies schöne Bild labte und erquickte ihn, ohne daß er nöthig gehabt hätte sich von seinen lieben Büchern zu trennen. —

In solchem Stillleben war ein Jahr vergangen. Die Nachbarn unterließen es nachgerade, den jungen, ernsten Mann, der ihnen bald für einen Sonderling galt, in ihre Kreise zu ziehen, da mehre derartige Versuche erfolglos blieben und er auch seinerseits keine Neigung kund gab, durch Einladungen die Einsamkeit seines Gutes zu beleben. —

Eines Abends, es war im Frühjahr, brachte der Fußbote einen Brief aus der Stadt. Er trug das Postzeichen „Danzig" und war von unbekannter Hand. Theodor konnte sich nicht besinnen, selbst von der Universitätszeit her, mit irgend Jemandem

aus dieser Stadt in Verbindung zu stehen. Er löste hastig das Siegel und las.

Das Schreiben war von dem Capellmeister Mascheck, der seit nunmehr elf Jahren im fernen Rußland verschollen gewesen war. Er schrieb in seinem und seiner Frau Namen, daß Beide das gehoffte Eldorado in dem nordischen Reiche nicht gefunden, daß sie nach vielen Täuschungen Nichts mehr als das nackte Leben gerettet, daß die Zahl ihrer Sprößlinge sich auf acht vermehrt und daß sie jetzt, an der Heimath verzweifelnd, entschlossen seien, nach Amerika auszuwandern. In Philadelphia war Mascheck eine lebenslängliche Anstellung als Musiklehrer eines städtischen Institutes in Aussicht gestellt. Von Bremen wollte nun das Ehepaar sich nach der neuen Welt einschiffen und über dem Ocean ein Glück suchen, das sie in der alten hartnäckig gemieden. Am Schlusse des Briefes sprachen Beide gegen den Herrn „Pathen" die Bitte aus, ihr Vorhaben durch ein gnädiges Geschenk zu unterstützen, denn sie waren wohl, obgleich an Jahren älter, voll neuen Lebens- und Hoffnungsmuthes, aber ohne das nöthige Reisegeld für sich und zahlreiche Familie. —

Theodor erinnerte sich in wehmüthiger Freudigkeit aus seinen Knabenjahren der liebgewonnenen Leute, die auch seiner Mutter theuer gewesen, und namentlich seines kleinen Pathen, der nunmehr gerade elf Jahre zählen mußte.

Eine Thräne der Theilnahme trat in sein schönes Auge; er hatte Gelegenheit etwas Gutes zu thun, aber nicht bei der augenblicklichen Hilfe blieb sein gefühlvolles Herz stehen; ihn durchflog ein schöner, ein edler Gedanke. Er wollte seinen Pathen, den Knaben, welchen er über die Taufe gehalten, dem er dem Priester gegenüber gelobt hatte, nöthigenfalls Vaterstelle zu vertreten, als Sohn oder vielmehr jüngeren Bruder annehmen. Er sehnte sich nach einem Wesen, das noch durch ein näheres Band, als das der allgemeinen Menschenliebe, ihm angehörte. — Von

ihren acht Kindern mochten die Eltern leicht Eines missen, zumal demselben eine glückliche Zukunft dadurch begründet wurde und bei dem lebhaften Verkehr beider Hemisphären ein Wiedersehen oder eine Wiedervereinigung nicht ausgeschlossen war. — Ja, er wollte dem kleinen Fritz Vater und Bruder sein, wollte ihn zu einem edlen Menschen und nützlichen Staatsbürger erziehen, sich später einen treuen, unwandelbaren Freund in ihm erwerben, mit dem er dereinst sein reiches Besitzthum zu theilen gedachte.

Diesen Entschluß, der ihm ein vortrefflicher schien, setzte er rasch in's Werk.

Er schrieb sofort an Maschek, legte dreihundert Thaler in Papieren bei und erbat sich unter den angegebenen Bedingungen seinen kleinen Pathen Fritz. Der Knabe sollte den Postconducteuren, die sich namentlich in Preußen durch Bildung und Zuvorkommenheit auszeichnen, übergeben und so bis in die nächste Stadt befördert werden, wo ihn der alte Jacob mit dem Wagen erwarten würde.

Umgehend auch erfolgte die bereitwillige Zusage der dankbaren Eltern, die in Theodors Antrag einen Fingerzeig des Himmels erkannten, und die Nachricht, daß der kleine Fritz, der ein sehr hübscher und talentvoller Knabe sei, schon am nächsten Tage mit der Eilpost nach Schlesien abreisen würde. Ihrerseits rüsteten sich nun auch die Eltern zur sofortigen Abreise nach Bremen, da nunmehr durch die erhaltene Geldsumme jedes Hinderniß beseitigt war, das der Ausführung ihres Planes noch im Wege stand. —

Theodor beschloß nach reiflicher Ueberlegung an dem bestimmten Tage selbst in die Stadt zu fahren, um seinen kleinen Pathen in Empfang zu nehmen. Aus dem Briefe Maschecks gieng unter Anderem hervor, daß er, nachdem seine Anstellung in Petersburg sich nicht realisirt hatte, von Allem entblößt, endlich

gezwungen worden war, sich einer reisenden Schauspielergesellschaft anzuschließen, welche die kleineren Städte der Ostseeprovinzen heimsuchte und ein kümmerliches, mehr dem Broterwerb, als der Kunstübung gewidmetes Leben führte. In solcher Umgebung war — das litt keinen Zweifel — auch der kleine Fritz aufgewachsen, in solcher Gemeinschaft war seine Erziehung, wenn nicht geradezu verderbt, so doch verwahrlost worden. Theodor wollte den Knaben aber auch sittlich glücklich machen; er hatte beschlossen, vor seinen Hausgenossen das Kind als eine ihm anverwandte Waise auszugeben. Er kannte die beschränkten Ansichten der alten Martha zu gut, um nicht einzusehen, daß diese nur widerwillig sich der Aufnahme eines Komödiantenkindes, noch dazu unter so glänzenden Verhältnissen, fügen würde, daß sie wohl gar durch Härte und eine in solchem Alter und bei so beschränkten Begriffen leicht erklärbare Lieblosigkeit den Knaben seine Herkunft und nunmehrige Abhängigkeit könnte empfinden lassen. Wie er den jungen Pathen als seinen Bruder betrachten wollte, so sollte er als ein Ebenbürtiger auch den Leuten im Hause erscheinen. — Diese kleine List und unschuldige Lüge sollte dazu dienen, allseitig ein gleichmäßiges Verhältniß zu gestalten. Es hätte Theodors edles Herz, sein fast mädchenhaftes Zartgefühl tief verletzt, wenn Jemand aus seiner Umgebung den Knaben als ein Bettelkind, das, seinem traurigen Loose entrissen, nunmehr vom Gnadenbrote seines reichen Pathen lebte, betrachtet hätte.

Darum galt es vor allen Dingen den Knaben selbst und insgeheim von der Rolle zu unterrichten, die er nunmehr in seiner neuen Umgebung zu spielen hatte. Dies zwischen Beiden waltende Geheimniß schien ihm auch geeignet, ein innigeres Vertrauen zwischen ihm und seinem Pflegling zu befestigen.

3.

Er fuhr mit Jacob in die Stadt und erwartete im Posthause die Ankunft des Eilwagens. Der Conducteur fragte nach

einem Herrn von Franck und überlieferte Theodor einen schönen, schlank gewachsenen Knaben, der schüchtern vor seinen neuen Versorger trat, aber bald, nachdem er erst das offene, schöne und wohlwollende Antlitz desselben betrachtet, sich ihm mit Zuversicht und Vertrauen näherte. — Theodor gieng sofort mit Fritz auf eine Stube, um ihn insgeheim von seinem Plane und den Beweggründen desselben in Kenntniß zu setzen.

Der Knabe faßte dies Alles mit erstaunlichem Scharfsinn auf: „Ich verstehe Sie ganz, mein guter Herr Pathe," sagte er, „denn als wir so arm durch's fremde Land zogen, mußte ich oft die kränkende Redensart hören: „Es ist nur Komödiantenvolk!" — Und das hat mir oft wehe gethan; auch dem Vater — aber der ließ sich's nicht merken."

Fritz war ziemlich groß für sein Alter, doch fast zu zart für einen Knaben, der jahrelang Reisebeschwerden und Entbehrungen aller Art ertragen hatte, aber er war auch gereifter, klüger, gewandter und scharfsinniger, als andere Kinder von gleichen Jahren. In seinem schönen Gesichte, das schwarze Locken umspielten, und worin ein Paar fast magisch leuchtende dunkle Augen glänzten, las man Muthwillen, beinahe Trotz, aber neben einem Anflug von Schalkhaftigkeit den unverkennbaren Ausdruck der Herzensgüte.

Schon durch die äußere Erscheinung fühlte sich Theodor zu dem Knaben hingezogen, mehr aber noch durch seine Klugheit, seine Verständigkeit, die ihn sich leicht in jedes Verhältniß fügen lehrte. Er bestand darauf, daß ihn der Knabe „Du" und „Bruder" nennen sollte, und gelobte ihm, wenn er sich folgsam, brav und fleißig betragen würde, Vater und Freund zu sein bis zum Tode.

Mit Thränen in den Augen legte der Knabe dies Gelübde ab; so liebevoll er auch der Eltern und Geschwister gedachte, eben so dankbar erkannte er die Umgestaltung seiner Verhältnisse, und

wie auch durch seine Versorgung seine Eltern eines Theils ihrer Last entledigt worden seien. Bei aller Wildheit und allem Leichtsinn — einer Folge der mangelhaften Erziehung und des heimathlosen Umherschweifens von Stadt zu Stadt — war sein Herz doch unendlich weich; leicht traten ihm, wo er ein Unrecht oder einen Fehler erkannte, die Thränen in die Augen, er war fast allzu zugänglich für die Rührung, und im Bewußtsein der eigenen Armuth, die von der Wiege bis hierher sein treuer Gefährte gewesen, fühlte er sich zu jedem Leidenden oder Bedürftigen mit Liebe hingezogen. —

Theodor ließ anspannen und fuhr mit seinem neuen Haus- und Lebensgenossen nach Lindenberg. Die alte Martha war schon von ihm unterrichtet worden, daß ein entfernter Verwandter, ein verwaister Knabe, der Sohn eines Officiers, der nach dem Tode seiner Eltern im Hause eines Predigers zu Danzig ein kurzes Asyl gefunden, von ihm angenommen werden würde. Die neue Belästigung wollte ihr nicht zu Sinne, zumal sie besorgte, daß der neue Ankömmling die Sabbathruhe des Hauses wohl eher beeinträchtigen, als fördern würde; aber voll Verehrung gegen ihren eigenen Pflegling, Theodor, ihren gegenwärtigen „gnädigen Herrn", wagte sie kein Wort des Tadels oder Widerspruches.

Zudem machte Fritzens äußere Erscheinung auch auf sie einen angenehmen Eindruck, der freilich von Zeit zu Zeit geschwächt wurde, als der wilde, heißblütige Knabe ihren ewigen Ermahnungen und Zurechtweisungen nicht dieselbe respectvolle Unterwürfigkeit erwies, wie jenen Theodors, den er bald von ganzem Herzen liebte.

Theodor selbst übersah erst im Verlaufe der Zeit die Schwierigkeit der Aufgabe, welche er sich gestellt. Es kostete ihn ungeheure Mühe, den kleinen Wildfang zu bändigen; seine eigene Sanftmuth und Weichheit ließ ernste Strenge nicht aufkommen,

er gedachte, wo es ihm an Energie gebrach, auf das Herz des Knaben zu wirken, ihn durch Liebe und Milde zu leiten und zu bessern. —

Der Schulmeister des Dorfes wurde sein Lehrer und überkam in der That ein schwieriges Amt; denn Fritz war in vielen Dingen für sein Alter sehr unwissend, er schrieb schlecht, konnte nicht rechnen; dagegen wußte er mit heller Stimme eine Menge Lieder und Opernarien nachzusingen, spielte auch ziemlich geläufig Clavier: Alles aber nur flüchtig, regellos, ohne Hingebung und Ausdauer. Zu muthwilligen Streichen aber und zu Possen und Mystificationen, die er dem Hausgesinde spielte, und womit er selbst die alte Marthe nicht verschonte, war er jederzeit aufgelegt. Mehr als einmal brachte er die Haushälterin zur Verzweiflung, die sich in Scheltworten, Drohungen und Klagen Luft machte, aber eben so oft wußte er sie wieder durch einige Reuethränen, und wenn er schmeichlerisch sie „seine gute Mutter Martha" nannte, zu versöhnen. Was nun der Alten an dem Knaben mißfiel, was sie unablässig an ihm tadelte, sein feuriges, warmblütiges Wesen, das hob ihn in der Gunst des alten Freiwilligen, des Factotums Jacob. Der alte lustige Schelm gab nicht selten dem aufgeweckten Knaben Anleitung zu allerlei tollen Streichen, war in den Feierstunden sein unzertrennlicher Gesellschafter, lehrte ihn schießen, angeln, vogelstellen, ja sogar mit dem Rappier verkehren. Und auch darin zeigte sich Fritz als ein gelehriger Schüler. Desto mehr aber klagte der Schulmeister, ein alter braver aber überaus pedantischer Mann, über den Unfleiß und Unaufmerksamkeit seines Zöglings. Mit der Orthographie, mit der Erdbeschreibung und Geschichte war es im Verlauf des Jahres — so lange lebte nunmehr Fritz bei Theodor — noch leidlich gegangen; aber für Latein nnd Griechisch wollte sich bei dem Knaben auch nicht die entfernteste Neigung entwickeln. — Wir haben aus einem frühern Zwiegespräch bereits erfahren, daß der bekümmerte Schulmann darob bei Theodor häufige Klage anbrachte,

Immer war es nur die Drohung Theodors, ihn von sich zu entfernen und in ein Pensionat zu schicken, was seinen Fleiß auf einige Zeit von Neuem anspornte, denn seinen Freund und Wohlthäter liebte der Knabe überschwenglich; sein Herz, seine ganze Seele gehörte nur ihm. Dies wußte, dies fühlte auch Theodor, und darum vermochte er nicht, wenn ihn Fritzens Tollheiten auch zur Verzweiflung brachten, mit Strenge und Härte gegen ihn zu verfahren.

Wenn Theodor sich in seine Studirstube einschloß und Fritz eine freie Stunde hatte, so brachte er diese — wenn er nicht im Park herumschwärmte — gewöhnlich unten in der großen Gesindestube bei seinem Freund Jacob Leutebecher zu, hörte aufmerksam dessen Kriegsabenteuer, die mehrfach mit Münchhausiaden ausgeschmückt waren, neckte in Verbindung mit ihm die Mägde, ja er spielte sogar — wenn er sich vergaß — zu großem Ergötzen und Staunen der Versammlung förmlich Komödie, indem er seine Jugendeindrücke mit der Kindern eigenen scharfen Nachahmungsgabe zur Anschauung brachte. Dies aber vor Allem verursachte der alten Martha ein Grauen, sie nannte solches Gebahren sündhaft, ja sogar Teufels-Gaukelspiel und beschwerte sich regelmäßig bei Theodor über den lästerlichen Unfug, welchen der „Junker" (so nannte sie Fritz zum Unterschied vom „gnädigen Herrn") sich hatte abermals zu Schulden kommen lassen. —

Auf diese Vorfallenheiten auch bezog sich die ernste Mahnung, welche, wie wir wissen, Theodor an Fritzens Krankenbette ergehen ließ. —

Fritz war nach dem Eisbade, welches er unfreiwillig genommen, wieder vollkommen hergestellt. So sehr auch Martha über seinen Ungehorsam, der ihn, trotz ihrer und Theodors Warnung, verleitet hatte, seine Schlittschuhe auf der kaum einen Strohhalm dünnen Eisdecke zu probiren, indignirt war, ebenso freudig fühlte sie sich bewegt, als er wieder genesen, und der Unfall keine nachtheiligen Folgen zurückgelassen hatte. —

Der alte Schulmeister wurde nach wie vor für einige Unterrichtsgegenstände beibehalten, die Stunden im Latein und Griechischen übernahm jetzt Theodor selbst.

Und in der That: der Knabe hielt Wort! Schon nach acht Tagen zeigte sich ein günstiger Erfolg. Er war Theodor gegenüber aufmerksam — nicht mehr zerstreut wie sonst — er repetirte im Verlaufe des Tages seine Lection, arbeitete sein Pensum aus und lernte die aufgegebene Anzahl Vocabeln gewissenhaft.

Ein belobendes Wort Theodors spornte ihn zu immer neuem Eifer an, und Theodor selbst fühlte sich nicht wenig durch die Resultate seiner Methode geschmeichelt. — In der Ausübung muthwilliger Streiche war freilich trotz des neuen Fleißes, wenn auch gerade keine Steigerung, doch auch keine auffallende Einschränkung eingetreten; doch hatte jetzt Martha mehr als einmal Veranlassung den „alten Narren" Jacob als Anstifter und Begünstiger zu denunciren.

Diesem vermochte aber Theodor am wenigsten Vorwürfe zu machen; denn Jacob war es, der in der Leipziger Schlacht seinen tödtlich verwundeten Vater auf seinen Schultern vom Leichengefild getragen, wo ihn eine halbe Stunde später die Hufe der Muratschen Reiterei zerstampft haben würden. Dankbarkeit und Pietät ließen ihn darum den greisen Soldaten wie einen ältern Freund ehren, und ihm ungerügt hingehen, was an dem feurigen Knaben, seinem Mitschuldigen, ernsthaft getadelt wurde.

4.

Es war etwa vierzehn Tage nach jenem Unfall, der Friedrich in augenscheinliche Lebensgefahr gebracht hatte, da sagte Theodor nach beendigter Unterrichtsstunde: „Wenn Du bis Abends sechs Uhr die Aufgabe fehlerfrei geliefert hast, nehme ich Dich Nachts auf das Observatorium mit und zeige Dir die Sterne. Wir werden heut eine helle Nacht haben."

Freudig sprang der Knabe auf und rief: „Das werde ich gewiß — gewiß, Bruder Theodor!“ —

Bis jetzt war seine Bitte, die Geheimnisse jenes Thurmes kennen zu lernen, immer abschlägig beschieden worden, denn nicht ohne Grund fürchtete Theodor bei der Lebhaftigkeit des Knaben für seine kostbaren Instrumente.

Fritz hatte seine Arbeit schon um fünf Uhr, und, wie er sich selbst gestehen konnte, gewiß zur Zufriedenheit seines geliebten Lehrers vollendet.

Er sprang jetzt in die Gesindestube hinab. Der alte Corporal Jacob Leutebecher putzte ein Gewehr und neckte die Mägde, welche mit Krauteinlegen beschäftigt waren, und mochte eben einen derben Witz „losgeknallt“ haben, da Fritz eintrat, denn er verzog das alte Gesicht mit seinen unzähligen Falten zu einem lauten Gelächter.

Martha saß an einem Tisch und entledigte eine fette Gans der weichen Bauchfedern.

„Nun ist's genug,“ sagte sie ärgerlich, als sie Fritz gewahrte, „nun kann der Musjeh Jacob ein anderes Gespräch auf's Tapet bringen. Hört man doch in diesem Hause, den guten, gnädigen Herrn ausgenommen, von früh bis in die späte Nacht, Nichts als lästerliche Redensarten. Es ist gerade, als gäb's gar keinen Gott im Himmel mehr. Der Musjeh Jacob könnte dem Junker Fritz auch ein besseres Exempel geben. Unter den Soldaten muß man freilich nicht Zucht und Ehrbarkeit suchen.“

Jacob antwortete auf diesen Sermon durch ein abermaliges Gelächter — er war seit lange gegen die Angriffe der Alten mit Gleichmuth gewappnet — und versetzte: „Straf' mir Gott, was man da Alles zu hören bekommt; nee, Jungfer Marthe! Sie darf nicht vergessen, daß der selige, gnädige Herr auch unter den Soldaten war, — und den soll Sie mir im Grabe nicht schimpfiren. Der war ein vortrefflicher Herr, das ist evident;

— ich schäme mich gar nicht, daß mir die Thränen in die Augen treten, so oft ich man an ihn denke. Straf' mir Gott!"

„Ach, da sind ja meine Schlittschuhe," rief Fritz, indem er einen Blick nach der Ecke beim Ofen warf —, „die armen, verlassenen Dinger: — es war eine kurze Freude!"

„Was gehen den Junker," keifte Martha, „die Schlittschuhe an; hat er dem gnädigen Herrn nicht das Versprechen gegeben, nie wieder auf den Teich zu gehen? — Richtig, der Herr hat ja befohlen, daß ich sie verbrennen soll; hinein damit in den Ofen; das Eisen verkaufen wir an den Trödeljuden, wenn er Montags kommt."

„Ach, Marthe," seufzte Fritz, „Du hast kein mitleidiges Herz, da Du Dich meiner Freude nicht erbarmst. Es waren meine Flügel — Du kennst die Lust nicht, fliegen zu können."

„Schöne Flügel," warf die Alte spöttisch ein, „hat der Junker das nasse Bad vergessen, hat er an dem einem Male nicht genug gehabt? Er hat hübsch gezappelt, als er bis an den Hals im Eise steckte und mit der Courage war's auf einmal aus. Da lernt man Christum erkennen; aber freilich wenn's zu spät ist. Und geschrien hat Fritzchen — hehehe! Schöne Flügel — das, dächt' ich, könnt' ihm eine Lehre sein; Flügel — ja, weil's Wasser keine Balken hat."

„Spotte nicht, Marthe," sagte Fritz, „ich hab' dem Bruder das Versprechen gegeben, nicht wieder auf's Eis zu gehen, und werde es halten. Aber bereuen muß ich doch, daß ich mich um ein schönes Vergnügen durch meine Unvorsichtigkeit gebracht habe. — Jetzt ist die Eisdecke wohl eine halbe Elle dick und würde mich gefahrlos tragen."

„Tragen hin, tragen her," schalt Martha, „der Junker hat sich einmal die Flügel verbrannt, oder vielmehr naß gemacht; ein vernünftiger und gehorsamer Knabe nimmt Rath und Warnung an. Ich glaube gar, es gereut ihn das Versprechen? —

Hinein mit dem unnützen Spielzeug in den Ofen! Das zweite Mal dürfte es nicht so gut ablaufen. — Schon der Wunsch darnach ist sündhaft; darnach fragt aber die gottlose Jugend nicht."

Fritz warf dem Jacob einen Blick zu, dieser nickte ihm lächelnd.

„Fliegen," wiederholte die Alte, „was sich die Kinder jetzt vermessen; das ist sündhaft und lasterhaft; der Herr hat uns darum keine Flügel gegeben, daß wir schlecht und recht auf seiner Erde wandeln, welche unsere Wiege war und dereinst unser Grab sein wird. Nur die Engel haben Flügel: das sind die frommen, gehorsamen Kinder, welche Gott frühzeitig zu sich gerufen. Weil es aber jetzt keine solche Kinder mehr gibt, so werden auch keine Engel mehr. Das kann man sich merken, wenn man's verstanden hat."

Ein muthwilliges Lächeln flog über Fritzens Gesicht, Jacob winkte noch ein Mal und der Knabe sagte jetzt in einem unbefangenen Tone: „Wenn die Jungfer Marthe in's Wasser fällt, — die sinkt nicht unter!"

„Wie so? Ich sinke nicht unter? Natürlich, weil ich mich nicht dem Wasser anvertraue — das ist für Enten und Fische, die schwimmen können. Wohin Du nicht gehörst, dahin laß Dich den Fürwitz nicht verleiten."

„Ja," — fuhr Fritz fort, „der Jacob meinte das so —: es soll vor Zeiten die Probe gewesen sein."

„Wenn's Jacob gemeint hat, so ist auf jeden Fall was Dummes oder Böses gewesen."

— „Er meinte auch, die Jungfer Marthe könnte fliegen, auch ohne Flügel; allemal am ersten Mai, sie braucht sich nur auf den Besen oder die Ofengabel setzen — da geht's hinauf auf den Zobten oder den Brocken."

„I du meine Barmherzigkeit," schrie Martha auf und ihr Gesicht färbte sich roth, „ich eine Hexe, das hat er gesagt, das sagt der Junker —?"

— „Ja, und die Probe mit dem Wasser war die Hexenprobe; wenn eine nicht untersank, so war sie's."

„Ich eine Hexe," kreischte die Alte und schlug mit den Fäusten wüthend in den Haufen Federn vor sich, daß diese in der Luft umherflogen, „das soll stante pe der gnädige Herr erfahren! Ich muß eine Satisfaction haben, sonst verlasse ich augenblicklich das Haus, in dem ich fünfzig Jahre treu gedient, und wo ich auf meine alten Tage noch Schimpf und Schande erleben soll — von einem — von dem Junker Fritz und von einem alten Narren."

Sie brach in Thränen aus. Dies stimmte Fritz plötzlich um, er fühlte, daß er gegen die alte Frau zu weit gegangen, daß sein Muthwille sie verletzt habe, er trat ihr rasch in den Weg, umarmte sie und sprach im flehenden Tone, während sich ihm selbst die Augen feuchteten: „Liebe, gute Marthe, nur diesmal noch verzeih' mir. Bitte, bitte, sag' dem Bruder Nichts. Ich will's nicht wieder thun, ich will Alles wieder gut machen. — Ich bin heut' fleißig gewesen, er hat mir darum versprochen, mich auf's Observatorium mitzunehmen, er will mir die Sterne zeigen. Um diese Freude werde ich gebracht, wenn Du Dich bei ihm beklagst!"

Die Alte war schnell versöhnt, zumal sie sah, wie in des Knaben schönen Augen aufrichtige Reuethränen glänzten.

„Das werde ich auch," sagte sie, „wie man in den Wald schreit, so schalt es wieder. Derlei Gedanken und Redensarten kommen auch nicht aus eines Kindes Herzen. Aber es gibt alte Narren, die das unschuldige Blut verführen und verlocken und es zu allem Bösen verleiten. Das muß ein Ende haben; da muß der gnädige Herr ein ernstes Wort drein reden, — sonst ist meines Bleibens nicht länger in diesem Hause. Ich werde gehen — ich werde mit Thränen in den Augen gehen und mir wo anders das Bettel- und Gnadenbrot suchen; mögen die es

bei Gott und der Welt verantworten, die mich auf meine alten Tage von hier vertrieben, und in die Welt hinausgestoßen haben."

„Die Jungfer Marthe," sagte Jacob trocken, „ist man sehr empfindsam. Ich habe den nichtsnutzigen und gottvergessenen Soldaten hinunterschlucken müssen; über ein Scherzwort aber macht sie ein Gelärm, als stünde die Welt an allen Ecken in Brand. — Ja, wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder, die Jungfer Beschließerin mag nur bedenken, daß sie uns Allen alle Tage, früh und spät Predigten hält, was der Pastor nur alle Sonntage thut. Zuviel ist ungesund! Und wären lauter Engel im Hause: sie könnten's der Frau — ich wollt' sagen Jungfrau — Marthe nicht recht machen." —

Martha verschmerzte den Hieb, der in den letzten Worten versteckt war; man erinnere sich, daß sie die Amme der Frau von Franck gewesen. Der Jäger hatte sie, die Schulzenstochter, bethört und war, nachdem sie Mutter geworden, schlechter Streiche und ihrer Folgen wegen in die weite Welt gegangen. Ihr Kind starb früh und sie kam auf das Schloß, wo sie unausgesetzt die lange Reihe von Jahren blieb. Nur Jacob, der älteste Diener des Hauses, war in ihre Jugendgeschichte eingeweiht. — Trotz jener jugendlichen Vorfallenheit aber ließ sich Martha stets Jungfer nennen und wachte eifersüchtig über diesem Prädicat. — Sie fühlte nun, daß sie sich in Nachtheil begeben würde, gienge sie auf eine Erörterung von Jacobs Schlußbemerkung ein, und darum entgegnete sie, zum Hauptgegenstand des Streites zurückkehrend:

„Ich will nur wissen, warum ich eine Hexe bin."

„Na" — meinte Jacob Leutebecher, „das ist man so eine Redensart, hinter der nicht viel mehr steckt, als hinter jeder andern. Man sagt's von alten Frauenzimmern so, besonders wenn sie böse sind. Und gut ist die Jungfer Marthe auch nicht immer, besonders wenn sie eine schlechte Laune im Leibe hat. — Uebrigens haben die Gelehrten herausgebracht, daß es nie-

mals eigentliche Hexen gegeben hat. Sie hatten blos rothe Augen und wurden unschuldig verbrannt. Also, wenn's keine Hexen gegeben hat, so kann das Wort auch kein Schimpf sein. — Und daß die Jungfer am ersten Mai nicht auf der Ofengabel nach dem Brocken fährt zum Hexensabbath, das wissen wir Alle, das können wir nöthigenfalls beschwören. — Wenn man aber so den ganzen Tag keift und die Leute schilt und ärgert, muß man sich auch einen kleinen Scherz gefallen lassen: das ist evident! Ich bin über dreißig Jahre hier im Hause und hab' gewiß auch treu und ehrlich gedient: Niemand kann sagen, daß ich ihm das Leben verbittert habe; selbst die Jungfer nicht."

— Martha wandte sich jetzt zu dem Knaben, der noch immer vor ihr stand und flehend ihre Hand hielt. „Nein — Junker," sagte sie, „Ihnen verderbe ich heute die Freude nicht — Sie gehen mit dem gnädigen Herrn auf's Obstervatorium" (so nannte sie es); „das sollen Sie. Es darf hier Niemand sagen, daß ich rachsüchtig bin. Dulden und Ertragen ist eine Christentugend; ich habe sie ehrlich geübt, mein Leben lang, das kann ich von mir sagen. Ich werde schweigen, Fritzchen; ja, ich will noch mehr thun, ich verspreche Ihnen, daß ich von jetzt an Nichts mehr übel nehme, was Sie mir sagen, was Ihnen vom Herzen kommt, was Ihnen meinetwegen der Zorn eingibt oder der Leichtsinn. Aber das werde ich nicht mehr ertragen und verschmerzen, was Ihnen andere Leute einblasen, andere Leute, die Ihre Unschuld und Unerfahrenheit mißbrauchen, um ihre eigene Bosheit an Mann zu bringen. — Das werde ich nicht mehr, und da soll der gnädige Herr Richter sein, der soll, der wird dazwischen treten!"

„Ich weiß gerade nicht," warf der alte Soldat trocken ein, „ob der gnädige Herr, der ganz andere Sachen im Kopfe hat, sich besonders amusiren wird, wenn ihm die Jungfer diese unfruchtbaren Klätschereien und das Gezänke weit und breit vor-

erzählt. Ich glaube, man muß einem so hochstudirten Herrn nicht mit den Geschichten aus der Gesindestube zur Last fallen. — Die Jungfer Marthe regiert einmal das ganze Haus; das wär' nun für ihren Stolz genug, und darum dürfte sie auch einem Andern ein freies Wort vergönnen. Wir lassen uns ruhig von ihr Alle commandiren — das hab' ich mir sonst nur von meinem Officier gefallen lassen — und der trug's eiserne Kreuz auf der Brust, — aber die Gedanken und Redensarten muß man den Menschen, besonders einem alten Soldaten, nicht abschneiden wollen."

„Ich regiere das ganze Haus!?" wiederholte Martha, „als ob mir hier Jemand gehorchte, als ob nur einmal Etwas nach meinem Kopfe gienge! Nein, weil der gnädige Herr zu gut ist, weil er Alles gehen und geschehen läßt, darum folgt Alles seinem eigenen Willen, und Jeder hat hier zu befehlen, Keiner aber will gehorchen. Ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Welt eine so confuse Wirthschaft gibt, wie hier im Hause. An Allem ist freilich nur die bodenlose Engelsgüte unsers Herrn schuld — denn er hat das gute Herz von Vater und Mutter zugleich geerbt, daß ich sagen könnte, er hat zwei gute Herzen in der Brust; aber eben darum bin ich die letzte Person, die ihm durch Klagen und Beschwerden Herzleid und Bekümmerniß verursachen will. — Nein, das hat der edle Mann, dessen Geist mehr unter den Sternen des Himmels lebt, als auf der Erde, um uns nicht verdient! Das wäre schnöder Undank! — Ich regiere das ganze Haus!? Da heißt sich's gut regieren, wenn man keine Autorität hat, wenn man von oben her keine Vollmacht genießt, und nicht vertreten wird. — Wenn mir der gnädige Herr auch sein volles Vertrauen schenkt, so habe ich dasselbe wohl durch fünfzigjährige treue Dienste zu erwerben gewußt. Ich kann mir, Gottlob, nicht vorwerfen, daß ich auch nur ein Mal meine Pflicht versäumt hätte."

„Wenn ich der Jungfer Marthe," sagte der Soldat jetzt ernsthaft und strich sich den Bart, „vielleicht hier im Wege bin, und wenn sie's nun nach dreißig Jahren mit mir nicht mehr aushalten kann, und wenn sie glaubt ruhiger und glücklicher zu leben — wenn ich erst aus dem Hause geschafft worden bin: so werd' ich's freilich nicht ändern können. Ich will Niemandem das Leben verbittern, — das hab' ich nie, selbst im Regiment nicht, wo wir doch mehre boshafte Bursche hatten. Vielleicht findet sich im Invalidenhause noch ein Fleckchen, wo ein alter zerhauener Soldat seine müden Knochen niederlegen und sich auf den Tod vorbereiten kann, um in's allerletzte Standquartier zu rücken."

Er erhob seine Stimme und sang im dröhnenden Baß die Strophe aus Körners Lied:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll Dein heitres Blinken;
Siehst mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran,
Hurrah, Hurrah, Hurrah!

— Das wird noch ein Mal aus voller Brust gesungen, dann die Augen zugemacht — abmarschirt — den vorausgegangenen Kameraden in jener Welt ein freundliches Willkommen, vor Allem aber dem seligen, gnädigen Herrn, der ein edler Mensch und ein braver Soldat zugleich war, denn Beides, Jungfer Marthe, läßt sich ganz gut vereinigen." —

Nun war es aber an der Alten, sich von der Rührung überwältigen zu lassen. Sie brach in Thränen aus, faltete die Hände und rief: „Nein — das ist abscheulich, das ist boshaft, das ist schlecht von Ihm, Jacob, daß Er meint, ich könnte einen so braven, treuen Diener, wie Ihn, der dem seligen Herrn in der Schlacht das Leben gerettet, hier verdrängen wollen. — Schäm' Er sich, mir so Etwas zuzutrauen! Hab' ich ein Tiger-

herz, bin ich etwa eine falsche Katze? Hat es mir jemals Freude gemacht Jemandem zu schaden? Sag' Er's nur frei heraus, Jacob, wenn Er etwas der Art weiß. — Wie oft habe ich Ihm nicht gesagt, daß es mir die einzige Freude und der einzige Trost ist, daß wir Beide zusammen in diesem Hause mit einander leben und sterben würden. — Er mir im Wege? — Pfui, Jacob, das war falsch gesprochen! — Man soll zwar Niemandem eine Gefälligkeit vorwerfen; aber habe ich Ihn, als Er vor drei Jahren so gefährlich krank war, etwa so gepflegt, wie man Einen pflegt, den man gern los sein will? Jacob!"

Der alte Soldat war nun auch nah' am Herzen getroffen, er legte das Gewehr bei Seite, trat näher zur Alten und reichte ihr die Hand, indem er in biederem Tone sagte:

„Nein, straf' mir Gott! Marthe — das hat Sie nicht. Sie hat im Gegentheil wie eine Mutter, wie eine Schwester an mir gehandelt. Sie hat mich gepflegt, die Nächte bei mir durchwacht, und ohne Sie, Marthe, wär' ich schon seit Jahren drüben bei meinen Kameraden von Leipzig und Quatrebras, und beim gnädigen Herrn. — Dafür, Marthe, muß ich Ihr auf ewig dankbar sein, und das bin ich auch, Gott straf' mir, das ist evident! — Und darum dächte ich, weil wir es schon dreißig Jahre lang bei einander in Lieb' und Frieden ausgehalten, wir ließen es beim Alten, und ärgerten uns nicht mehr wegen ein paar Redensarten, die häufig nur von der Zunge kommen und nicht aus dem Herzen. — Ich dächte, wir schließen Frieden, und gäben als die Aeltesten hier im Hause dem jungen Volk ein gutes Exempel. Hier meine Hand!"

Martha wischte sich die Thränen aus den Augen und versetzte gerührt und erschöpft mit sanfter, ergebender Stimme: „Ich bin's zufrieden. Niemand kann mir nachsagen, daß ich hartherzig wäre. Ich lebe nach der Schrift, die da gebietet, daß wir in Eintracht und Frieden durch dieses Jammerthal wandeln

sollen. Hab' ich doch nie im Entferntesten daran gedacht, Jemandem Aergerniß zu geben. Davon weiß mein Herz Nichts. — Wer weiß wie bald ich in die Grube sinke, denn meiner Jahre, die noch kommen, sind nicht viel mehr zu zählen."

Sie reichte Jacob die Hand zur Versöhnung. Der alte Soldat sagte: „Es ist gut, Marthe! Ich weiß, daß sie ein treffliches Gemüth hat, das sich des Nächsten gern und überall erbarmt. Es ist man nur Schade, daß wir uns wegen ein paar scherzhafter Redensarten so stark erhitzt haben. Nun — es soll mir nicht sobald wieder passiren. Das ist evident." —

Fritz, der den Frieden, welchen er eigentlich als nächste Veranlassung gebrochen, wieder hergestellt sah, ließ die Hand der Alten los, indem er sagte: „Du zürnst nicht mehr, Marthe, ich danke Dir. Jetzt aber muß ich fort in die Stunde und dem Bruder meine Arbeit vorlegen. Und wenn es Nacht wird, da bin ich auf dem Observatorium und sehe die Pracht der Sterne. Morgen kann ich Euch gewiß viel Wunderbares davon erzählen. Adieu!"

Er sprang fort. —

Theodor fand die Aufgabe trefflich gelöst, er belobte den Kleinen und wiederholte sein Versprechen, ihm noch heut' das Mysterium seiner Sternwarte aufzuschließen.

5.

Schüchtern und fast zitternd trat der Knabe an Theodors Hand in die geheimnißvollen Räume.

— Theodor öffnete die Gardinen und Luken. Es war eine prachtvolle sternenklare Winternacht, der Himmel kornblumenblau überzogen, darauf glänzten die Gestirne wie geschliffene Demanten.

Theodor richtete erst das Fernrohr nach der Milchstraße

und ließ den Knaben das ungeheure Sterngewimmel schauen, dann zeigte er ihm den purpurnen Ring des Saturns, die Jupitermonde, einige Doppelsterne u. s. w., indem er in kurzen faßlichen Worten eine Erläuterung hinzufügte. Der Knabe konnte sich kaum von den Gegenständen trennen, wie sie jetzt seinem bewaffneten Auge erschienen und ihm eine ganz neue Welt der Anschauung aufschlossen. —

Er faltete die Hände, eine Thräne glänzte in seinem Auge und leise und mit tiefer Bewegung sagte er: „Das also ist die Unendlichkeit, die Welt!!"

Theodor schloß das Fenster, denn der Nachtfrost zog erkältend herein.

„Und das hat Gott Alles gemacht," fuhr Fritz fort, in Staunen und Sinnen versunken.

„Das Alles — Alles und noch mehr," wiederholte Theodor, „denn nur die eine Hälfte umfaßt unser nordischer Gesichtskreis, den Bewohnern der südlichen Hemisphäre zeigt der Himmel andere Sternbilder und Gruppen; wie hoch oben uns der Orion, so leuchtet Jenen dort tief unten das Kreuz."

— „Ja, das ist die Unendlichkeit," fuhr fast träumerisch der Knabe fort, „wenn man das nur fassen könnte! Wie gewaltig ist doch Gott! — Diese Millionen Sterne, sagst Du, — ebenso wie die Erde, die nur einer von den kleinen Weltkörpern ist — und jener Raum —; er hat kein Ende sagst Du — keinen Hintergrund?! Jetzt weiß ich erst, warum wir beten; ich werde von nun an ganz anders beten zu Gott, obgleich er mir nun viel, viel ferner erscheint, als bisher und ich ihn weniger begreife."

„Und doch, Fritz, ist er ewig unwandelbar, ewig wirksam und erkennbar in unserer nächsten Nähe. Jedes welke Blatt, das in Verwesung übergeht, belebt er mit tausend Thiergestalten, die nur durch das Mikroskop erkennbar, doch eben so vollkommen

organisirt sind, wie der Menschenleib. In jedem Wassertropfen ist eine belebte, schaffende, lebengestaltende Welt. Was wir Tod nennen, ist nur Uebergang und Wechsel der Form. Unablässig pulsirt in der Natur das Schaffen, das Fort- und Weiterbilden, im Grashalm sowohl, wie ohne Zweifel in jenen Feuergloben, welche in gemessenen Bahnen die ungeheuern Räume durchziehen."

„Und ihre Entfernung, sagst Du," — fragte weiter der Knabe, „kann man bemessen, und ihre Größe, — und ihren Lauf berechnen?"

— „So ist es, mein Sohn, auf Meilen und Stunden."

„O laß mich das lernen, lieber Theodor!"

— „Dann mußt Du rechnen lernen — Mathematik studiren, — und das eben, sagte der Schulmeister, fällt Dir am schwersten."

„Ich werd' es," rief Fritz freudig auf, „ich kann Alles, was ich will!"

— „Wir wollen es versuchen."

„Und auch Menschen wie wir wohnen auf jenen Sternen?"

— „Gewiß, denn wir haben keinen Grund dies zu bezweifeln. Wesen wie wir, vielleicht anders organisirt, je nach der Natur dieser Himmelskörper, aber lebend, schaffend und fortbildend, denn die ganze Welt ist Leben, das ist der Odem Gottes, der unablässig wirkend und erwärmend durch seine Schöpfung zieht."

„So gäbe es keinen Tod," warf der Knabe ein, „der zerstört und vernichtet?"

— „Es gibt keine Vernichtung, denn es gibt keinen Stillstand. Alles bleibt, nur die Form wechselt. Was wir Tod nennen, ist nur Umbildung. Kein Sonnenstäubchen schwindet aus dem Weltenraum, es durchläuft die Bahn seiner Bestimmung in Myriaden von Umgestaltungen. Es gibt keinen Tod, wir bleiben ewig, da wir von ewig waren!"

„Wir Menschen?" fragte der Knabe, von einer heiligen Erschütterung durchbebt.

— „Der Stoff zu uns, der Geist in ihm, ward vom Herrn schon am ersten Schöpfungstage erzeugt, er entsprang mit seinem Gedanken zugleich."

„Ja — ja, Bruder! jetzt werde ich anders zu Gott beten, ich fühl' es, daß ich anders beten muß. Worte können das nicht sagen: ich weiß nicht wie!?"

— „Jeder Laut, jede Bewegung in der Natur ist ein Preis des Herrn, denn sie sind Offenbarungen seines unablässigen Waltens. So ist der Gesang der Nachtigall, der Duft der Blumen, das Brausen des Waldes, das Dampfen der Berggipfel, das Rauschen des Felsenquelles, nur ein Hosiannah dem Herrn und zugleich seine Verkündigung, das laute Wort, das er zu uns spricht. Auch unser Gebet ist nur ein Widerhall seines Wortes, denn Empfindung, Erkenntniß und Gedanken hat er als Keim in uns gelegt. — Ja, mein Fritz, Du wirst glücklich sein wie ich, wenn Du durch Fleiß und Beharrlichkeit tiefer eingedrungen bist in das Reich des Wissens und an der Hand der Forscher immer weiter wandelst in die endlosen Räume, die bei jedem Schritt ein neues Geheimniß und eine neue Wahrheit aufschließen. Nur Wissen und Erkennen beglückt, — in ihm liegt jede Tugend!"

„Ja, ich will lernen," sagte der Knabe fast feierlich, „dann werde ich gewiß auch gut werden und Dich nicht mehr erzürnen. Weiß ich doch jetzt, warum Du so gut bist."

„Aus der innigen Bewunderung für den Schöpfer fließt die Liebe zu dem Erschaffenen, diese Liebe hat der Herr wie einen Strom durch die Welt gegossen, der unablässig rinnt und sein Gebäude befruchtet, wenn gleich Viele scheu sein Ufer und die krystallene Flut meiden. Die davon trinken beseligt er, er ist die große Pulsader, die den gewaltigen Körper belebt. Er ist unerschöpflich; tränken Alle davon: die Welt wäre jetzt schon vollkommen, wie sie dereinst nach dem Willen des Herrn

gewiß werden soll. Ein mächtiger Trieb in uns, dessen Zuruf wir vernehmen, wenn wir ihm lauschen, drängt uns nach dieser Vollkommenheit zu ringen. Die Spanne Zeit, die wir Erdenleben nennen, ist zu kurz dazu, aber auch für uns, wie für jene Weltgebäude, jene Feuergloben ist die Zeit ewig."

„Wie danke ich Dir, Theodor," sagte der Knabe und drückte dessen Hand an seine Brust, „Du hast mich heut' sehr glücklich gemacht durch das, was Du mich lehrtest."

Theodor streichelte ihm liebevoll die Wangen. Sie waren marmorkalt — auch die kleinen Hände waren erstarrt.

„Komm, Fritz," sagte er aufstehend, „Du könntest Dich erkälten und krank werden. Es ist Zeit in die warme Stube zu gehen, Martha wird uns mit dem Abendmahl erwarten."

— Fritz war bei Tische schweigsam und in sich gekehrt, er antwortete zerstreut auf die Fragen des Bruders; es dehnte und breitete sich in ihm eine Gedankenfülle aus, die die Anschauung all' dieser Wunder und die Worte Theodors in ihm geweckt. Noch vermochte er sie nicht zu ordnen, zu regeln und zu umfassen, sie flutete chaotisch durch seinen Kopf, der Wissenstrieb erhob sich wie ein Riese in ihm, aber zugleich auch mit aller Pein, weil die junge Kraft diesem Ringen noch nicht gewachsen war, weil der Ideenkreis noch nicht reich genug zur Ergänzung und zum Fortbilden und Gestalten. —

Er aß wenig und instinctmäßig; Martha plauderte viel, — sie gab häufig Stoff zum Lachen und zu scherzhaften Bemerkungen und Neckereien; aber diesmal achtete der Knabe dessen nicht.

Theodor'n freute diese Nachwirkung, diese nachhallende Erschütterung; er pries die Allgewalt der Wissenschaft, die in dem lebhaften Knaben schon einen solchen Sieg erfochten, er blickte vergnügt in die Zukunft, die seinem Liebling, nach solcher Empfänglichkeit zu schließen, eine ruhmvolle Laufbahn, einen hohen Standpunkt im Reich des Wissens in Aussicht stellte. Er pries

das Geschick, das ihm gerade diesen begabten Knaben zugeführt, stolz wollte er sich dereinst, wenn Friedrichs Name vor den Augen der Nation glänzte, seines Werkes rühmen. —

Fritz eilte frühzeitig zu Bette, in Martha's Gegenwart, die Theodor mit ihrer Geschwätzigkeit behelligte, wollte er dem Bruder nicht mit ernsten Fragen lästig fallen. Theodor, in seiner Langmuth und Herzensgüte, hatte auch für die trivialen Erzählungen der guten, treuen Alten ein geduldiges Ohr. —

— Es drängte den Knaben allein zu sein, er küßte den Bruder, reichte Martha die Hand, welche ihn ermahnte das Nachtgebet nicht zu vergessen, und eilte in seine Stube.

Im Finstern entkleidete er sich, wie gewöhnlich, und gieng zu Bette.

Er hatte eine schlaflose Nacht, und als der Schlummer gegen die Frühstunden in abgerissenen Pausen über sein Auge kam, da kreisten in Traumbildern vor seiner Phantasie all' die Sterne mit ihren wundersamen Lichtern, da bildeten sie gigantische Feuerblumen, stiegen auf von der Erde zum Himmel und vom Himmel wieder herab, seltsame Bäume und Stauden schossen von den Bergen in die Höhe und belebten sich, die Ströme, die Wasserfälle, die Nachtigallen und Lüfte sprachen eine Sprache, die er verstand, ohne daß er sich entsinnen konnte, sie je gehört zu haben. Ihre Worte drangen tief in seine Seele und ihm war, als löste sich ein Räthsel nach dem andern in seiner Brust, als verstehe, als fasse er Alles, was sein Bruder nur flüchtig angedeutet und was er gestern in seiner überwältigenden Fülle nicht klar zu fassen vermochte. Ein seliges Gefühl durchjauchzte ihn; ihm war, als wüchsen ihm Flügel an den Schultern und er stürzte sich hinein in dieses Weltgebraus von Sternengloben und Feuerblumen, von redenden Bergen und singenden Wäldern und flöge immer, immer weiter in ein purpurnes Feuerthor, so weit wie der Himmel und tief und unendlich wie dieser! — —

Dann war ihm, als gienge er unter in diesen weichen und warmen Flammen, Sinn und Bewußtsein schwand ihm, aber eine unnennbare Seligkeit durchzog sein ganzes Wesen und löste ihn auf in Atome voll wonniger Empfindung. — —

Er erwachte spät; er war blaß und abgespannt.

So begrüßte er beim Frühstück den Bruder.

Da, als er Martha sah, welche den Kaffee brachte, erinnerte er sich plötzlich, daß er am vorigen Abend, trotz ihrer Ermahnung, das Nachtgebet vergessen. — Aber so beruhigte er sich schnell —, vielleicht war das, was ich schlaflos dachte, und was ich geträumt, auch ein Gebet und Gott hat es mir in die Seele gesendet. Ich werde vielleicht nicht mehr in den Worten beten können, die man mich zu beten gelehrt.

Als er sich mit Theodor allein befand, schilderte er ihm seine gehabten Träume.

Der Bruder hörte ihn mit aufmerksamer Freudigkeit und Staunen an. Der Gedankenflug und die Ausdrucksweise des Knaben, welche die Traumbilder mit glühender Färbung wiedergab, überraschte ihn.

Aber ernst und besonnen sagte er, nachdem Fritz geendet:

„Du mußt, mein Lieber, der Phantasie, der Träumerei nicht zu viel Gewalt über Dich einräumen. Nur über das Sichtbare und Erkannte, Gelöste, müssen wir staunen, das Räthselhafte, Verborgene löst keine phantastische Anschauung. Mit Ernst und Eifer mußt Du die Anfangsgründe dieser Wissenschaften erlernen, vor dem trockenen Studium der Zahlen und Figuren, die Dich allein zum Resultat, das heißt, zur Kenntniß führen, nicht zurückscheuen, Du wirst viel Gedächtnißwerk treiben müssen, bevor Dir die goldene Frucht der Erkenntniß reift, aber dann auch, dann auch wiegt diese tiefe und sichere Einsicht in die Wunder und Geheimnisse der Natur in ihrer Pracht und Majestät alle Gebilde der Phantasie auf, alle Zaubergestalten des

Traumlebens! Die Wirklichkeit ist größer als alle Poesie, diese borgt von ihr nur Formen und Farben und bannt sie in einen engen Raum, für unsere Anschauung, weil wir die Unendlichkeit jener nicht zu fassen vermögen. — Doch das wirst Du später verstehen lernen.“ —

6.

Ein Jahr war vorübergegangen und der nächste Frühling erschien. Fritz hatte erstaunliche Fortschritte gemacht. Theodor mußte häufig den Feuereifer des Knaben bändigen; er wollte rasch Alles umfassen, ergründen, wollte rastlos und bis zur Erschöpfung die einmal betretene Bahn verfolgen, er wollte Alles wissen, mit einem Sprunge, nicht durch Uebergänge, zum Ziel: zur Erkenntniß uud Ueberzeugung gelangen. Er war unerschöpflich in Fragen; wo er ein Resultat noch vor vollendeter Deduction errieth, da flammte Begeisterung durch sein ganzes Wesen, da leuchtete es wie die Wonne des Triumphes aus seinen Augen.

Wunderbar aber war bei dieser ernsten, dieser unabläßig geistigen Richtung, daß er seinen jugendlichen Frohsinn, die kindliche Heiterkeit, den leichten Sinn und den sprudelnden Muthwillen nicht gänzlich einbüßte. Zwar war er ernster geworden, aber das heitere, warme Naturell verlockte ihn noch oft genug zu muthwilligen Streichen und Possen. Vom Arbeitstische stürmte er fort in die Gesindestube, in den Park, auf die nahen Felder und Berge, ebenso froh und freudig aber kehrte er wieder zu den Büchern und Papieren zurück. Dies machte Theodor abermals staunen und er gestand sich, der Knabe sei eine seltene außerordentlich organisirte Natur.

Dieser Umstand aber sicherte und erhielt des Knaben physisches Wohl, er verkümmerte nicht wie andere Kinder bei frühzeitiger und übermäßiger Anstrengung. Er war, wenn auch

immer älter werdend, noch immer der blühendschöne, kerngesunde, ausgelassene, tolle Fritz, bei dem es nur der leisesten Anregung bedurfte, um durch eine Unbesonnenheit oder Schelmerei das ganze Schloß in Aufruhr und Schrecken zu bringen.

— Aber eine Umgestaltung seines inneren Wesens sollte doch bald mit ihm vorgehen, eine Umwandlung, die weder er, noch seine Umgebung, weder sein Studium, noch Theodors Vorbild veranlaßte.

Der Frühling war diesmal mit unbeschreiblicher Pracht über die Erde gekommen. Bis dicht an die Schneeregion der Riesenkoppe breitete er sein grünes Gewand aus; hell rauschten und brausten von den Bergen und Felsen die Bäche, Thal und Höhe grünte und duftete, und in den Wäldern und an den Rainen ward es laut von Vogelstimmen, vom lustigen Zirpen und Summen der Käfer und Grillen; das Heerdengeläut scholl melodisch auf den Triften, und Menschenstimmen tönten jubelnd von Wald und Flur zu den Bergriesen hinauf und wieder herunter in die Thäler und Schluchten. Gottes Sonne leuchtete so warm, so mild, so wundersam verklärend am Himmel, der von Tag zu Tag sich in dunkleres Blau kleidete. —

Fritz war von seinem freundlichen Lehrer durch das Studium der Naturwissenschaften auch auf die Beobachtung der Naturschönheiten hingewiesen worden. Er lernte es, das geheimnißvolle Walten der segensreichen Urmutter zu belauschen, ihren Athemzügen und Pulsschlägen zu horchen. Wie erschien ihm das Alles jetzt neu und wundersam und staunenswürdig, woran er ehedem gleichgiltig und theilnahmlos vorübergegangen, das war eine süße mystische Sprache, welche jetzt Berg und Wald, welche Baum und Blume zu ihm redeten.

Wenn es Abend wurde, dann eilte er hinaus in den Park oder er erklomm einen der nähern waldgekrönten Hügel und betrachtete den Sonnenuntergang, wie dieser erst die Niederungen

und Flächen, dann die majestätischen Bergriesen mit seinem purpurnen Mantel umhüllte, bis sein letzter Strahl in den Fenstern der Capelle verglühte und dann leichte Silbernebel über den Thälern sich bildeten und magisch auf- und niederschwebten und durchglänzt wurden mit mattem Schimmer, wenn sich der Mond über dem hohen Rad erhob und sein bleiches, melancholisches Licht herniederflutete auf die paradiesische Landschaft voll Hoheit und Milde. —

Oft auch verließ der Knabe schon beim ersten Tagesgrauen sein Lager und flog hinaus, seine Brust in der frischen Morgenluft zu baden, die seine Locken mit feuchtem Thau tränkte; er erwartete den Aufgang der Tageskönigin, deren Ankunft die Natur mit ehrfurchtsvoller, andächtiger Stille entgegenharrte. Wenn dann der erste Strahl die Höhen vergoldete, da regte es sich tief drinnen in Wald und Busch, leise und scheu ließ der erste Vogel, der ausgeschlafen, seine Stimme ertönen, ihm folgte bald ein zweiter, ein dritter, jeder seine eigene Weise anschlagend, dort und hier ward ein ganzes Heer von Guckucks laut, die Amsel schlug im Felde, die Lerche stieg jubilirend zum Himmel empor und ward hoch oben wie ein glänzender Stern sichtbar, denn dort oben leuchtete schon die Sonne, die dem Thalbewohner noch die östlichen Berge verhüllten.

Träumerisch sah der Knabe mit gefalteten Händen in diese bräutliche Feier der Natur, eine unendliche Sehnsucht schwellte seine Brust, Thränen füllten seine Augen und Seufzer die junge Brust, es gieng eine seltsame, ihm unerklärliche Umwandlung in seinem Innern vor, Wehmuth durchschauerte ihn, ein unbestimmtes räthselhaftes Drängen und Verlangen durchbebte ihn, — mitten in aller Pracht ward ihm das Herz so schwer und zum Tode betrübt, es rangen sich daraus Wünsche empor, doch kannten sie kein Ziel, er vermochte ihnen nicht Namen und Deutung zu geben. Der Gesang der Nachtigall regte ihn fast fieberhaft auf

und dehnte seine Brust, als wollte er sie in süßer Beklommenheit zersprengen. Seine Seele rang nach einem unbestimmten Etwas, er glaubte, die Natur würde ihm Lösung und Antwort geben, aber all' ihre Bilder, all' ihre Töne legten sich nur wehmüthig und melancholisch an sein Herz. Oft dachte er auch, wenn in solchen Momenten Theodor an seiner Seite säße, seine Hand in die seinige legte, mit ihm zugleich hineinstarrte in diese Pracht voll Schimmer und Farben, dann müßte ihm das Alles klar und deutlich werden, dann würde die Last auf seiner Brust schmelzen und die Sehnsucht, die ihn nach jenen Bergesriesen und tiefen Thalschluchten zog, in die geheimnißvolle Behausung Rübezahls, würde gestillt werden.

Theodor war aber nur schwer zu bewegen, seine Studirstube zu verlassen, zu ihm sprach mächtiger die Natur aus den Büchern, als in ihrer unmittelbaren Anschauung; doch hatte er dem drängenden Knaben eine freudenreiche Aussicht gestellt; er hatte ihm, wenn erst im Juli der Schnee auf dem Riesenkamm geschmolzen sein würde, eine Bergfahrt in seiner Begleitung versprochen. Auf diese hoffte und vertraute Fritz, von ihr versprach er sich eine Umwandlung seines beklommenen Zustandes.

Bis dahin auch schwelgte er allabendlich in seinen so räthselhaften und wehmüthigen Gefühlen, und wenn er dann nach Hause zurückkehrte, warf er sich oft stürmisch an Theodors Brust und bedeckte in gewaltiger Aufregung dessen Mund mit feurigen Küssen, manchmal aber, wie über sich selbst erschreckend, zog er sich plötzlich scheu und erröthend zurück.

Trotz dieser innern Gährung aber ließ er im Fleiße nicht nach, er behielt denselben Eifer für die Wissenschaften; fühlte er doch, daß er dem geliebten Bruder dadurch eine Freude bereite.

Und dem Scharfblicke Theodors entgieng diese sonderbare Aufregung und Umwandlung des Knaben nicht. Er schrieb sie dem Wendepunkte in des Knaben physischem Naturell, dem Ueber-

gange von dem Kindes- zum Jünglingsalter zu, zugleich aber schien sie ihm eine Folge des eifrigen Studiums zu sein und er suchte nun, um den feurigen Knaben nicht aufzureiben, ihn weniger und leichter zu beschäftigen. Aber dadurch gewann Fritz mehre Stunden, die er der peinlichen und ihm doch so wundersüßen Einsamkeit widmen konnte, seinen räthselhaften Wünschen und Träumen.

7.

So kam der Hochsommer heran, die Bergfahrt war unternommen worden. Aber sie hatte die Aufregung in des Knaben Brust, sein Schwärmen und Sehnen nicht gesänftigt und gestillt. Er blieb träumerisch wie zuvor, die sonst rosigen Wangen färbten sich blaß, die Ansprache des Bruders, ob sie tadelnd, ob liebevoll war, machte ihn oft erbeben; so hingebend und duldend er sich ihm gegenüber und in den schwärmerischen Stunden seiner Einsamkeit benahm, ebenso gereizt zeigte er sich oft gegen die Leute des Hauses.

Er hatte zwar mit der alten Martha Frieden geschlossen, aber doch ereigneten sich Zwischenfälle, wo er es nur ihrer treulichen Consequenz zu danken hatte, daß nicht abermalige Klagen an seinen Bruder gebracht wurden.

Diesem war die Umwandlung, diese Art geistiger und physischer Störung des Knaben, nicht entgangen, er dachte nunmehr ernsthaft daran, mit dem Knaben in die Stadt zu fahren und den Doctor Breyer, den langbewährten Arzt seiner Familie, zu consultiren. Er wollte sich, wenn es nöthig befunden wurde, selbst aufraffen, mit Fritz eine Reise unternehmen, in ein Bad gehen, vielleicht in das nahe Warmbrunn, oder nach Salzbrunn, ja — wenn es nöthig — wohl gar an den Rhein. Es war dies kein geringes Opfer, das er dem Knaben brachte, indem er sein

Studium über die Infusorien, welchem er soeben mit brennendem Eifer oblag, unterbrechen und auf die Wintermonate hinaus vertagen mußte.

Die Liebe zu Fritz hieß ihn auch dieses Opfer bringen, denn er gestand sich zudem, daß er den Knaben doch wohl übermäßig angestrengt, daß er diesem feurigen Wissenschaftstriebe mit einem Male zu viel Nahrungsstoff geboten, daß er den Forschungsdrang des Kindes nicht zur rechten Zeit gebändigt. —

Aber ein Ereigniß brachte diesen Verhältnissen, diesen Zuständen und Stimmungen eine ganz plötzliche und wunderbare Umwandlung.

Fritz hatte seine Lehrstunden beendigt, — es war ein kalter, regnerischer Tag, er konnte nicht hinaus in's Freie, auch um den Bruder durfte er nicht sein, da dieser jeden Mittwoch seiner ausgebreiteten Correspondenz zu widmen pflegte und dann keine Störung duldete, — er gieng hinab in die Stube seines Freundes Leutebecher, den er ohnehin seit einiger Zeit vernachlässigt hatte.

Dieser pfiff ein Lied und stieß abwechselnd Dampfwolken aus seiner kurzen Pfeife, er drehte den grauen Schnurbart und hatte vor sich auf dem Tische zwei große Pulverhörner und viele lange und breite Papierstreifen.

„Gott straf' mir," sagte er, als Fritz eintrat, „Sie kommen man zur guten Stunde; bei dem schauderhaften Wetter muß man sich die Zeit halbwege zum Amusement wandeln. Ich mache hier, wie Sie sehen, Frösche: diese sind eine Art Feuerwerk, welches fünf bis sechs Mal losknallt, desperat hin- und herfährt, und im Grunde doch Niemand nicht schadet. Es verbreitet blos, wenn man es heimlich ausübt, eine Art Confusion unter Menschen und Thier, und ich habe mir gedacht, es wird Ihnen Spaß machen, wenn wir etwa morgen hinausgehen, nach dem Anger beim rothen Kreuz, wo der Dorfhirt die Gemeinde-Schweine hütet. Unter diese Bevölkerung werden einige Frösche losgelassen,

welche hin und her rasen und knallen und puffen, worauf die Borstenthiere in eine absonderliche Confusion gerathen — das ist evident! — die lustigsten Sprünge und Capriolen unternehmen und in allen möglichen Tönen ihre Verwunderung und Gegensympathie zu erkennen geben. — Jedoch Alles, ohne daß es ihnen schadet. Die Sache ist sehr lustig und zum Lachen, — für die Schweine aber nur eine kleine Gemüthsbewegung, welche ihnen durchaus keinen Nachtheil bringt. Als wir in Frankreich in Occupation lagen, haben wir uns oft dieses Plaisir gemacht, weil endlich gar kein Feind mehr zu bekriegen war, und haben Manöver auch bei Schaf- und Rinderheerden versucht. — Bei den Letztern aber schien es nicht gut anwendbar, denn die Kühe liefen freilich wie besessen davon, aber der Stier nahm den Spaß übel, Gott straf' mir! — als hätte dies Thier ein Ehrgefühl besessen und seine Damen ritterlich beschützen wollen: — er nahm meinen Kameraden, welcher die Frösche losgebrannt, ganz unvernünftig auf die Hörner und brach ihm ein paar Rippen. — Er hätte ihn, — das ist evident — sogar umgebracht, wenn wir endlich nicht Alle, die wir blos ein Gelächter haben wollten, herbeigestürzt wären und dem rasenden Unthier mit unsern Säbeln etliche tüchtige Stiche in die Tiefe versetzt hätten. Ich glaube, das Beest ist d'ran gestorben, oder hat müssen geschlachtet werden. — Der Bauer, dem es gehörte, verklagte uns beim Lieutenant und wollte Satisfaction für sich und das Vieh; — der Lieutenant fluchte und meinte, wir wären Söhne der großen Nation, aber wir hätten uns benommen, wie dumme Jungen; aber er war doch wieder auch vernünftig und sagte dem Maire, daß die Gemeinde, weil sich in ihrer Mitte ein so bösartiger Bulle befunden, für unsern verstümmelten Kameraden, einen braven königlichen Freiwilligen, die Curkosten bezahlen müsse. Das war evident! — Er hieß Schulze, und war aus Treuenbrietzen, — ein braver Mensch und tüchtiger Soldat. Er mußte nach

Meurilly, dort war ein Lazareth, — da stand der Stab, wir waren nur auf die Dörfer verlegt, denn die französischen Spitzbuben in dieser Gegend hatten den Napoleon noch immer im Leibe und wollten von den Bourbonen gar nichts wissen. Das ist evident! — Er wurde auch Halbinvalide, der Schulze nämlich, nachdem ihn die Feldscheerer in vier Monaten hergestellt hatten. — Also wie gesagt, junger Herr, beim Rindvieh ist dies nach meiner Erfahrung nicht anwendbar, weil es Gefahr bringt, aber unter den Borstenthieren verursacht es großen Spaß! — Wir wollen dieses morgen versuchen."

„Aber wie werden diese Frösche gemacht?" fragte Fritz, dessen lebhafte Phantasie durch Jacobs Schilderung sofort angeregt worden war.

„Das ist gut," entgegnete der Soldat, „Sie können mir helfen, Fritzchen, ich breche hier das Papier, — so und so — es muß doppelt genommen werden, und sie füllen die Röhren mit Pulver, dann binde ich sie, — dazu gehören starke Finger, das können Sie nicht, und oben drauf kommt der Zünder: sehen Sie! Die hab' ich mit Salpeter und Schwefel eingepudert. Aber die Pfeife will ich erst fortlegen, es könnte was 'rausfallen und uns eine Explosion über den Hals schicken. — So, so, das machen Sie gut, Fritzchen!"

Und Fritz war in der That geschäftig und geschickt in der Zubereitung der Raketen, deren Anwendung ihm einen lustigen Auftritt gewähren sollte. —

Am folgenden Tage — es war zur Erntezeit, das ganze Gesinde auf den Feldern, das Schloß wie ausgestorben, nur Theodor brütete in seiner halbdunklen Stube über einer mathematischen Combination, — da gieng Fritz zu dem alten Soldaten hinab.

„Gut, das Sie man kommen," sagte Leutebecher und lächelte schalkhaft, indem er sein Gesicht in unendliche Falten zog,

— dann strich er den Schnurbart, — „es ist richtige Zeit, — auf dem Weizenfelde hinter'm Thurm weiden die Gemeindeschweine, — sie sind unbewacht, denn der Hirt schläft: die Zeit zu einem Ueberfall ist günstig. Sie werden eine Freude an diesem Heidenspectakel erleben, denn dieses Vieh hat keine Raison und kennt den Spaß nicht aus Erfahrung. — Uebrigens wird es vor Schrecken auch nicht krank. — Hier nehmen Sie, Fritzchen, die Jagdtasche, — da drinnen stecken die Frösche. — Aber die Ersten, das erlauben Sie schon, werde ich anzünden, ich, als alter Soldat, weiß mit Pulver und Blei umzugehen, — Sie könnten sich Ihre kleinen Finger verbrennen; das taugt Nichts, wenn man den ganzen Tag schreiben muß: das ist evident! — Wenn Sie erst gesehen haben, wie man sie anzündet und den richtigen Augenblick erfaßt haben, wo ein solches Ding losgehen will, dann können Sie auch Eins unter das Vorstengethier schmeißen und eine Freude dran haben, wie es sich alterirt."

Der muthwillige Einfall regte Fritz auf. Es war noch hoch am Tage, sonst hatte ihn der Sonnenuntergang, das Abendroth, zu seinem heimischen Plätzchen hinaus verlockt. In der Aufforderung Leutebechers fand er eine Abhilfe, die ihn über die Unbehaglichkeit seiner Gefühle, wenn auch nur auf kurze Zeit, hinausbringen sollte.

„Also schaden wird es den Thieren Nichts," sagte er, indem er sich mit der Jagdtasche belud, worin sich die Raketen befanden, „und das Ganze ist nur ein Spaß? Denn sieh', Jacob! — ich möchte den Buder, der so gut ist, nicht ärgern. — Er hat Recht, wenn er sagt, ich soll doch einmal ernster werden. Aber wenn es kommt, so geht mir ein Spaß über Alles; ich bin daran gewöhnt von meinen jüngsten Jahren her, wo ich auf dem Theater — — — wo ich im Theater, wenn mich die selige Tante hineinführte, solche drollige Auftritte gesehen habe. — Und der Doctor Breyer sagte, als er das letzte

Mal bei uns war, das Lachen sei manchmal gesund, und dann meinte er, der Aerger sei für die alte Martha auch manchmal gesund, besonders in diesen Jahren: da müßte die Galle eine Erleichterung, einen Abfluß haben."

„Ich sage Ihnen," versetzte Leutebecher, „und Gott straf' mir! daß ich dieses Experiment schon oft und mehrmalen exercirt habe. Den Schweinen schadet es am wenigsten, und uns macht es ein Plaisir. Diese unvernünftigen Thiere empfinden darnach, durch den Schrecken, blos eine Art Gemüthsbewegung, welche in der Folge für ihr Wachsthum zuträglich ist. Denn man muß Thier und Mensch nicht vergleichen, — das ist ein Unterschied. Unsereiner hat eine Seele und darum empfindet er Freude und Schmerz, das Gethier hat aber blos eine Empfindung für Essen und Prügel. Nu — der liebe Gott hat sie man auch erschaffen, das ist evident, und darum muß es gut sein. — Weil nun die ganze Sache ein purer Spaß ist, Junker! — ich wollte sagen, Fritzchen, denn die Redensarten der Martha will ich mir einmal nicht angewöhnen, — und Niemand Nichts schadet, und weil Sie so Etwas nicht gesehen haben, deshalb gedenke ich, daß wir's riskiren. — Im schlimmsten Falle reißen die Schweine aus und rennen in's Dorf wie besessen, und den Hirten besänftige ich schon, — ich habe eine Flasche Kümmel bei mir, dem widersteht er nicht: das ist evident! — Klagen wird er auch nicht, — nee! das nehme ich auf mich."

„Nun wollen wir gehen," sagte Fritz ungeduldig, „sonst wird es Abend und die Trift ist leer. Morgen um diese Zeit habe ich Unterricht in der Mathematik und kann nicht abkommen."

— „Noch einen Augenblick Geduld, Fritzchen; erlauben Sie, daß ich mir erst meine Pfeife wieder anbrenne. — Aber da fällt mir was ein! Da hab' ich eine ganz neue Pfeife, die mir der Herr Verwalter aus der Stadt mitgebracht hat: ein schöner Meerschaum mit silbernem Deckel, — ich hab' sie angeraucht. Wollen Sie nicht ein Mal rauchen, Fritzchen?"

„Nein, nein!“ rief der Knabe hastig, „das würde sich für mich nicht schicken.“

— „Wie so?!“ lachte der Soldat erstaunt, „Sie sind doch kein Mädchen? Als ich in Ihrem Alter war, da rauchte ich schon jeden Tag fünf bis sechs Pfeifen, das stärkt Lunge und Leber. Alle Kameraden, die auf dem Marsche waren und während dem nicht rauchen konnten, sind an der Schwindsucht gestorben. Das ist evident! Ein gesunder Körper muß den Tabak vertragen können, denn der Tabak, das heißt der Rauchtabak, — denn ich schnupfe nicht wie die Marthe, die's heimlich thut, daß es der gnädige Herr nicht merkt, — gehört zu einem Manne, wie der Mann zur Pfeife. Wenn ich des Morgens früh nicht eine geraucht habe, dann schmeckt mir weder Essen noch Trinken den ganzen Tag. Mein seliger Herr, der Vater des Herrn Theodor, hat auch geraucht, und ich hab' ihm auf dem Marsch oder im Bivouac oft die Pfeife aus meinem Tabaksbeutel gestopft, wenn ihm das Kraut ausgieng. Ob's nun Kanaster war oder Kneller: das war uns in der Campagne egal. Dieses ist evident! — Also wollen Sie, Fritzchen? — Es gehört nur Courage dazu. Die ersten paar Züge, — und man hat's überwunden. — Dann aber schmeckt es erst recht ordentlich. Ohne Pfeife kein Leben; rauchen muß der Mensch, und wenn ich einmal ein Testament mache, so bestelle ich darin, daß sie mir die Pfeife in's Grab mit geben. Die Wilden in Amerika sogar haben diesen Gebrauch, also braucht sich dessen kein Christenmensch zu schämen. — Nu — wie wär's Ich mache Feuer.“

„Nein, guter Leutebecher,“ sagte Fritz verlegen und schob den Meerschaumkopf zurück, den ihm dieser in die Hand gedrückt, „wenn ich es thue, muß ich doch erst Bruder Theodor fragen. Er könnte es übel nehmen, daß ich es ohne seine Erlaubniß gethan. — Du weißt, er ist so gut und grämt sich oft mehr innerlich, als er es durch Scheltworte verräth.“

„Das ist honett von Ihnen, Fritzchen!" versetzte Leutebecher, „der gnädige Herr hat Sie lieb, und Sie haben ihn wieder lieb, und weil Sie ihn lieb haben, darum gehorchen Sie ihm, das heißt: Sie thun und unternehmen Nichts ohne ihn gefragt zu haben. Das ist evident! Denn er meint es gut. Also — wenn er es Ihnen erlaubt haben wird, dann dampfen wir Beide zusammen. — Ausbleiben kann das doch nicht, — — und Sie sollen aus dem neuen Meerschaumkopf rauchen." —

Sie giengen richtig, und ohne von Jemandem bemerkt zu werden, hinter den Thurm und auf den sogenannten Gemeindeanger. Nachdem Leutebecher Fritzen die Art gezeigt, wie man die Frösche anzünden und werfen müsse, um sich nicht die Hand zu beschädigen — er hatte ihm aus Vorsorge noch einen Pelzhandschuh angezogen —, ließ er ihn „sich das Plaisir" verschaffen.

Fritz schleuderte mit vieler Geschicklichkeit hinter einander drei Frösche unter die Heerde der Borstenthiere, die gerade dicht geschaart auf einer kleinen Anhöhe den feuchten Rasen mit ihrem Rüssel zerwühlten und Würmer suchten. —

Als wäre ein Währwolf unter sie gerathen, stoben sie wild schreiend in den verschiedensten Stimmarten auseinander, stürzten, fielen und kollerten die Erhöhung hinab, sammelten sich später wieder in einen Haufen und rannten unter wildem Gegrunze wie besessen in das Dorf hinab. Laut rufend, mit der Peitsche knallend, folgte ihnen der Treiber mit seinem kläffenden Hunde. —

Leutebecher brach in ein unbändiges Gelächter aus und warf sich auf den Rasen und wälzte sich; Fritz trat, mit gerötheten Wangen, wie ein Sieger zu ihm, als wollte er fragen, ob er es so gut gemacht, dann stimmte er in das fröhliche Lachen des alten Soldaten ein; aber er verstummte bald, denn als er seinen Blick jetzt nach dem Thurme richtete, sah er dort Martha stehen; — sie hatte den ganzen Auftritt mit angesehen! —

„Das wird gut werden," sagte er plötzlich herabgestimmt und machte durch einen Fingerzeig Leutebecher auf die Alte aufmerksam. —

„Straf' mir Gott," brummte dieser, „die alte Brummbärin muß auch überall sein! Diesmal aber lassen Sie sich kein graues Haar wachsen, junger Herr! ich nehme Alles auf mich. Sie sagen, ich hätte Ihnen nicht gestanden, was in den Dingern steckt und welche Wirkung sie haben. Es ist ein unschuldiges Plaisir; von der Seite wird's der gnädige Herr auch betrachten; er thät' sich den Spaß selber, — aber die Bücher haben ihn in seinen jungen Jahren schon zu gesetzt gemacht."

— „Nein, nein!" versetzte ernsthaft Fritz, „lügen darf ich nicht — das hat der Bruder nicht um mich verdient. Er wird schelten, aber wieder gut werden. — Freilich hab' ich ihm schon so oft versprochen, mich zu bessern und keine dummen Streiche zu machen."

„Lirum larum," war des Soldaten Entgegnung, „dieses Mal war ich der Verführer; der Herr mag mir Grobheiten sagen; mit der Alten werd' ich schon nach meiner Manier fertig." —

In diesem Augenblicke kam auch Martha herab mit einer für ihr Alter erstaunlichen Behendigkeit. Mit unterstemmten Armen stand sie eine Weile athemlos vor den Schuldigen, dann kreischte sie:

„Ihnen, Junker, sage ich Nichts, denn ich habe es mir vorgenommen, Ihnen Alles zu verzeihen, selbst wenn Sie mich beleidigen und kränken — auch der gnädige Herr soll Nichts erfahren; aber mit diesem grauen Sünder habe ich ein ernstes Wort zu sprechen. Dieser alte Müssiggänger und Possenreißer, dieser Verführer —."

„Habe sich die Jungfer nur nicht so," unterbrach Leutebecher, „als wär' wieder ein Stück Himmel eingestürzt! Ist ein Unglück geschehen? hat Jemand Schaden gelitten? ist ein un-

schuldiger Spaß ein Verbrechen? Gehören die Schweine in's Schloß? sind sie vielleicht alle die Lieblingskatze der Jungfer?"

„Mir ist das Alles egal," schrie Martha, „das ist Thierquälerei, und der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes, sagt die Schrift. Das Thier hier aber, welches uns zur Nahrung dient, sollen wir gütig behandeln! Wenn es sich alterirt bei solchem Schrecken, kann es krank werden und ungesunde Nahrung geben."

„Nu werden wohl gar die Ferkel ohnmächtig werden," spottete Leutebecher, „und die Jungfer muß ihnen Hoffmannsche Tropfen geben. Also nicht einmal so ein unschuldiger Spaß ist uns erlaubt. Das ist evident!"

— „Ich werde dem gnädigen Herrn Alles sagen, ich muß es ihm sagen und stante pe, sollte ich ihn auch auf dem Observatorium aufsuchen, wo er Niemanden duldet. Von Ihnen, Junker, werde ich schweigen, aber der alte Narr soll es mir büßen!"

„Alter Narr!" wiederholte Leutebecher unwirsch und erhob sich vom Boden, „immer alter Narr und Nichts als Narr! Ich bin mit Ehren alt geworden, wie die Jungfer, das ist evident, und in der Bibel ist gleichfalls verboten, seinen Nebenmenschen einen Narren zu schelten. Weiß das nicht die Jungfer? — Sie hat mich aber auch einen Müssiggänger geschimpft, und das ist despectirlich von Ihr! — Wie Sie, verwende ich meine Dienste nach meinen Kräften für das Haus unsers Herrn; ich bin kein Tagedieb, kein Brotdieb; der Herr ist mit meinen Leistungen zufrieden — ich esse, so zu sagen, nicht das Gnadenbrot, und wär's der Fall, so hat mir das Niemand vorzuwerfen. Ich habe dem seligen Herrn gedient in der Bataille und in Friedenszeiten, ich diene dem jungen Herrn im Frieden, und sollt's zum Kriege kommen, so werde ich ihm dienen trotz meinen alten Knochen. — Pfui, Marthe! Sie wägt Ihre Worte schlecht!" —

„Das habe ich eigentlich nicht sagen wollen, der Müssiggänger ist mir so herausgerutscht, das ist auch nicht die Hauptsache, Herr Jacob, Herr Leutebecher: ich bitte es Ihm ab; aber es bleibt doch eine Narrheit, den Junker zu einem solchen sündhaften Feuerwerk zu verführen! — Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes! — Und wenn solcher Spectakel unter den Soldaten ein Brauch ist, wozu lehrt Er ihn den Junker, der kein Soldat ist, und auch kein Soldat werden soll? — Ich aber muß es dem Herrn sagen, weil es nicht in der Ordnung ist und die Leute im Dorf unten werden auch ein Wort mitsprechen."

„Jungfer!" rief Leutebecher fast pathetisch, „ich vertrete diesmal Alles; ich bin, wenn's sein muß, ein resoluter Kerl! Das hab' ich bewiesen in der Bataille. — Hat die Jungfer schon eine Bataille gesehen? — Ha! Da fliegen die Bleikugeln, die Kanonenkugeln zwischen Christenmenschen umher, für Nichts und wieder Nichts, — für König und Vaterland, heißt das, und reißen den braven Burschen vor mir, neben mir und hinter mir, Arme, Beine, Kopf, Kragen und Montur vom Leibe, und das nennt man Sieg oder Victoria, oder Retirade, oder Vorpostengefecht und hauptsächlich Bataille! Und dadrüber darf Keiner mucksen, das ist Alles in der Ordnung, weil es der Hauptmann so commandirt! — Dafür aber hat die Jungfer kein Gefühl! denn sie versteht das nicht, weil sie kein ausgedienter Soldat sein thut. — Oh, was sage ich da —? — Das ist evident unmöglich. — Aber die Jungfer hat Gefühl für das fremde Gethier, welches blos durch ein bischen Pulver und Papier in Schrecken versetzt worden ist. — Und, nu! ist das christlich?" —

„Ich will mich mit Ihm nicht streiten, aber Unrecht ist's, daß Er den Junker zu solchen Dummheiten verlockt; das sind alles Nichtsnutzigkeiten, durch die er später an Leib und Seele Schaden leiden kann. Kein vernünftiger Mensch spielt mit Pulver. Zudem ist's eine Versündigung an fremdem Gut. Die Heerde

gehört der Gemeind, armen Leuten; 's ist Manchem sein Hab und Gut. Wen die nun kommen und beklagen sich beim gnädigen Herrn und fordern Schadenersatz; soll ich dazu schweigen? Wie? Ist das auch evident?"

„Aber, liebe Marthe!" sagte freundlich der Knabe, „Du kannst versichert sein, daß wir keinen Schaden angerichtet haben. Der kleine Schrecken wird die Thiere nicht auf's Krankenlager werfen. Sie purzelten ein wenig durcheinander und machten ein unsinniges Geschrei, aber verbrannt ist kein's worden, denn die Frösche flogen unter ihnen weg."

„Die Jungfer mag's dem gnädigen Herrn sagen," sprach finster der Soldat, „ich bin's zufrieden; denn ich wiederhole ihr, das ich's vertrete, daß ich mich verdeffendiren werde. — Wie die Jungfer aber einen alten ausgedienten Soldaten, der die glorreiche Campagne mitgemacht, Blessuren davon getragen und die Combattanten-Medaille verdient hat, einen alten Müssiggänger schimpfen kann, das mag sie verantworten. Ich wenigstens werde den Herrn fragen, ob auch er mich für einen Müssiggänger hält. Ist's dem so: dann — nu dann —."

„Bitte, Jacob," fiel Fritz ein, „sei wieder gut und, Marthe, versöhn' ihn!" —

Martha wischte sich die Augen und reichte dem alten Kriegsmann ihre Hand hin.

„Nun, Leutbecher," sagte sie verlegen und wieder freundlich werdend, „das unbedachte Wort, das mir so in der Hitze entfahren ist, muß Er mir verzeihen. Ich bitt' es Ihm ab. So war's gar nicht gemeint. — Er darf nicht Alles so hoch aufnehmen. Ich glaube, seit dem letzten Male haben wir's uns doch vorgenommen, daß wir im Frieden mit einander leben wollen. Sei Er nicht brummig, Jacob! Geb' Er mir die Hand, — ich bin gar nicht mehr böse, und es ist immer besser, wenn der gnädige Herr die Geschichte von mir erfährt, als wenn die Leute selbst kommen und sich beklagen."

„Meinetwegen," versetzte noch immer verdrießlich Leutebecher, und reichte ihr die Hand. „Ich weiß nur so viel, daß die Jungfer ohne Zank nicht leben kann. Nu — vielleicht dient's zu ihrer Gesundheit. — In unserer Compagnie hatte der Hauptmann auch eine Frau, die war groß, schön und stark, sah wie die Herzensgüte aus, aber jeden Monat an einem Tage bekam sie den Raptus, da mußte sie sich austoben, zankte, zerschmiß Schüsseln und Teller, schlug die Magd und trieb selbst den Hauptmann aus dem Hause. Der räumte das Feld, obgleich er sonst ein sehr tapferer Officier war. — Wenn nun wieder der Schwindel vorübergegangen war, da weinte sie, war die beste Person von der Welt, sanft und fromm wie ein Kind. Es hat halt Jedes seine eigene Natur, das ist evident. — Zu beklagen ist nur, daß wir, seit der Junker im Hause ist, seinetwegen immer in Feindschaft gerathen müssen. Das war sonst nicht so!" —

„Der Jacob ist ein Schelm, ein Spaßvogel! Mit so einer bösen Hauptmännin wird Er mich doch nicht vergleichen wollen? Nee — so bin ich nicht. Ich sag' nur immer gerade heraus, was ich auf der Zunge habe. — Aber nun gehen wir hinein in's Schloß; ich habe eine große Schüssel Wald-Erdbeeren, dazu frische Sahne! Das ist für den Junker, und der Jacob muß mir helfen die Tonne Hirschberger, die schon seit dem März liegt, abzapfen."

Ein ironisches Lächeln überflog bei diesen Worten Leutebechers faltiges Angesicht, er setzte sich in Marsch, Martha, welche Fritz an der Hand führte, folgte ihm.

— Auf dem Herzen behalten aber konnte die gute Alte Nichts.

Noch denselben Abend hinterbrachte sie dem Herrn, was der Leutebecher und der Junker mit der Gemeindeheerde angerichtet. —

Im Eifer der Erzählung ward ihre Schilderung des Unheils gegen ihren Willen, fast zur Anklage. Sie fühlte, daß sie

zu weit gegangen, und ein Stein fiel ihr vom Herzen, als Theodor diesmal nicht aufgebracht wurde.

Er wandte sich ab und lachte insgeheim. Der Ernst der Anklägerin ließ ihm die Scene noch viel komischer erscheinen, als sie in der That gewesen sein mochte.

„Uebrigens“ — verbesserte sie sich und ergänzte die Alte — „ist der Junker diesmal so gut als unschuldig, und ich bitte für ihn um gnädige Verzeihung; auch de Jacob hat's, glaube ich, nicht so böse gemeint. Man muß so einem alten Mann manchmal Etwas zu Gute halten. Ich habe darin eine Engelsgeduld; die ist hier vonnöthen; das können Sie mir glauben, gnädiger Herr!“

„Es ist gut, liebe Marthe,“ sagte Theodor; „ich sehe es gern, wenn Ihr im Frieden lebt. — Fritz soll sich manchmal auf anständige Art erholen; er studirt mir oft zu eifrig und könnte krank werden. — Hat übrigens das Feuerwerk keinen Schaden angerichtet?“

„Der Leutebecher meint Nein, und ich denk's auch.“

— „Sollte es dennoch der Fall sein, so muß man die Leute entschädigen.“ — Er entließ sie nach diesen Worten.

8.

Nach diesem Zwischenfalle bemächtigte sich aber wieder das melancholische, in sich gekehrte Wesen des Knaben. Er eilte nach vollbrachten Lehrstunden des Abends hinaus auf die Berge, oder lagerte am Wasserfall und starrte in das scheidende Sonnenroth, träumerisch, sehnsuchtskrank, voll unbestimmten Weh's und schmerzhafter Lust. In allen seinen Phantasiegebilden tauchte immer zuletzt die Gestalt seines Bruders Theodor auf, er hing an seinen herrlichen blauen Augen, an seinem liebevollen Munde. Er, schien es dem Knaben, sei berufen seine Räthsel zu lösen, seinen

Schmerz zu sänftigen, sein armes Herz zu trösten. — Er zerbrach sich dann, wenn er ruhiger wurde, den Kopf, warum gerade Theodor, den er doch stündlich sah, in dessen Nähe er lebte, der bereitwillig alle seine Fragen beantwortete, alle seine Zweifel löste, warum gerade Theodor der Zauberer sein sollte, der ihm Ruhe, Befriedigung und Beseligung zu bringen vermöchte!

Er war sein theurer, geliebter Bruder, vor dem er kein Geheimniß hatte, und doch besaß er nicht den Muth, ihm das räthselhafte Walten seiner Seele, diese peinigenden Gemüthsstimmungen zu offenbaren. War dies Alles doch auch zu unbestimmt, so daß ihm dafür die Worte fehlten; es war eine Krankheit — däuchte ihn — deren Grund, deren Sitz er nicht kannte. — Konnte er dem Bruder nicht kindisch erscheinen? und seit geraumer Zeit mied er ängstlich allen Schein des Kindischen, Weichlichen und Muthlosen. Der Ernst der Wissenschaften hatte ihn vorzeitig gekräftigt, seinem Geiste eine seltene Spannkraft gegeben, und dabei überraschte er sich in den Stunden seiner Einsamkeit, in diesen so reizenden und doch peinlichen Stunden über Thränen. Er wollte sich selbst wegen solcher Weichheit zürnen, und doch waren diese Thränen so süß, so verführerisch; sie erleichterten seine beklommene Brust. —

Trotz dieser innerlichen Umwandlung, dieses Ringens und Strebens aber gedieh Fritz körperlich außerordentlich; er wurde groß, schlank und von einer in solchem Alter des Wachsthums ungewöhnlichen Fülle. Sein Angesicht verschönerte sich von Tag zu Tage, die Augen leuchteten von einem entzückenden Feuer, es strahlte ein ganzer Lebensfrühling darin, der Mund war üppig geschwellt, die Wangen gebräunt von der Sommerluft, aber von einem zarten Roth unterhaucht, Gang und Haltung elastisch. Wer ihn sah, mußte gestehen, nie einen so schönen Knaben gesehen zu haben. — Mit Wohlwollen hafteten auch darum oft Theodors Blicke auf ihm, und wenn der Knabe einen dieser

Blicke erlauschte, dann warf er sich plötzlich in seine Arme, bedeckte ihn mit Küssen und — riß sich hastig wieder los und eilte auf seine Stube oder auf den einsamsten, düstersten Platz im Park und gab sich seinen Seufzern, seinen Thränen hin. — Dann war das Grabmahl, unter welchem Theodors Mutter schlummerte, seine liebste Stelle — hier überraschte ihn oft der aufgehende Mond, der sein gelbes Licht durch die dichten Zweige drängte und hier eine melancholische Dämmerung zauberte. Er hatte die edle Hingeschiedene nicht gekannt, aber er fühlte sich im Geiste zu ihr hingezogen; ihm war's als verstünde sie all' sein Sehnen und Hoffen, als vermöchte sie den Wehklang seiner Brust zu lösen.

Keine Geisterfurcht beschlich ihn an diesem traurigen Orte, wohin nur aus der Ferne das Rauschen und Murmeln des Baches, der vom nahen Berge stürzte und den Park in vielen Windungen durchzog, eintönig drang. Hier scheuchte ihn oft Leutebechers lauter Ruf auf, wenn dieser abgeschickt worden war, ihn zu suchen und zu Tische zu rufen. — Mit Hast erhob er sich dann, trocknete die Augen, eilte zitternd seinem alten Freunde entgegen und suchte seinem Wesen die möglichste Unbefangenheit zu geben. —

Dem Bruder sagte er dann, er habe einen weitern Spaziergang gemacht, was dieser auch niemals tadelte; denn er freute sich, wenn der Knabe sich zerstreute und sich in der freien Natur körperlich kräftigte. Er war zudem klug, vorsichtig genug, um sich nicht in irgend eine Gefahr zu begeben. Auch zeigte dies Alles von Muth und diesen, als das Ergebniß der ernsten Wissenschaften, gewahrte Theodor mit Vergnügen und Selbstgefälligkeit an seinem Liebling. —

Martha's Ermahnungen, die vor solchen nächtlichen Wanderungen warnte und in ihrer Weise, um abzuschrecken, mancherlei Geisterhistorien und schauerliche Sagen vom Rübezahl, dem Herrn

der Berge, erzählte, verfehlten, zu Theodors großer Freude, ihre Wirkung auf den Knaben. Fritz, der die Bedeutung der Sterne, ihre Größe und ihre Bahnen kannte, der das geheime Walten der Naturkräfte miterforschte und nur glaubte und erkannte, was ihm bewiesen ward, kannte keine Bangigkeit vor Gespenstern. Alle Natur war ihm ja lebendig, das Todte ein sich neu entwickelndes Leben; wie konnte das Gestorbene in der zertrümmerten Gestalt in's neue Dasein hineinragen!? —

9.

Der Schloßhof war von festlich geschmückten Landleuten angefüllt. Männer und Frauen, Bursche und Mädchen zogen, fröhliche Musik an der Spitze, mit Bändern und Sträußern geziert, zum Thore herein und brachten den Erntekranz. Sie stellten sich im Halbkreis unter den Fenstern des Mittelgebäudes auf; Theodor erschien mit Fritz an der Hand, auf dem Balkone, hundertstimmiger Jubelruf empfing ihn. — Die Musikanten bliesen einen Choral, dann stimmten die Landleute das Erntelied an und zum Schlusse trat ein alter Mann aus dem Kreise und richtete eine herzliche Rede an den Gutsherrn, ihren guten Herrn, wie er sich ausdrückte, und ein dreifaches Lebehoch, in das Alle freudig einstimmten, beschoß den ersten Theil der Feier.

Theodor dankte in einigen Worten voll herzlicher Rührung und zog sich dann zurück. Fritz blieb und besah sich neugierig und vergnügt die fröhlichen Gruppen, die sich bald zu einem heitern und anmuthigen Bilde gestalteten. Man brachte Tische und Stühle aus dem Hause, Speisen und Getränke in Hülle und Fülle wurden aufgetragen, in der Mitte ebnete man einen Raum zum Tanzplatz. Männer und Frauen, Bursche und Mädchen nahmen an den Tischen Platz und schmausten, die

Jüngeren stellten sich zum Tanze auf, die Musik lärmte, Jauchzen und Jubel erscholl und die Fröhlichkeit glänzte von allen Gesichtern.

— So gieng es fort bis zur Dämmerung. Da gesellte sich zu Fritz, der freudig und doch wieder wehmüthig erregt auf das bewegte, freudenvolle Leben unten hinabblickte, der alte Soldat Leutebecher. —

„'S ist man ein großer Festtag für die Leute," sagte er, indem er den Bart strich, „der Herr ist auch generös, wie Keiner in der Nachbarschaft. Sie können sich einmal eine Güte thun und einen Haarbeutel antrinken; das ist so ihr Element! — Am ausgelassensten, das sehen Sie, Fritzchen, sind die jungen Dirnen. Wenn die was getrunken haben, so steigt's ihnen gleich in den Kopf, dann ist's als hätten sie den Samiel im Leibe, dazu noch der Tanz! — Ich hab' da 'mal in frühern Jahren zu Hause, 's war auch beim Erntefeste, einen Heidenspectakel unter das Weibervolk gebracht. — Es war dieselbe Geschichte mit den Fröschen. Nu — ich dachte mir Nichts dabei, und 's hat auch keinen Schaden gebracht, es war man ein augenblickliches Geschrei, ein Gezeter und darauf folgte ein ungeheures Gelächter. Die Bauermädel sind nicht von so zarter Natur, und fallen über einen Spaß nicht gleich in Ohnmacht. — Na — die Marthe hat sogar geglaubt, die Schweine könnten darüber den Krampf kriegen. Es lief aber Alles gut ab, wie das nicht anders sein kann; denn die Dinger sind unschädlich, das ist evident! — Der Schulmeister freilich, der davon erfuhr, und daß ich der Anstifter gewesen, versetzte mir folgenden Tages mit dem Haselstock ein paar tüchtige Risse. Das war unvernünftig, aber auf dem Lande und in solchen Jahren schüttelt man das gleich wieder ab." —

„Du meinst also?" sagte Fritz und seine Augen blitzten, seine Einbildungskraft war lebhaft angeregt von der possenhaften Scene, die Jacob in Aussicht stellte.

„Nu," entgegnete Leutebecher, und sein faltiges Gesicht lachte von der Stirne bis zum Kinn, „rathen dazu thu' ich gerade nicht. 'S ist wegen der allezeit giftigen Marthe: die vollführt dann einen größern Spectakel, als der ganze Spaß werth ist. — Der gnädige Herr selbst, der lacht darüber trotz seiner Ernsthaftigkeit, wenn er nur will; dennn wie sehr auch die Bücher ihm auf dem Herzen liegen, das junge Blut hat er doch immer dri'nn; er läßt's nur nicht heraus."

„Wir haben ja noch mehre Frösche, Jacob!" versetzte rasch der Knabe, — „soll ich sie holen? Der Bruder hat ja kein Wort gesagt über die letzte Geschichte, obwohl uns die Marthe sicher verklagt; er hat's auch für einen unschuldigen Scherz gehalten."

— „Ja, Fritzchen! rathen dazu, das thu' ich nicht; es ist aber ein großes Gaudium. Man könnte die Sache auch so einleiten, daß sie nicht auffällt. Ich habe da in meiner Kammer noch eine Anzahl Schwärmer, Raketen und Leuchtkugeln, damit könnte man dem Volke dort von der Mauer, — 's ist nirgends Feuergefahr — ein Vergnügen machen, ihnen ein Feuerwerk abbrennen, zur Feuer des heutigen Tag's. Dagegen wird der gnädige Herr gewiß Nichts haben: das nehme ich auf mich."

„Und weiter, weiter? mit den Fröschen."

— „Nun, ich meine nur so; die ausgelassenen, tollen Dirnen drängen sich bei solcher Gelegenheit immer zuvorderst an's Spectakel heran; die Alten, die leichter erschrecken, bleiben hübsch zurück, da könnten Sie — ich rathe gerade nicht dazu — unerwartet ein paar Frösche auf den Boden werfen. — Sie werden einen Heidenspectakel erleben! Das fährt ihnen zwischen den Röcken wie besessen umher, und Alle schreien auf einmal und wissen nicht warum, und dann gibt's ein prächtiges Gelächter und lauter Jubel und Verhöhnung! denn die Frauenzimmer haben einmal keine Courage nicht und wollen sie durch Schreien beweisen."

„Das wird köstlich, Leutebecher, — ich hole die Frösche.“

— „Nein, Fritzchen! lassen Sie mich thun. Ich packe das Alles in einen Sack — und bin der Oberfeuerwerker, das heißt auf der Mauer —: Sie behandeln die Frösche, wenn's bald zu Ende ist — Notabene! — das ist Ihr Commando, Sie sind der Unterfeuerwerker. — Hinterher kann man sagen, daß eine oder die andere Rakete verunglückt ist, und daß das dumme Bauervolk selbst den unnöthigen Spectakel veranlaßt hat.“ — Fritz machte vor Freude über den köstlichen Spaß, dem er entgegensah, einen Luftsprung und eilte voran in Leutebecher's Kammer. Der alte Eulenspiegel folgte ihm lachend.

Einen Augenblick fiel es dem Knaben doch ein, er möchte die Erlaubniß des Bruders zu dem Feuerwerk einholen; aber Theodor war bereits in den Thurm gegangen, wo er heut' allein observiren wollte, und zudem hatte er ihm noch niemals Etwas untersagt, was er unter Leutebecher's Aufsicht unternommen.

„Es wird gut ablaufen, und Theodor darüber lachen,“ so beschwichtigte er sich. —

— Zwar brannten unten mehre Lichter unter Glasglocken auf den Tischen, doch war es sonst völlig finster. Die älteren Leute saßen noch schmausend und schreiend an den Tafeln, die jungen tanzten und jauchzten, die Musik lärmte, es nahte der Moment, wo die Lustigkeit in wilden Lärm übergeht. —

Leutebecher trat mit Fritz aus dem Schlosse; Jeder trug ein Päckchen und eine Blendlaterne. Der alte Soldat forderte die Landleute auf, hier am Platze zu bleiben, er würde ihnen dort von jener Mauer ein Feuerwerk abbrennen, es dürfe aber Niemand auf fünfzig Schritte nahe kommen. Diese Ermahnung aber war es, welche die junge Welt, und darunter wieder besonders die Frauenzimmer sich wie ein Strom an seine Fersen drängen hieß, so daß er selbst trotz alles Drohens und Scheltens Mühe hatte, zu der alten Ringmauer und mittelst einer Leiter auf dieselbe hinauf zu gelangen.

Fritz blieb mit seinem unscheinbaren Päckchen, das man kaum bemerkte, und mit der Blendlaterne, am Fuße der Leiter stehen. Das Publicum war ungeduldig wie ein städtisches, wenn Sonntags ein Spectakelstück gegeben wird und der Vorhang sich mit dem Glockenschlage noch nicht heben will. —

Oben befestigte nun Leutebecher seine pyrotechnischen Meisterwerke an Latten und Stangen. Diese Vorbereitungen, so kurz sie waren, dauerten doch den aufgeregten, neugierigen Zuschauern zu lange und ihre Ungeduld machte sich durch Geschrei, Gelächter, Pfeifen und Rufen, durch Spott und Witzworte Luft, so daß Jacob mehr als einmal drohte, wenn sich die Versammlung nicht ruhig verhielte und Ordre parirte, würde sie gar Nichts zu sehen bekommen.

— Endlich brannte er den ersten Schwärmer an, er beschrieb prasselnd und funkensprühend einen Kreis in der Luft und beleuchtete im Nu die zahlreichen Menschengruppen und das Schloß, so wie den Thurm im Hintergrunde. —

So oft nun eine Rakete oder eine Leuchtkugel stieg, steigerte sich der Beifall, der Jubel und das gewöhnliche „Ah!" der Bewunderung, dem wieder laug hinschallendes Gelächter folgte. —

Fritz brannte vor Ungeduld, auch die Wirkung seiner Thätigkeit zu sehen. —

Da rief ihm Leutebecher zu: „Nun kommen die letzten" und zögerte mit Fleiß.

Dies war für den Knaben ein Wink; jedesmal nach dem Aufflackern eines Feuerstrahles lagerte sich scheinbar doppelte Finsterniß über die Menge. Unbemerkt fast brannte Fritz einen Frosch nach dem andern an und warf sie den dichtgedrängten Bauermädchen vor die Füße.

Gleichzeitig platzten zwei — drei los und flogen sausend hin und her. —

Laut auf kreischten die Mädchen, schrien, stoben aus- und

gegeneinander, suchten zu fliehen, stürzten nieder, rissen die anderen mit, lagen auf einem Knäuel zusammengeballt, während unter und über ihnen die Teufelsdinger sprühend und krachend einherflogen; die Männer johlten und brüllten förmlich vor Götterlust über den Spectakel, es war wie ein Hexensabbath, dessen Gelärm selbst durch die dicken Thurmmauern zu Theodor's Ohren drang. —

Fritz arbeitete unermüdlich wie ein Feuerwerker von Profession, — er warf seine letzten zwei Frösche weiter nach hinten in die Schaar der Fliehenden und richtete auch dort eine entsetzliche Verwirrung an, denn die Geängstigten wußten in dem geschlossenen Hofraum nicht mehr, wohin sie flüchten sollten; gleichzeitig ließ Leutebecher die allerletzten Raketen steigen, deren Glanz die große Verwirrung hell beleuchtete. Man sah nicht nur Leute sich auf dem Boden wälzen, sondern auch Tische und Stühle und die gefüllten Biertonnen waren umgestürzt worden. —

Fritz rannte aus dem Gedränge fort nach dem Schloß auf die Stube des Bruders, wo er diesen erwarten wollte, um ihm den köstlichen Schwank zu erzählen. Er warf sich in's Sopha und brach immer von Neuem wieder in ein herzliches, unauslöschliches Gelächter aus.

Auf dem Hofe währte der Lärm noch fort — doch minderte er sich bald, als keine neue Explosion mehr erfolgte: da plötzlich kreischte eine wehklagende alte Weiberstimme:

„Ach Herr Jesus, mein Herr Jesus! das überlebe ich nicht; — das ist mein Letztes! — der Arm ist rein weg — ich bin eine geschlagene Person."

Alles stürzte herbei, man rief nach Licht. Die alte Martha schoß wie ein Habicht aus der Hausthüre. —

Theodor, in seinem Studium aufgescheucht, wollte sich doch endlich nach der Ursache des auffallenden Tobens und Lärmens erkundigen. —

Er erhob sich und stieg vom Thurme herab. —

Am Eingange stürzte ihm Martha athemlos entgegen.

„Verzeihen Sie, gnädigster Herr!“ stöhnte sie, „daß ich Sie hier im Obstervatorium molestire; — aber das Malheur ist von der größten Wichtigkeit, — diesmal hilft's Nichts, ich muß es sagen, und kann keine Schonung nicht mehr beobachten. — Die alte Botenfrau, die Scheiblerin, ist über den Haufen gerannt worden, und hat sich den Arm ausgefallen. — Der Barbier aus dem Dorf war glücklicher Weise da — und hat sie übernommen. — Er meint, das müßten drei Männer einrichten, sonst gieng es nicht, und sie — sie schreit, daß sie das nicht überleben wird. — Ach! das wird vielleicht auch meine letzte Stunde sein! — Wenn man so mit dem gebrechlichen Alter umgeht — 's ist eine Sünd' und Schande — dann ist's besser zu sterben!“

— „Aber sprich doch zusammenhängend,“ sagte Theodor, „was ist denn geschehen, was war die Veranlassung, was bedeutet der Höllenlärm? meine Leute haben sich doch beim Ernteschmause nie so unbändig betragen!“

„Was die Veranlassung war?“ entgegnete die Alte mit geläufiger Zunge, „eine schöne Veranlassung, eine gotteslästerliche Veranlassung: der saubere Leutebecher, der alte Narr, und Junker Fritzchen haben für die Leute ein Feuerwerk angebrannt und Fritzchen hat unter das Weibsvolk Frösche geworfen. Das sind ganz niederträchtige Bestien: die krachen und sprühen und fliegen hin und her und fahren den Dirnen unter die Füsse, erschrecken Einen bis zum Tode. Sie haben das ja schon, wie ich Ihnen gesagt habe, draußen an den Schweinen probirt, nun haben sie's auch bei der Menschheit angewendet! Das ist schön, sehr schön und gottgefällig! — Mir ist Alles Recht; aber daß wir an unserm Erntefest gerade ein solches Unheil erleben müssen, das kann uns keinen Segen bringen, das bricht mir fast das

Herz! — An alle dem aber ist Niemand schuld als der wüthende Holofernes, der Kriegsknecht, der Leutebecher, der den Junker zu solchen gotteslästerlichen Streichen verführt; ich habe lange geschwiegen, oh — ich habe dem gnädigen Herrn Vieles verschwiegen, — hab' Manches vertuscht, nun aber ist die Nachsicht und die Geduld zu Rande. Da müssen Sie, gnädiger Herr, einschreiten und ein anderes Regiment im Hause einführen, sonst —"'

„Viele Worte helfen hier Nichts, Marthe," versetzte Theodor aufgeregt, „hier müssen wir handeln. Sorge dafür, daß der alten Frau jede nöthige Hilfe geleistet werde, — ich will die Kurkosten bezahlen, will ihr auf jede Art Entschädigung gewähren, sie soll ein ansehnliches Schmerzengeld bekommen; den Barbier schick', wenn er die Kranke untergebracht und für sie in aller Art gesorgt hat, zu mir; ich muß wissen, ob vielleicht Lebensgefahr vorhanden ist. — Wo ist Fritz?"

„Der ist auf Ihrer Stube, gnädiger Herr! Ich sah ihn, als ich vorübergieng, — die Thür war offen. Er lag auf dem Sopha und — ich glaube gar — er lachte. — Aber die Hauptschuld, gnädiger Herr, trägt der Jacob, — das Kind hat noch keine Vernunft in solchen Sachen, aber er ist ein alter Mann, er müßte ein Einsehen haben."

„Schon gut — gut, geh'," sagte Theodor und eilte in das Schloß, während Martha wieder nach dem Hofe flog, wo sich die Menge nach und nach zu verlaufen begann. —

Die alte Botenfrau hatte man bereits auf des Aesculap's Befehl in einem weichen Bette in's Dorf hinab nach ihrer Behausung gebracht. Dort sollte der Arm eingerichtet werden, und dorthin mußte nun auch Martha, dem Auftrage gemäß, ihre Schritte lenken.

Immer stiller und stiller ward es nun im Umkreise des Schlosses, nur einige Betrunkene, die lachend oder scheltend die Anhöhe hinabstolperten, waren noch laut.

Leutebecher ließ sich nirgends sehen. Der Spaß war wider sein Erwarten unglücklich ausgefallen. Diesmal rechnete er auf einen Sturm, — und wenn auch dieser nur in einem finstern Blicke des Herrn bestand, — er war empfindlich genug: — diesmal hatte er die Ungnade verdient. —

Mit finsterer Miene, man könnte sagen mit Zorn auf Stirn und Augen, wenn je diese häßliche Leidenschaft das edle Gesicht hätte entstellen können — trat Theodor in sein Zimmer.

Lachend sprang ihm Fritz entgegen, — er hatte keine Ahnung von dem unglückseligen Vorfall, den er veranlaßt.

„Das war ein köstlicher Scherz, Bruder!" rief er, „da hättest Du dabei sein, das hättest Du mit ansehen sollen!"

— „Einen köstlichen Scherz nennst Du das?" versetzte ernst und im verweisenden Tone Theodor. „Ich würde mich in Deiner Seele schämen, das einen köstlichen Scherz zu nennen. — Ein knabenhafter Streich war es meinetwegen, daß Du die Dirnen necken und erschrecken und Dich belustigen wolltest, wie es zur Kirmeßzeit die Bauernbursche auf den Dörfern zu machen pflegen; aber die Besonnenheit hätte Dir auch sagen sollen, und vor Allem Dein Herz, daß durch solchen Muthwillen Menschengesundheit, ja Menschenleben gefährdet werden kann. Die alte, arme Botenfrau ist im Tumulte niedergeworfen und hat den Arm gebrochen! Woher weißt Du nun, daß die Greisin es nicht mit dem Leben büßen wird! Und wenn auch, — wie willst Du, wie kannst Du es wieder gut machen? — Und Du — das war mein seligster Wunsch, Friedrich! Du solltest alle Menschen lieben und von allen geliebt werden — unaussprechlich! Geh'! ich glaube Dir nicht mehr."

— „Um des barmherzigen Himmels willen!" schrie Fritz auf und die Thränen stürzten aus seinen Augen, und er warf sich zu den Füßen des Bruders nieder, „das weiß ich ja gar nicht, das muß später geschehen sein; die Marthe hat mir Nichts

gesagt; ach — die alte Frau unglücklich durch mich! — Ach mein Bruder, verzeih' mir, nein! Du kannst mir nicht verzeihen, — laß mich sterben, ich verdiene zu sterben, denn ich bin doch ein Bösewicht!"

Theodor war durch diese Ansprache schon halb entwaffnet; er mußte sich zusammenraffen, um den ernsten, strafenden Ton festzuhalten.

„Ja," sagte er und wandte sich absichtlich ab von dem Knaben, der seine Kniee umklammert hielt, „ich werde diesmal strenge richten und strafen. Dein Verführer Leutebecher soll es zuerst büßen."

„O nein, Bruder!" rief Fritz in ängstlicher Hast, „dem darfst Du Nichts thun — Theodor! Er ist schuldlos, der alte gute Mann, der so viele Wunden hat, der Deinen Vater gerettet, — der hier das Gnadenbrot ißt, wie die Marthe sagt: — ach die Marthe ist seine Feindin und hat Dir's nur so hinterbracht; — der gute Leutebecher wollte mir nur eine Freude machen; er konnte ja nicht glauben, daß es so schlimm ausfallen würde. Ich sollte ja nicht —; ich stand nicht auf der Mauer und da wäre es nicht geschehen. Oh, verzeih' dem Jacob, und mich — ich bin der einzig Schuldige, mich kannst Du bestrafen, laß mich tagelang hungern, wie es der Vater gethan, wenn ich keine Noten gelernt hatte, oder sperr' mich in das finstere Verließ unten im Thurm, wo sie vor Zeiten das Fräulein eingemauert haben, — oder — oder verstoße mich ganz —!"

Er brach zusammen — seine Worte lösten sich in Schluchzen auf. —

Theodor ward durch des Knaben wahrhaften Schmerz selbst ergriffen, seine Augen feuchteten sich! — er hatte bereits verziehen, er mußte den Ernst nur noch geraume Zeit behaupten. Es schien ihm rathsam, den Knaben zu erschüttern.

Er hob ihn vom Boden auf, setzte sich in's Sopha und nahm den Halbohnmächtigen auf seinen Schooß.

„Fritz,“ sagte er nach einer Pause, in welcher sich dieser ausweinte, in sanfterem Tone, „ich kann es mir leicht erklären, daß die Neigung zu Theaterpossen und gefährlichen Neckereien, welche Dir von Jugend an eingeflößt worden, Dich zu dieser Thorheit verleitet hat; aber ich hätte doch geglaubt, daß die Liebe zu mir, noch mehr die Liebe zur Menschheit, die ich Dich lieben gelehrt, daß der Ernst der Wissenschaften, die ich Dich achten gelehrt, Deinen Sinn seither geändert haben müßte. — Ich habe so oft auf diesen Erfolg gehofft, und immer wieder wurde meine Hoffnung getäuscht. — Was soll ich denken, Fritz? — Antworte mir nicht; Deine Betheuerungen werden jetzt ebenso lebhaft sein, als es, wie ich glaube, Deine Reue ist. — Aber sage mir, wie willst Du, was Du verschuldet, wieder gut machen, wie die Schmerzen der alten Frau lindern, die Kranke trösten, die Gebrechliche aufrichten?“

„Ich will,“ versetzte Fritz mit fliegender Brust, „wenn Du es erlaubst — denn ich habe ja Nichts, was ich nicht von Dir hätte, — der alten Botenfrau meine Uhr, das goldene Schaustück, das Du mir an meinem letzten Geburtstag geschenkt, das silberne Schreibzeug, den neuen Atlas und alle meine Stahlfedern in dem prächtigen Etui und meine Sonntagskleider alle dazu geben, und dann will ich zu ihrem Bette treten, und sie knieend um Verzeihung bitten. Sie wird ein Herz haben, und mir vergeben, — ja sie soll mir nebst Deiner Strafe — auch noch eine Strafe, die ich demüthig tragen werde, auferlegen. — Und wenn Du mich verstoßen willst —: ich habe es ja verdient! —“

Er brach von Neuem in lautes Weinen aus.

— „Alle diese Regungen,“ sprach Theodor sanft, und erhob des Knaben Haupt und legte es an seine Brust, „sind gut, denn sie sind pflichtgemäß. Aber sie kommen nach der That, statt die Richtschnur derselben zu sein. Sie sind ein Ergebniß der Auf-

regung durch Lust und Schmerz, gleich lebhaft bei diesem wie bei jener. Die Reue bringt sie, die Erkenntniß. — Das Herz aber sollte früher sprechen. Laß mich nicht befürchten, daß Du kein Herz hast, ein Herz, wie ich es meine, das stets vor jeder Handlung, sei sie eine ernste oder leichte, den richtigen Ton anschlägt in der Brust."

„Wie?" rief der Knabe und erhob sein Haupt und seine Augen blitzten, „Du könntest glauben, ich hätte kein Herz!? O mein Bruder, jetzt, wo Du mir zürnst, fühl' ich es am deutlichsten, daß ich ein Herz habe, das für Dich schlägt, für Dich allein schlägt, mein theurer Bruder und Wohlthäter, und bis zum Grabe schlagen wird. Nur um Deinetwillen, Theodor, liebe ich die ganze Welt so unaussprechlich, weil Du, der edelste Mensch, es mich gelehrt. — O fühle, fühle — wenn Du es nicht glauben willst, wie mein Herz für Dich schlägt."

Der Knabe riß sich, wie in stürmischer Begeisterung und im Eifer des verletzten Ehrgefühls über der Brust das Hemd auf, — das lose Halstuch war herabgeglitten, — er faßte Theodor's Hand und drückte sie fest an sich an —.

Und Theodor fühlte unter seiner Hand einen jugendlich knospenden — Mädchenbusen! — —

Als hätte er glühende Lava berührt, zog er die Hand zurück.

Aber auch Fritz überkam ein plötzliches Erschrecken, seine Wangen brannten, er senkte die Augenlider, dann riß er sich los und flog zur Thüre hinaus. —

Sein unbesonnener Eifer hatte ihn verrathen; das Geheimniß war mit einem Male enthüllt. — — —

Theodor warf sich zurück in's Sopha, alle seine Pulse bebten, es war ihm wirr vor den Sinnen. — War das Täuschung oder Wirklichkeit? — Nein, es war Wirklichkeit: warum floh der Knabe nach der Entdeckung? — —

Er befand sich in einem Taumel, der geraume Zeit währte.

Jetzt erst traten viele Einzelnheiten in seine Erinnerung, die längst schon bei Fritz auf ein anderes Geschlecht rathen ließen: so seine Scheu, sich vor Jemandem, sei es Mann oder Frauenzimmer, an- oder auszukleiden. Als der Knabe krank war, wollte er sich durchaus nicht von der alten Marthe beim Bade hilfreiche Hand leisten lassen. — Wie oft hatte sie außerdem über diesen ihr unerklärlichen Eigensinn sich beschwert. —

Aber wer erklärte das Räthsel, was war sein Grund, sein Zusammenhang? — Fritz allein wußte Auskunft zu geben. —

Er wollte sich sogleich Licht verschaffen, wollte dem Knaben — dem Mädchen?! — folgen — wollte sogleich —; aber wir kennen des edlen, sittenreinen Jünglings Schüchternheit, seine Unbekanntschaft mit dergleichen romanhaften Verwickelungen; noch immer brannten ihm die Finger, mit welchen er Fritzens — Busen berührt und, noch immer sah er des Entlarvten Erröthen und seine schamhaft gesenkten Augenlider. —

Er überlegte lange, wie er diese Verwirrung lösen, wie er sich aus dieser Verlegenheit befreien sollte. Er fürchtete, sich lächerlich zu machen; hatte er ja doch schon vor den Hausleuten ein gewagtes Spiel gespielt, indem er den Knaben für seinen Verwandten ausgab und dessen Herkunft verleugnete; wie sollte er denselben plötzlich als Mädchen erscheinen lassen, ohne den Verdacht zu erregen, er habe selbst dieses Maskenspiel veranlaßt, oder er sei getäuscht worden, — wie die Andern; was er auch in der That war, aber nicht mochte wissen lassen.

Endlich rang sich in ihm ein Entschluß los; er schien ihm den richtigen Ausweg zu zeigen. —

Er gieng, immer noch aufgeregt, in der Stube auf und ab; gern wollte er dem Knaben folgen und ihn von seinem Plane unterrichten, aber er war zu blöde, zu schüchtern, er sollte mit einem Male vor ein Mädchen treten, ein ziemlich erwachsenes Mädchen, das er hundert Mal geküßt, an seine Brust gedrückt, auf seinem Schooß gewiegt hatte!!

Endlich kehrte die alte Martha aus dem Dorfe zurück. Sie brachte gute Nachricht: der Arm war glücklich eingerichtet, der Bader hatte erklärt, es sei nichts Gefährliches dabei, und die alte Botenfrau war, nachdem der erste Schmerz vorüber, sehr beruhigt worden, namentlich beim Anhören der Versicherung, daß ihr Alles reichlich vergütet werden sollte. —

„Und wo ist jetzt Fritz?" fragte Theodor, „er war hier, ich habe ihm sein Vergehen vorgehalten; er war sehr zerknirscht — und plötzlich stürzte er fort."

„Er ist auf seiner Stube," entgegnete Martha, „und hat sich eingeschlossen. Ich hörte ihn schluchzen. Gewiß haben ihn der gnädige Herr hart angelassen! Und doch trägt er den kleinsten Theil der Schuld; denn der alte Schelm, der Leutebecher, hat dies Alles angerichtet; der weiß doch, was diese boshaften Dinger für einen Schaden anrichten können und hat dazu gerathen. Soll ich ihn vielleicht heraufschicken, daß Sie ihm eine Lection geben und ihm tüchtig die Wahrheit sagen, gnädiger Herr?" —

— „Ein anderes Mal," versetzte Theodor kurz; — er hatte den ganzen Unfall beinahe schon vergessen, um so mehr als seine Folgen nicht traurig zu werden drohten, — ihn beschäftigte nur die Entdeckung und deren zu erwartender Ausgang.

„Ich werde morgen um fünf Uhr in die Stadt fahren," fuhr er fort, „Jacob wird mich diesmal nicht begleiten, der Joseph soll anspannen. Abends kehre ich wieder zurück. — Und wenn sich Fritz morgen blicken läßt, so sagst Du, ich hätte ihm Stubenarrest gegeben und verurtheile ihn bis zu meiner Rückkunft zur unverbrüchlichen Schweigsamkeit."

— „Ach, das wird dem armen Junker das Herz brechen. Er kann Alles ertragen, nur Ihre Ungnade nicht, und doch ist er — ich wollte drauf wetten — an der ganzen Geschichte so unschuldig, wie ein neugebornes Kind. Er war auch ein sanftes,

frommes Kind in den ersten Tagen, als er in unser Haus kam und bevor er die Bekanntschaft Jacob's machte. Ein Soldat taugt nie und nimmermehr zur Erziehung eines Knaben, — das hab' ich immer gesagt — denn im Kriege lernen sie Nichts als nichtsnutziges Zeug."

„Es ist gut für heut'," sagte Theodor und entließ die geschwätzige Alte, die sich sehr unzufrieden entfernte; denn sie hatte wohl Leutebechern, aber nicht dem im Stillen geliebten Junker eine strenge Buße gewünscht. —

Gleich darnach kam der Dorfbarbier und bestätigte Alles, was Martha hinterbracht. Theodor schärfte ihm die größte Sorgfalt für die Patientin ein und versprach ihm nach ihrer Herstellung ein ansehnliches Honorar. —

Ohne die Speisen, welche ihm Martha gebracht, anzurühren, gieng er bald darauf zu Bette; aber diesmal wollte kein Schlummer in seine Augen kommen. —

Er erhob sich frühzeitig und fuhr mit Joseph in die Stadt. —

Martha hatte gehofft, er würde noch zuvor dem Leutebecher die Leviten lesen, aber auch diesmal erfolgte Nichts. Der wackere Invalide fühlte die Ungnade tief genug, daß heute nicht er, sondern Joseph den Herrn nach der Stadt fahren sollte.

Er gieng finster und bärbeißig umher, klopfte mehrmals leise an Fritzens Stube — doch blieb diese verschlossen. Innerlich machte sich sein Groll gegen die alte Marthe Luft, die sicherlich den Unfall ohne Noth vergrößert und seines Lieblings Schuld mit den schwärzesten Farben geschildert haben mochte. „Der arme Fritz," murmelte er, „der muß nun büßen; ich wollte, der Herr hätte mich auf die Latten werfen lassen, statt daß er den Knaben durch eine Strafe ängstigt!"

Im ganzen Hause gab sich ein unbehagliches Gefühl kund, als Fritz während des ganzen Tages unsichtbar blieb, denn selbst für die alte Marthe blieb seine Thüre verschlossen. Erst gegen

Abend, wo sie ihm zu Essen brachte, fand sie dieselbe offen. Fritz lag angekleidet auf dem Bette, mit verweinten Augen.

„Nun, ich dachte gar," sagte die Alte freundlich lächelnd, „Sie wären entschlossen, Hungers zu sterben. — Sie müssen sich das nicht so sehr zu Gemüthe nehmen, Junker! der gnädige Herr ist gar nicht so böse, als Sie sich's vorstellen mögen. — Er ist in die Stadt gefahren, und wenn er Abends zurückkehrt, ist gewiß Alles vergessen."

„In die Stadt?" rief Fritz und erhob sich hastig vom Lager, neue Thränen füllten seine Augen.

— „Nun, wozu weinen Sie denn; er hat Ihnen das Capitel gelesen und damit ist die Sache abgethan. Er liebt Sie gar zu sehr, um Ihnen lange zürnen zu können."

„Er liebt mich," sagte Fritz wehmüthig, — „oh, jetzt gewiß nicht mehr."

— „Und warum nicht? Er hat Ihnen doch gar keine harte Strafe dictirt: Sie sollten den Tag über auf der Stube bleiben und sich verschwiegen halten. Nun das Erstere haben Sie so schon freiwillig gethan und das Zweite —."

„Wie sagst Du, Marthe, ich soll — —?"

— „Nun, mit mir können Sie schon ein klein wenig plaudern: ich werde sie nicht verrathen. Trösten Sie sich also — morgen ist Alles vergessen."

„Ach, Du vermagst mich nicht zu trösten, Marthe, Du weißt nicht — Du kennst mein Unglück nicht!"

— „Unglück hin, Unglück her! Deshalb wird der Himmel nicht einfallen. Die Botenfrau ist guter Dinge, der Arm glücklich eingerichtet und der gnädige Herr hat ihr so viel versprochen, daß sie auf ihre alten Tage wird sorglos leben können. — Denken Sie, er hat sogar dem Leutebecher kein einziges unschönes Wort gesagt, der's doch verdient hätte; er ist statt mit ihm, mit Joseph in die Stadt gefahren: das ist seine einzige Strafe."

„Der arme Jacob!“ sagte Fritz betrübt, „das wird ihn sehr kränken, und er büßt doch nur für mich. Er widerrieth mir drei Mal; aber ich — ich!“ —

— „Lassen Sie diese Grillen fahren, Junker, tröstete die Alte, indem sie den Tisch deckte und ihm die Speisen vorlegte, „und hier essen Sie; Essen und Trinken hält den Leib zusammen, auch bei dem härtesten Schmerz. Wenn nun der gnädige Herr käme und es hieße, Sie hätten sich zu Tode gehungert, und ich sei die Schuld davon! Die Schande werden Sie mir doch nicht machen wollen.“

Nach langer Nöthigung und weil der physische Mensch in ihm doch auch sein Recht forderte, langte Fritz, obgleich tief betrübt, und häufig seufzend, zu.

„Ach, Marthe!“ rief er plötzlich aus, „wenn ich vielleicht bald scheiden müßte von Dir, von dem Bruder, von unserm Schlosse, von Allen!?“

— „Das ist dummes Zeug; Sie fürchten, daß der gnädige Herr Sie in die Pension schicken könnte, womit er so oft gedroht? — Das thut er nun und nimmermehr. Wie müßt's ihm dann um's Herz sein, wenn er Sie entbehren sollte und vollends jetzt, wo er Ihnen selbst den Unterricht gibt, sind Sie ihm ein Bedürfniß geworden. Und dawider würden wir uns Alle — und wir haben doch auch ein Wort mitzureden, gewaltig stemmen, wenn er Sie aus dem Hause schicken wollte. — Nein, Junker! Sie bleiben der Unsrige!“ —

Ein Wagen fuhr in den Schloßhof — es war Theodor, der darin zurückkehrte; Fritz erbebte bei dem Geräusch der Räder, Martha sprang auf, um dem Gebieter entgegenzueilen. „Trösten Sie sich nur, Junker,“ sagte sie beim Abgehen, „ich wette meine Augen darum, daß der gnädige Herr schon morgen früh ganz versöhnt ist und Sie so herzt und küßt, wie er es sonst gethan.“

Sie verschwand. Fritz blieb allein; — er war in ängst-

licher Spannung. Sollte er die Thüre schließen? Nein! wie vermochte er dem Bruder zu trotzen, und welches Loos brachte ihm die nächste Minute? —

Theodor war in der Stadt in einem Gasthof abgestiegen; gleich darnach verfügte er sich in ein Modemagazin.

„Ich bitte Sie," sagte er zu einer ältlichen Dame, die sich ihm als Directrice zu erkennen gab, „um einen vollständigen Anzug für ein junges Mädchen, aber er muß vollständig sein, bis auf die Strümpfe, und in wenig Stunden muß ich ihn schon abholen lassen können. Der Preis ist mir gleichgiltig; ich bitte nur zu bedenken, daß ich Eile habe."

— „Haben Sie, mein Herr! ein Maß mitgebracht, oder ist die Dame gegenwärtig," erwiderte die Modistin geläufig deutsch, aber mit französischem Accente, „wir werden uns bemühen, Ihnen bis drei Uhr Nachmittags einen eleganten vollständigen Anzug zu liefern."

„Ein Maß, ein Maß," wiederholte Theodor verlegen, „daran habe ich in der That nicht gedacht, — der Anzug ist für meine Schwester, — ein Mädchen von 14—15 Jahren; ich werde sie Ihnen beschreiben. Das Mädchen ist plötzlich erkrankt — sie konnte nicht mit mir fahren, eine traurige Veranlassung bewegt uns zu einer Reise; es soll übrigens nur ein einfacher Anzug sein, — kein Ballstaat; ich werde später das Vergnügen haben, Alles, was meine Schwester benöthigt, von Ihnen zu beziehen, denn sie kommt in die Stadt und wird hier längere Zeit bleiben. Ich bin nur in diesem Augenblicke pressirt, wegen des Todes meines Oheims."

— „Aber die Gestalt der jungen Dame, ihre Größe, mein Herr?!"

„So — so," stockte Theodor in peinlicher Verlegenheit, — seine Blicke flogen umher; hinter einer Glaswand arbeiteten an zehn, zwölf junge, hübsche und elegant gekleidete Mädchen; sein

Auge haftete jetzt auf einer schlanken, noch kindlichen Blondine, welche aufstand und an den großen Tisch trat, — „gerade so wie die junge Dame dort,“ rief er, auf das Mädchen deutend; „es ist dieselbe Gestalt, dieselbe Größe: man könnte sie in der That verwechseln; ich bitte den Anzug diesem Fräulein anzupassen und er wird meiner Schwester trefflich stehen.“ —

„Also, wie meine Tochter,“ sagte die Directrice, geschmeichelt von der Aufmerksamkeit, die Theodor dem hübschen Mädchen zu schenken schien, — „es ist gut, mein Herr! Sie sollen zu Ihrer Zufriedenheit bedient werden. Also um drei Uhr — ?“

„Ich werde den Carton abholen lassen; doch bitte ich, ihn zu verschließen und zu versiegeln. Ich möchte durch seinen Inhalt überraschen.“

Er bezahlte den geforderten Preis und kehrte in den Gasthof zurück.

Die Directrice sagte, nachdem er sich entfernt, lächelnd zu den Demoisellés: „Gewiß eine Entführung, oder eine Komödie! wahrscheinlich das Letztere. Der junge Mann war sehr schüchtern und blöde, eine espéce Landjunker, aber hübsch und interessant.“

— Zur bestimmten Stunde erhielt Theodor den Carton, worin sich der Damenanzug befand, ließ anspannen und fuhr nach Lindenberg zurück. —

Er gieng sofort auf sein Zimmer, wo ihn die alte Martha bereits erwartete.

Joseph brachte den Carton aus dem Wagen. —

Theodor erkundigte sich nach Fritz, die Alte stattete ihm weitläufigen Bericht ab und legte eine rührende Fürbitte für ihn ein. Eben wollte sie abermals gegen den Verführer Leutebecher losziehen, als sie Theodor, der inzwischen an den Schreibtisch getreten war und ein paar Zeilen auf ein Papier geschrieben und dieses versiegelt hatte, mit den Worten unterbrach: „Hier, diesen Carton und das Billet trage hinüber

zu Fritz. Er soll den Inhalt in keines Menschen Beisein öffnen, das ist mein Befehl, — und bei verschlossener Thüre. In einer halben Stunde komme ich zu ihm und werde das Weitere verfügen."

„Aber, gnädiger Herr!" unterbrach wehmüthig die Alte, „es ist doch Nichts in der Schachtel, was den Junker noch trauriger und trostloser machen wird, als er schon ist? Ich sage Ihnen noch ein Mal, blos der Leutebecher trägt die Schuld, und die alte Botenfrau wird ihren unglücklichen Fall noch segnen, weil Sie versprochen haben —."

„Ich habe auch Leutebecher bereits verziehen, das kannst Du ihm sagen," antwortete Theodor, „also auch Fritz. Es ist von keiner Strafe, sondern nur von einer Prüfung die Rede. Deine Besorgnisse sind also überflüssig. Geh'!" —

Kopfschüttelnd entfernte sich die Alte.

Fritz empfing den Carton und das Billet. Nach Durchlesung des Letzteren überflog Purpurröthe seine Wangen, das Blatt zitterte in seiner Hand, dann zerknitterte er es.

„Nun," fragte neugierig die Alte, „was will der gnädige Herr? Darf ich Nichts erfahren? Mir sagte er, er wäre gänzlich versöhnt, auch dem Leutebecher habe er verziehen. — Sprechen Sie doch, Junker! Was mag wohl in der Schachtel sein? Schreibt er davon in dem Briefe?"

„Ich darf Dir Nichts sagen, gute Marthe," versetzte Fritz, „sonst — sonst ist Alles verloren! Der Bruder würde mir nie verzeihen, nie, — wenn Du schon jetzt erführest —. Aber später, morgen, vielleicht schon heut sollst Du Alles wissen. — Jetzt geh' — geh', Marthe! Ich muß mich auf Theodors Besuch vorbereiten."

— „Daß eine so alte treue Dienerin, wie ich," versetzte Martha verletzt, „gar kein Vertrauen verdient, hätte ich nicht gedacht. Ich will es mir aber merken. Sonst hat man meinen

Rath nicht verschmäht, vielleicht wäre er auch jetzt zu benutzen. Und wüßt' ich, um was es sich handelt, so könnte ich wahrscheinlich jetzt schon dienen."

„Aber er verbietet's ja," sprach Fritz und drängte sie zur Thüre, „willst Du, daß er erst jetzt ernstlich zürnen, daß er mich — wenn ich diesmal nicht gehorche — fortschicken, verstoßen soll? O mein Gott! weiß ich doch selbst nicht, wie ich vor ihm bestehen werde. Ich beschwöre Dich — geh', laß mich allein. Er darf Dich hier nicht finden!" —

Die Alte verließ ärgerlich, murrend das Zimmer, welches Fritz hinter ihr schnell verriegelte.

„Dahinter muß noch etwas Anderes," sagte Martha für sich, „muß mehr stecken; ich bring' es schon heraus! nur Geduld, — das wäre das einzige Geheimniß hier im Hause, hinter welches ich nicht gekommen wäre!"

Sie gieng wieder zu Theodor und berichtete ihm, daß sie seinen Auftrag besorgt.

„Der Junker war ganz erschüttert," sagte sie, „als er das Blatt gelesen, und wurde roth wie eine Kirsche. In der Schachtel muß doch etwas Unheilvolles stecken; er sprach davon, daß Sie ihn verstoßen wollten. Das sage ich Ihnen, gnädiger Herr! das wäre mein Tod. Ich war Ihnen immer eine gehorsame Dienerin, aber dem müßte ich mich ganz ernsthaft widersetzen."

„Sei keine Thörin," entgegnete Theodor und nahm eine lachende Miene an; — „ich ihn verstoßen!? Hab' ich das schon je gethan? — Laß uns jetzt allein und sorge dafür, daß uns Niemand stört, und daß Niemand an der Thüre horcht; ich kann das nicht leiden, und würde dem nie verzeihen, der es wagte."

„Ich gehe, gnädiger Herr; ich gehorche, wenn es aber nur zum Guten ausschlägt!"

— „Das soll es, Marthe! ich gebe Dir mein feierliches Versprechen." —

Zögernd entfernte sie sich. Theodor gieng aufgeregt und in unbehaglicher Spannung in der Stube auf und ab. —

Das Billet, welches er an Fritz gerichtet, enthielt nur folgende Worte:

„Wenn Fritz ehrlich ist, wie er immer behauptet, so wird er vor seinem Bruder in den Kleidern erscheinen, welche seinem Geschlechte angemessen sind. Alles soll vorläufig unter uns ein Geheimniß bleiben. Dem Aufrichtigen verzeiht dann auch diese Täuschung sein Theodor."

— Jetzt schien es ihm an der Zeit hinüberzugehen. —

Er pochte — der Riegel war zurückgeschoben — und Theodor trat ein.

Vor ihm stand gesenkten Hauptes, die Wimpern herabgedrückt, die Hände gefaltet und in dem weiblichen Anzuge fast um einen halben Kopf größer — Fritz in Trauerkleidern — ein liebreizendes Mädchen.

Die Modistin hatte, da Theodor in seiner Zerstreuung von dem Tode eines Onkels sprach, geglaubt, er wünsche schleunig einen Traueranzug und hatte einen solchen anfertigen lassen. Er stand dem jungen Mädchen zum Entzücken schön, Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen, der zarte Busen hob sich stürmisch. —

„Also doch!" — sagte Theodor nach einer Pause, — er zitterte fast, es überkam ihn der rührenden Erscheinung gegenüber eine Muthlosigkeit, die seinen Athem preßte.

— „Und warum, Fritz," fuhr er nach einer Pause fort, „diese lange Täuschung, mir, Deinem besten Freunde gegenüber?"

Des Mädchens Augen füllten sich mit Thränen, sie sank zu seinen Füßen nieder und rief in flehendem Tone: „O um des Himmelswillen, mein Bruder, verstoße, verstoßen Sie mich nicht. Ich bin ja schuldlos — meine Eltern —; die Täuschung sollte auch nur kurze Zeit Statt haben; aber mir fehlte der

Muth, mich zu entdecken, — und so — so, lieg' ich hier Erbarmen flehend zu Ihren Füßen!"

Theodor hob das Mädchen auf, und geleitete die Halbohnmächtige zum Sopha; dann verriegelte er die Thüre und setzte sich zu Fritz.

„Aber sprich," fragte er verwundert, „welchen Zweck hatte denn dieses Gaukelspiel? Ich war doch der Pathe eines Knaben, der von meiner seligen Mutter den Namen Fritz erhalten hatte, und — Du bist doch in der That ein Mädchen."

„Ja," versetzte das Mädchen schluchzend, „ich bin die Schwester Ihres Taufpathen — Friederike, — ich war damals ein Jahr alt. Der Bruder ist längst todt, er starb schon in seinem dritten Jahre in Petersburg. Meine anderen Brüder sind viel jünger. — Als nun Ihr Brief kam, da meinten meine Aeltern, eins ihrer Kinder könnte sein Glück machen, — und weil ich nun keine so gute Stimme hatte, wie meine ältere Schwester und auch kein großes Geschick zur Musik — so wurde ich als Knabe — —"

„Und Dich, armes Kind!" sagte Theodor schmerzbewegt, „konnten Vater und Mutter so leicht missen! Weine nicht, Friederike! ich werde Dich nicht verstoßen! kannst Du nicht mehr mein Bruder, so sollst Du meine Schwester sein. — Aber jetzt sprich, erzähl' mir Alles: — wie Ihr auf die Idee gekommen, diesen sonderbaren Plan auszuführen. Du, der wilde, ausgelassene Fritz, ein Mädchen, — und Niemand hat es geahnet! Das ist in der That romantisch! Erzähle!"

Und Fritz löste ihm nun das Räthsel, wie er aus einem Knaben ein Mädchen, oder vielmehr, wie aus dem Knaben, seinem Pathen ein Mädchen geworden war.

10.

Der Capellmeister Mascheck saß in Danzig mit seiner Frau in der bescheidenen Stube ziemlich niedergebeugt und sorgenvoll.

Er harrte sehnsüchtig auf die Ankunft des Briefträgers, der die gewichtige Antwort des reichen Herrn Pathen bringen sollte.

Die beiden ältesten Töchter, Marianne und Ludmilla waren ausgegangen; sie gaben in der Stadt Lehrstunden im Gesang und Clavierspiel. Die Zweite von den Genannten, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, gedachte der Vater zur Sängerin auszubilden, sie besaß eine herrliche Stimme; Marianne versprach dereinst als Pianistin Großes zu leisten. Beide Kinder verhießen ihm in Philadelphia von wesentlichem Vortheil zu sein; desto mehr drückte ihn der Ballast der Uebrigen sechs „Würmer", drei Mädchen und drei Knaben: der Jüngste zählte erst drei Jahre — die beinahe zwölfjährige Friederike, ein schönes, wildes Mädchen, schien weniger für das Virtuosenthum zu passen, sie hatte, wie der Vater sagte, eine harte Stimme, keinen Tactsinn, sie spielte und trällerte zwar Alles nach dem Gehör, konnte aber durchaus nicht ordentlich Noten lernen und war im Fingersatz sehr zurück: weshalb ihr Maschek auch alles Talent absprach. — Aber das lebhafteste, fröhlichste und zugleich ausgelassenste und unbändigste seiner Kinder war sie in der That. Vielleicht qualificirte sie sich, wie die Mutter meinte, später zur Schauspielerin — zur Soubrette. Gegenwärtig aber machte ihm das Mädchen durch ihre tollen Streiche, die sich mehr für einen Knaben schickten, nur Sorgen. — So kam es auch, daß Friederike unter den Kindern unsers Ehepaars dasjenige war, welches von den Aeltern am wenigsten geliebt und am wenigsten bevorzugt wurde. Immer und immer wurden ihr die älteren Schwestern, als Diejenigen, welche bereits mithalfen das Brot zu verdienen, als Musterbilder vorgehalten und täglich mußte sie Vorwürfe hören, die sie oft kränkten, im Ganzen aber in diesen Jahren ihren Frohsinn nicht sehr beeinträchtigten. — Wohl empfand das Mädchen diese Art der Zurücksetzung und ihr Herz fühlte sich darum zu den Geschwistern, die beiden kleinsten ausgenommen, nur wenig hingezogen; Marianne

und Ludmilla spielten bereits die Damen und die großen Künstlerinnen in Hoffnung; sich selbst bezeichnete Friederike als „Aschenbrödel." So erschien sie auch den Schwestern gegenüber. —

— „Wenn unser reicher Gevatter," nahm nach einem schweren Seufzer Frau Mascheck das Wort, „nur nicht etwa verreist ist; dann wär' alle unsere Hoffnung in den Brunnen gefallen. Das Ueberfahrtsgeld, was sie uns geschickt haben, reicht freilich zur Noth aus; aber dann kommen wir von Allem entblößt dorten an, und hier haben wir auch noch einige Rechnungen abzumachen."

„Wenn's so wäre," fiel Mascheck ein, „wie im vorigen Jahr von Petersburg nach Stettin: da konnten wir ein Conzert geben; es waren lauter vornehme, reiche Russen auf dem Dampfschiff. Der Einfall war gut und trug uns über hundertachtzig Silberrubel ein. Das war das einzige Gute, was wir von den Russen hatten, aber erst nachdem wir ihrem Lande den Rücken gekehrt."

„Unser ganzes Unglück," fiel die Frau ein, „rührt von der russischen Reise her. So lange wir noch in der böhmischen Heimath, ja selbst in Deutschland waren, gieng es gut. In Schlesien verdienten wir durch Conzerte ein schönes Geld. Hättest Du mir damals gefolgt, so zögen wir in der Art conzertirend durch Preußen und Sachsen und durch's Reich: es wär' uns besser gegangen."

— „Ja," seufzte der Mann, der seiner Gattin nie gern und direct widersprach, „wer das vorausgesehen hätte. Die Aussicht war lockend; lebenslängliche Versorgung, für Dich sogar Pension. Aber es ist Alles in Wind und Rauch aufgegangen; ein jüdischer Musikant aus dem Posenschen, ein Harlekin, der Nichts gelernt hatte, aber ein großer Aufschneider war und aus seinem frühern Handelsverkehr etwas Russisch zu plappern verstand, schnappte mir die Stelle weg; er ließ sich zum Ueberfluß

noch taufen und trat in die Griechische Kirche. Da mußte er protegirt werden. Wie konnte ich gegen den mit meinem Böhmischen aufkommen? Ich wurde dazu nur noch ausgelacht, wenn ich mich verständlich machen wollte. Es hieß, Böhmisch und Russisch sei fast eine Sprache. Der Henker auch: ich verstand sie so ziemlich, aber sie verstanden mich nicht und nannten mich oft einen polnischen Durak. — Ja — so glücklich, wie wir in unserer böhmischen Heimath waren, werden wir wohl nie wieder. Weißt Du noch, wie wir bei der Gesellschaft des Director Frantischeck waren und in Königgrätz, Bidschow, Czaslau und Chrudim Beifall und Geld einernteten? Du als erste Sängerin — natürlich, eine erste Schülerin des prager Conservatoriums! — ich als Capellmeister und erster Geiger. — Als Du zum ersten Male die Königin der Nacht sangst, da verliebte ich mich in Dich: Weißt Du noch? Wir waren Beide sehr jung — und Du, ein gar schönes, schönes Mädchen. Von der Schönheit hat sich freilich trotz der neun Kinder noch Etwas erhalten; aber die Erinnerung ist halt noch schöner. — Freilich, wie Du von der Friederike entbunden wurdest, und die Stimme verlorst: da war es ein harter Schlag für uns. — Wir mußten das Engagement aufgeben, ich suchte eine Anstellung und wir waren auf meinen Erwerb allein angewiesen. — Zwar bekamst Du später Deine Stimme wieder, aber nicht mehr so voll und stark, wie früher, nicht mehr für's Theater. Darin hast Du freilich Recht — daß es uns in Schlesien gut gieng, und daß wir den Fingerzeig Gottes hätten benutzen sollen. Warum habe ich Dir damals nicht gefolgt!"

„Es hat nicht sein sollen," tröstete die Frau, die trotz ihrer Neigung zum ewigen Klagen und Bedauern wieder genug Sanftmuth besaß, um ihren Mann nicht zu entmuthigen; „die Vergangenheit kommt nicht wieder: und die Hoffnung wollen wir trotzdem nicht aufgeben. Vielleicht blüht uns über dem Meer

ein glücklicheres Loos. Wenn nur erst einige von unsern Kindern versorgt wären. Um die zwei ältesten ist mir nicht bange; nur die Friederike wird uns noch viel Sorgen machen! Dann könnte man auch auf die Erziehung der kleinen mehr Fleiß verwenden; die Friederike aber —."

In diesem Augenblicke ward die Thüre heftig aufgerissen, und Friederike, das schöne Mädchen in schlechten, schadhaften Kleidern, schoß wie ein Pfeil herein, mit glühenden Wangen und wirren Locken, bestäubt wie ein Mauerjunge — sie hatte im Hofe mit den Knaben aus der Nachbarschaft auf der Brandstätte des Nebenhauses gespielt.

„Vater, Mutter!" rief das Mädchen athemlos, „der Briefträger; — er bringt einen Brief mit fünf rothen Siegeln!"

Der Genannte trat auch sofort hinter ihr in die Stube; Mascheck und seine Frau sprangen vom Tische auf.

„Neun Pfennig" — sagte der Postbote mit gemessener Stimme, „der Brief ist franco — inliegend 300 Thaler in Cassenanweisungen. Bitte hier im Buche zu quittiren: Nr. 71."

„Dreihundert Thaler!" schrie Frau Mascheck auf und war vor plötzlicher Freude einer Ohnmacht nahe.

Mascheck drückte dem Briefträger ein Achtgroschenstück in die Hand und unterschrieb mit zitternder Hand die Quittung.

„Wahrscheinlich ein Lotteriegewinnst," meinte der Briefträger, „gratulire vom Herzen. Unverhofft kommt oft! Gehorsamer Diener!"

Er trabte zur Thüre hinaus.

Mascheck sank in den Stuhl und löste mit bebender Hand die Siegel, seine Frau lehnte sich über seine Schulter — sie fürchtete, der Inhalt des Briefes könnte sie enttäuschen, — Friederike schmiegte sich an die Eltern und blickte staunend und freudig zu ihnen empor.

„Hier," sagte Mascheck mit zitternder Stimme, „nimm,

Frau, es sind sechs Fünfzigthalerscheine; ich will lesen, was unser edler Wohlthäter schreibt. Auf so eine große, reiche Summe war ich nicht gefaßt; er war damals noch ein Kind und mag sich unserer kaum noch erinnern. Und so generös doch! Ja, das ist Segen vom Himmel, der uns leicht wohlhabend in's neue Eldorado bringt. Gott sei gelobt und die heilige Jungfrau Marie!"

Er verschlang den Inhalt des Briefes.

„Dreihundert Thaler?!" wiederholte die Frau, indem sie die Scheine vor sich ausbreitete und wiederholt betrachtete. „Wenn ich Alles berechne und anschlage, so bleiben uns zweihundert baare Thaler übrig, — wir kommen dann in der neuen Welt doch nicht wie Bettler an, wir können uns zeigen, können uns einrichten. Das flößt auch den Leuten mehr Achtung ein; sonst heißt's immer: armes Musikantenvolk, das Nichts hat als ein Bündel Kinder." —

„Hör' nur 'mal," rief Maschek, der den Brief inzwischen durchlesen hatte, „was der edelmüthige Herr noch schreibt, was er noch Alles thun will. Er will seinen kleinen Pathen Fritz — ach, er weiß nicht, daß er todt ist! — zu sich nehmen, wir sollen ihm das Kind überlassen, er will es wie einen Sohn, einen Bruder halten, will es erziehen lassen und für seine Zukunft sorgen. Der brave Herr! solche Leute sind selten in jetziger Zeit."

— „Da wär's doch gut," warf Frau Maschek ein, „daß wir ihm, — wie ich gerathen habe — nicht schrieben, wie sein Pathe längst nicht mehr lebt. Er wäre dann vielleicht nicht so generös gewesen."

„Glaub's nicht," entgegnete Maschek, „so ein edler Mensch thut, was er thun will, uneingeschränkt."

„Wenn der Fritz jetzt lebte," meinte die Frau, „sein Glück wäre gemacht! Eine Mutter gibt freilich nicht gern eins von

ihren Kindern her, aber ich brächte das Opfer doch, es wär' ja zum Besten meines Kindes."

— „Mich freut nur," sagte Friederike — sie wollte es nur denken, doch sprach sie es laut vor sich hin, „daß ich Euch endlich ein Mal eine gute Botschaft gebracht habe, nun seid Ihr wieder recht lange gut und scheltet mich nicht."

„Ja," meinte die Mutter, „wenn Du ein Knabe wärst — Dein Glück wäre gemacht! — Hättest Du Lust zu unserm so edelmüthigen Gevatter zu gehen?"

„Warum nicht," entgegnete Friederike; „ach! ich hab' es schon oft beklagt, daß ich kein Knabe bin; die haben es in Allem besser!"

„Höre, Elisabeth," nahm nach einigem Nachdenken Mascheck wieder das Wort, „mir fällt da Etwas ein. Es wär' freilich eine Art Betrug, aber doch kein verwerflicher. Was meinst Du? Wenn er schon Eins von unsern Kindern haben will, so wär's am Ende gleich, ob er einen Knaben oder ein Mädchen bekommt."

— „Du meinst, wir könnten die Friederike für einen Knaben ausgeben, wir könnten sie ihm als sein Pathenkind schicken? Sie ist fast von einem Alter mit dem Verstorbenen, und gerade so müßte er auch aussehen, wenn er noch lebte. Auch hat sie alle die Manieren eines Jungen und in der Ungezogenheit nimmt sie's mit dem wildesten auf."

— „Ja — ja," fuhr Mascheck, in den Plan immer tiefer eingehend, fort, „eine Sünde wär's gerade nicht. Er ist so edelmüthig, der Herr Gevatter, daß er uns diese Nothlüge auch verzeihen würde. Eine Zeit lang müßte Friederike freilich den Knaben spielen; und wenn er sie erst lieb gewonnen hat, dann könnte sie's ihm entdecken. Zurückschicken wird er sie gewiß nicht, — er könnte es auch nicht, denn in ein paar Tagen sind wir schon auf dem Meer, auf dem Schiff, das die Auswanderer trägt."

„Es wär' dann nur an Friederiken," fiel Frau Mascheck ein, „sich durch Folgsamkeit, Sanftmuth, Fleiß und gutes Be-

tragen seine Liebe zu erwerben. — Wie er da schreibt, ist er unverheirathet, hat keine Verwandten und will den Knaben förmlich annehmen. Ach! so hätten wir wenigstens ein Kind in der alten Welt versorgt! Ich sage das als Mutter zwar mit betrübtem Herzen, aber wenn es das Glück der Kinder gilt, muß auch das Mutterherz schweigen."

„Die Sache hat einen Schein für sich," bemerkte Mascheck, — „Friederike ist ja sonst nicht so ungeschickt, sie kann Komödie spielen, und durch ein liebevolles Betragen würde sie ihn wieder aussöhnen, so daß er den kleinen Betrug schon verzeiht. — Und im Falle der Noth hätten wir, wenn's uns auch drüben schlecht gehen sollte, an ihr einen Fürsprecher bei ihm. — Und zudem sind wir ja nicht aus der Welt: jetzt ist Amerika kaum vier Wochen weit von hier. — Gefiele es der Friederike nicht, so gäbe er ihr gewiß Reisegeld, empfähle sie der Sorgfalt guter Leute und sie käme zu uns. — In alle dem sehe ich kein Unglück. — Es kommt nur auf Friederike an, ob sie auch will."

„Ich?" rief das Mädchen rasch und lebhaft, „warum soll ich denn nicht wollen! Mir graut so vor dem großen Wasser und der weiten Reise. Ich war auf der See ohnehin stets sterbenskrank — und zur Last falle ich Euch doch, weil ich so ungeschickt bin; wer weiß, ob ich mich je werde ernähren können. Die Marianne und die Ludmilla werden ihre „Aschenbrödel" leicht vermissen, und wenn ich auch von Euch und den kleinen Geschwistern ungern scheide, so ist's doch zu Eurem und zu meinem Besten. Ich habe den Muth, die Rolle zu spielen."

„Es ist doch vielleicht eine gewagte Sache," warf Frau Mascheck ein und eine Thräne drängte sich in ihr Auge.

„Gewagt? Das sehe ich nicht ein," erwiderte er. „Die kleine List wird Herr von Franck mit unserer Armuth entschuldigen. Ein Menschenfreund ist er auf jeden Fall; folglich wird er das Kind nicht verstoßen. Haben wir uns erst in Amerika

ein schönes Vermögen erworben, so kehren wir zurück. Dann ist Friederike auch so groß geworden, daß wir an einen neuen Lebensplan für sie — wenn diesen nicht inzwischen ihr Pflegevater realisirt hat —, oder an ihre Verheirathung denken können. — Du kannst dann noch immer zum Theater gehen, wenn Du willst! Aber ich meine, Du wirst das nicht nöthig haben, denn trügt mich meine Ahnung nicht, so geht uns Allen jetzt ein freundlicher Glücksstern auf: mit dem Entschlusse, dem Ruf in die neue Welt zu folgen, kommt dies unerwartete Geschenk und bietet sich Friederiken ein glänzendes Loos! Ja, es wird uns noch Allen recht wohl gehen und wir sehen uns reich und glücklich wieder!"

„Also willst Du, Friederike?" fragte wehmüthig die Mutter.

„Ja, ich will," rief entschlossen das Mädchen, „ich kann ja so für mich und Euch weiter Nichts thun; es wäre Sünde, hier nicht zu folgen. Und meine Sache werde ich gut machen, darauf könnt Ihr rechnen. Er soll mich nicht zurückschicken, und wär's: ich habe den Muth und deklamire mich durch die Welt bis zum nächsten Hafen, wo ich gewiß einen mildthätigen Capitain finde, der mich umsonst mitnimmt."

„Die beiden ältesten Mädchen," nahm Frau Mascheck nach einer Weile das Wort, „müssen wir wohl in das Geheimniß einweihen. Sie sind schlau, könnten Etwas merken, könnten plaudern und die Sache dürfte zum Gespräch der Leute, unser Plan wohl gar vereitelt werden. Den Kleinen sagen wir, Friederike reist mit dem Schaffner, der unsere Effecten holt, voraus. — Abschied in der Art, daß sie Etwas merken, darfst Du freilich nicht von ihnen nehmen."

— „Aber jetzt, Frau!" unterbrach Mascheck, „nimm Geld und kaufe im Magazin Knabenkleider für Friederike; knickere diesmal nicht: unser Kind muß wenigstens reputirlich vor seinem Pflegevater erscheinen; es wirft auch ein gutes Licht auf uns. —

Wir müssen die Sache eifrig anfassen, damit sie uns nicht gereut. Morgen geht der Eilwagen in der Route nach Schlesien ab, übermorgen reisen wir; in ein paar Tagen sind wir auf der See. Dann Gott befohlen!"

Der so gefaßte Plan ward auch sofort in's Werk gesetzt. — Als die älteren Mädchen nach Hause kamen, setzte sie der Vater von Allem in Kenntniß. Sie hörten es mit ziemlicher Gleichgiltigkeit an, daß sich Friederike von ihnen trennen sollte; denn sie waren dem Mädchen, das Jedermann, trotz der schlechten Kleidung, die es trug, schön nannte — schöner als sie, — stets nicht besonders hold gewesen. Jetzt, wo Friederike in der alten Welt einer wahrscheinlich glänzenden Zukunft entgegengieng, beneideten sie dieselbe um ihr Loos. Nur die Aussicht, dereinst als Künstlerinnen eine große, brillante Rolle in der Welt zu spielen, tröstete sie einigermaßen. —

Marianne, die Aelteste, sprach für sich: „Schade, daß mir Friederikens Rolle nicht zugetheilt werden kann, daß die Umstände das nicht gestatten! Mein Alter ist dagegen. Ich würde dann einen Plan durchsetzen. Der Herr Gevatter ist, wie sie sagen, jung, erst vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt, reich und wahrscheinlich auch hübsch. Er müßte sich in mich verlieben, und ich würde gnädige Frau. — Nun, was thut's: wenn ich erst eine große Sängerin geworden bin, dann liegen mir Grafen und Fürsten zu Füßen!"

Aehnliches dachte auch die jüngere Schwester Ludmilla. Beide Mädchen waren für ihr Alter überreif — kokett, gefallsüchtig und pretentiös. Ihr Wanderleben, ihr frühzeitiges Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, die wenig sorgsame Erziehung, welche die Eltern zu geben vermochten, hatte sie so früh und in der Art entwickelt, daß sie in den Jahren schon eroberungssüchtige Damen spielten, wo Andere kaum aus dem süßen Zauber der Kindlichkeit herausgetreten sind.

Friederike probirte am folgenden Tage in Gegenwart von Vater und Mutter den Anzug, — er ließ ihr allerliebst, dann schnitt ihr Frau Mascheck das lange Haar bis an die Schultern ab und ringelte es in Locken, und sie war nun in einer halben Stunde in einen wunderschönen Knaben verwandelt. Der Vater gab ihr noch verschiedene Ermahnungen und Verhaltungsmaßregeln, die älteren Schwestern giengen in ihre Stunden, sie nahmen leichthin Abschied von der „Aschenbrödel", und als es Abend wurde, gieng sie im Dämmerlicht in die Schlafstube der Kleinen, welche die Mutter bereits vorbereitet hatte, und küßte und umarmte sie mit Thränen in den Augen zum langen Abschiede. — Draußen warf sie sich der Mutter schluchzend an den Hals; riß sich aber endlich mit mehr Fassung, als ihr die Eltern zugetraut, los und folgte dem Vater, der sie nach dem Posthof geleitete. Den Personenschein hatte er bereits gelöst, er empfahl den „Knaben" nunmehr dem Conducteur, drückte Friederiken zwei Thaler in die Hand, küßte sie zärtlich und unter Thränen, und als das Posthorn schmetterte und der schwere Wagen sich zum Thor hinauswälzte, da — zog es Maschecks Herz doch etwas krampfhaft zusammen und er schwankte mehr, als er gieng, durch die finsteren Straßen nach Hause.

Aber so erregt, das fühlte er, konnte er vor der Frau nicht erscheinen; sein Aussehen würde ihren Schmerz von Neuem aufgeregt haben. Er mußte sich erst sammeln und gieng daher in die Conditorei beim Theater, wo er bekannte Gesellschaft: Schauspieler, Sänger, Mitglieder des Orchesters, und so auch Zerstreuung fand. Er trank, um seinen Schmerz zu betäuben und um sich zu stärken, mehre Gläser Punsch und nach und nach ward ihm auch leichter um's Herz und das dumpfe Gefühl in seinem Kopfe machte einer leichteren Auffassung des Lebens Platz.

Als er gegen zehn Uhr nach Hause zurückkehrte, merkte ihm seine Frau wohl Etwas an; doch verlor sie deshalb kein Wort,

weil sie wußte, daß die Männer in solchen Fällen zu ähnlichen Mitteln greifen müssen, und vollends die Musiker. Sie erwähnte auch, um ihn zu schonen, an diesem Abend Friederikens mit keinem Worte weiter.

Am folgenden Tage erzählte sie im Hause, Friederike sei verreist, wohlhabende Verwandte hätten das Mädchen zu sich genommen. —

Friederike saß inzwischen in der dunklen Ecke des Postwagens und weinte sich vorerst aus. Sie nahm, in Ermangelung anderer Passagiere, mit dem Conducteur allein den ganzen innern Raum des Wagens ein. Zum Glück war der Gefährte nicht sehr gesprächig; aber im Gegentheil sehr schläfrig. Bald schnarchte er in der andern Ecke, und das junge Mädchen konnte darum ungestört sich ihren wehmüthigen Gedanken, ihren Befürchtungen und Hoffnungen überlassen. —

Je näher sie ihrem Ziele kam, um so bänger schlug ihr das Herz, sie fühlte, daß sie eine Aufgabe übernommen, der sie kaum gewachsen war. Von Zeit zu Zeit ermuthigte sie ein Griff in ihre Tasche — darin befanden sich, noch unberührt, die zwei Thaler; denn der Conducteur sorgte in Auftrag für ihre Zehrung während der ganzen Reise. So viel hatte sie noch nie besessen; diese Summe schien ihr hinreichend, im Falle eines ungünstigen Ausganges ihrer Sendung, um mittelst derselben den nächsten Hafen zu erreichen und ihre Eltern einzuholen. —

Als sie nun im Posthause vor Theodor trat, da bebte und zitterte sie, da füllten sich ihre Augen mit Thränen; als sie aber in sein edles Antlitz sah, als sie den sanften, wohlwollenden Klang seiner Stimme vernahm, als ihr die Seele vor Liebe aus seinen treuherzigen Augen entgegenstrahlte, da wich mit einem Male alle Bangigkeit, sie fühlte sich zu dem neuen Freunde hingezogen, ihr Herz gehörte ihm jetzt schon! Und Theodor erleichterte ihr durch sein wohlwollendes Entgegenkommen ihre Rolle,

durch das trauliche Du, welches er ihr gestattete, hob er ihre Schüchternheit, und brachte sie rasch sich näher.

Schon jetzt hätte sie ihm ihr Geheimniß anvertrauen mögen; aber noch gebrach ihr der Muth dazu, noch befürchtete sie, diese Ueberraschung könnte für ihn eine unangenehme sein, er dürfte das Mädchen, wenn nicht zurückschicken, so doch aus seiner Nähe entfernen und andern Leuten übergeben. Und von ihm, wo sie sich so schnell und so wohlthuend heimisch fühlte, wollte sie sich nicht sobald trennen.

Später gestand sie sich wohl häufig, daß es unredlich von ihren Eltern gewesen sei, einen solch' edlen Menschen, wie Theodor, zu täuschen, sie machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, weil sie diese Täuschung immer länger fortführte. — Die Knabenrolle wurde ihr lästig und sie sah sich dadurch in manche Verlegenheiten gesetzt; aber jetzt hielt sie falsche Schaam von dem Geständnisse zurück. — Furcht vor der Wirkung, welche die Enttäuschung auf Theodor hervorbringen dürfte, und zuletzt fand sie sich in die Knabenrolle so hinein, daß Vorwürfe und Besorgnisse verschwanden und sie die Entdeckung auf eine immer weitere und unbestimmte Zukunft hinausschob.

Denn vor Allem quälte sie die Furcht vor einer Trennung von Theodor, der ihr in Einem Vater, Mutter und Geschwister ersetzte; und diese schien ihr dann unausbleiblich.

Was nun später in dem heranreifenden Mädchen vorgieng, was sie empfand, sehnte und träumte in stiller Mondnacht, beim majestätischen Untergang der Sonne, am Wasserfall, beim melancholischen Gesang der Nachtigall, was ihre ganze Brust in Weh' und Ahnung schwellte, das haben die freundlichen Leser wohl schon errathen! —

11.

Als Friederike in ähnlicher Weise, wie wir hier erzählt, ihre Umwandlung berichtet hatte, wollte Theodor sie, wie er es sonst gewohnt, an seine Brust drücken, aber er besann sich plötzlich, leichte Röthe überflog seine Wangen und er stotterte, indem er dem Mädchen die Hand reichte: „Mein gutes Kind, das Schicksal hat Dich frühzeitig geprüft und Deine junge Seele zur Thatäußerung herausgefordert! — Laß es aber, Friederike, ich beschwöre Dich! die letzte Verstellung in Deinem Leben sein. Gelobe mir es feierlich!"

„O!" versetzte das Mädchen mit Ausdruck, „ich fühle mich ja erst jetzt erleichtert und beruhigt, seit ich diese Last, diese aufgezwungene Falschheit von meiner Brust gewälzt. Von nun an soll meine Seele immer offen vor Ihren Augen liegen; meine schönsten Gedanken gehören Ihnen, edler Wohlthäter! Aber betheuern Sie mir auch jetzt, daß Sie mir verziehen haben, daß Sie ganz mit mir ausgesöhnt sind, damit ich wieder vorwurfsfrei die Blicke zu Ihnen erheben kann."

Sie kreuzte die Hände über der Brust und verharrte in dieser liebreizenden, demüthigen Stellung, die sie ihm doppelt rührend erscheinen ließ.

„Ja, ich betheure Dir's von ganzem Herzen, Friederike," antwortete er; „aber wozu das befremdende Sie in Deiner Anrede, seitdem wir einander, ich durch die Entdeckung, Du durch Dein Geständniß, nur noch näher getreten sind? Es hat sich zwischen uns Beiden Nichts geändert — als für mich Dein Geschlecht; unser Verhältniß ist dasselbe geblieben. Du bist meine Schwester. Ich werde ihr treulich halten, was ich dem Bruder gelobt; die Liebe zu diesem ist auf sie übergangen, oder vielmehr sie ist dieselbe geblieben, ungeschwächt, unwandelbar. —

Aber bei alledem wirst Du doch einsehen, Friederike, daß wir uns von nun an trennen müssen."

Friederike brach in Thränen aus und senkte das Köpfchen noch tiefer auf die Brust.

„Weine nicht, mein Kind," tröstete Theodor, „wenn Du mich vernünftig anhörst, wirst Du meinem Plane beistimmen müssen. Es gilt ja nicht eine Trennung auf immer, oder auf Jahre, oder auf eine weite Entfernung. Du wirst einsehen — Gott weiß, wie das geworden wäre, wenn Du die Maske noch länger behalten hättest! — daß für die Ausbildung eines jungen Mädchens, das sich später in der Welt bewegen soll, hier in Lindenberg weder die Gelegenheit vorhanden ist, noch daß ich dazu die Fähigkeiten besitze. — Du mußt in die Stadt, Friederike! und sobald als möglich. Ich werde Dich in die Pension der Madame Arnold bringen, wo Du in einem Kreise junger, liebenswürdiger Mädchen das lernen wirst, was Deinem Alter und Geschlechte angemessen, was erforderlich ist. Man hat mir Madame Arnold als eine treffliche Frau geschildert, in der die Pensionärinnen eine zweite Mutter finden. Ich habe gerade sie ausgewählt; denn wenn Du auch dort Französisch lernen sollst, so wirst Du doch durchaus die Erziehung eines deutschen Mädchens erhalten. Wie bisher, giltst Du dort als meine Anverwandte. Von Zeit zu Zeit, und oft, recht oft, — denn die Entfernung ist ja doch nur gering — werde ich Dich besuchen, werde mich Deiner Fortschritte freuen und sehen, welch' ein sittsames, liebes Mädchen aus dem wilden Fritz geworden ist. Und freudig wirst Du, das hoffe ich, auch immer mein Erscheinen begrüßen. — Was sagst Du dazu, Friederike?"

„Ich werde folgen, — gern, gern," hauchte sie leise und küßte seine Hand, „weil Du es so willst, Theodor, weil Du nur Gutes willst!"

„Von Deiner Umwandlung," fuhr Theodor fort, „kann und

darf hier im Hause freilich keine Rede sein. Sie ist unser Geheimniß. Nachdem ich Dich verlassen habe, legst Du diese Kleider wieder ab und verbirgst sie sorgfältig vor der alten Marthe. Heut' Abend erscheinst Du bei Tische wieder als Knabe, und stellst Dich so unbefangen, als möglich; denn Du mußt der Alten merken lassen, daß ich mit Dir vollständig ausgesöhnt. Morgen früh fährst Du mit mir „als Fritz" in die Stadt — den Carton mit diesen Kleidern nehmen wir mit —, wir sagen, es gelte einen Besuch. Abschied von Marthe und Leutebecher darfst Du freilich nicht nehmen, denn das würfe meinen ganzen Plan um und verriethe unser Geheimniß. — In der Stadt wechselst Du die Kleider und ich führe Dich zu Madame Arnold, welche auf Deine Ankunft schon vorbereitet sein wird. Alles von Deinen Habseligkeiten, was einem Knaben eigenthümlich angehört, und was Dich verrathen könnte, lassen wir zurück. — Ich fahre Abends wieder allein nach Lindenberg. Auf die Frage Marthens und der Hausleute nach Dir sage ich, — ich hätte im Bewußtsein, Deine Erziehung nicht länger selbst leiten zu können, Dich zum Rector in der Stadt in Pension gebracht, und stelle ihnen einen baldigen Besuch in Aussicht. — Es werden Wehklagen erfolgen; aber das ist nicht mehr zu ändern. — Einige Zeit später erzähle ich, daß Du zur Fortsetzung Deiner Studien nach Breslau abgegangen seist. Nach und nach wird man Dich — es liegt in der Natnr der Menschen — weniger vermissen. — Ist erst ein Jahr vorüber — während welcher Zeit wir uns oft genug gesehen haben — so überrasche ich die Marthe mit der Nachricht, daß sich noch eine Verwandte, eine Schwester Fritzens vorgefunden habe, ein Mädchen, etwa zwei oder drei Jahr älter als er, — denn so siehst Du in der That als Mädchen aus —, die ich in die Pension in die Stadt gebracht, und bald darnach hole ich Dich zum Besuche auf Lindenberg ab. Ich will schon vorher viel von Deiner großen Aehnlichkeit mit Fritz

sprechen, damit Deine Erscheinung keinen Verdacht erregt. Von Fritz wird es heißen, er studire fort, und später, er sei auf Reisen gegangen, Du wirst oft und öfter kommen, Du wirst in den Herzen der treuen Diener bald Fritzens Stelle einnehmen; freilich mußt Du Dich dann sorgsam bewachen, daß Du Dich durch Jugenderinnerungen nicht verräthst. Den Verlauf alles Uebrigen überlassen wir der Zeit, sie wird auch entscheiden, ob wir den alten Leuten das Räthsel lösen, und ob sie in Friederike dereinst den verschollenen Fritz wieder erkennen sollen."

„Ich weiß," entgegnete Friederike, „daß Alles zu meinem Besten ist, und darum werde ich Dir in Allem gehorchen. — Ach der Abschied von Dir, von Lindenberg, wird mir doch schwerer, als der Abschied von meinen Eltern und Geschwistern mir geworden ist: sie haben mich doch nie geliebt, — nicht so, wie Du! Jetzt erst begreife ich es, was ich damals leicht hingenommen. Ich war ihr Kind, „sie ließen mich gehen! Und wenn ich nicht in Dir den edelmüthigen Freund gefunden hätte, welch' ein finsteres Loos wäre mir zu Theil geworden. — Darum glaube es mir, Theodor, daß meine ganze Seele für Dich schlägt!"

Sie warf sich an seine Brust, anfangs widerstrebend, aber dann mit gedoppelter Herzlichkeit drückte er sie an sich.

„Wie schwer werde ich Dich missen," seufzte sie, „unter den fremden Leuten!"

— „Und wie oft werde ich kommen," entgegnete er, „um meinen verwandelten Fritz zu sehen! Bist Du erst groß geworden, dann verlasse ich meine Einsamkeit, führe Dich in die Welt, in die Hauptstadt, auf Reisen."

„Ach so glücklich," sagte sie, „wie ich in Lindenberg gewesen, werde ich nirgends sein."

— „Freilich," erwiderte Theodor lächelnd, — er wollte ihren Trübsinn bannen, wollte sie heiter stimmen, „in der Pension darfst Du den Mädchen keine Frösche unter die Füßen werfen."

— Friederike erröthete über diesen scherzhaften Vorwurf; sie fühlte sich seit Kurzem als Mädchen, — der Knabenmuthwille war mit einem Male von ihr gewichen.

Theodor verließ sie jetzt; — es war Zeit zum Abendessen, und sie mußte sich umkleiden. —

Bei Tische erschien sie als „Bruder Fritz" und unterhielt sich ziemlich ungezwungen mit Martha. Theodor freute sich über des Mädchens Selbstbeherrschung, diese hatte sie nach seinem Dafürachten nur durch das ernste Studium gewonnen, wozu er sie angehalten. — Seltsam kam es ihm nun selbst vor, daß er ein junges Mädchen mit Mathematik, Stereometrie, Astronomie und den Naturwissenschaften beschäftigt, daß er sie zu einem großen Gelehrten, einem Forscher, einem zweiten Humboldt — hatte erziehen und heranbilden wollen. —

Um sieben Uhr Morgens befahl Theodor anzuspannen; auch diesmal sollte ihn nicht Leutebecher, — der deshalb murrend hinterm Schlosse umherschlich, — sondern Joseph begleiten.

„Fritz fährt heute mit," sagte Theodor kurz zu Martha.

Diese war sichtlich darüber erfreut; sie betrachtete diesen Umstand als einen Beweis der vollständigen Versöhnung des gnädigen Herrn. Der Junker mußte ganz wieder in seine Gnade aufgenommen worden sein, da er mit in die Stadt fahren durfte, was seitdem nur ein einziges Mal passirt war. Zu der Zurücksetzung Leutebechers, die ihr zugleich klar wurde, sagte sie: das ist ihm gesund, er mag dran schlucken, er hat's verdient. Ohne seine Possen wäre ein seliger Friede im Hause. Der Herr versteht's am besten, wie er zu bestrafen ist: kein unschönes Wort sagt er, aber an dem, was er unterläßt, merkt man's, daß er zürnt. — Nun, es wird auch keine Ewigkeit dauern, so ist er wieder ausgesöhnt und hat vergeben; aber den Junker soll er mir nicht wieder verführen!"

Der Carton wurde in den Wagen geschafft. Zu Friederiken,

die — als Knabe gekleidet — einige Habseligkeiten zusammenpackte, sagte er leise: „Sei standhaft — keinen Abschied — verrath' uns nicht!"

Das Mädchen bejahte, obgleich ihr die Thränen in den Augen hingen.

„Ich möchte noch gern," flüsterte sie ihm zu — denn Martha wich nicht von der Stelle, sie hatte Fritzen gleich nach dem Aufstehen durch ihre Neugierde sattsam geplagt, sie verlangte zu wissen, auf welche Art sich der gnädige Herr wieder ausgesöhnt, was der Carton enthalten habe u. s. w., worauf Fritz stets geantwortet hatte: „Ich darf erst morgen sprechen, dann sollst Du Alles erfahren," — „ich möchte noch gern," sagte Friederike heimlich, „die alte Botenfrau besuchen, die ich so schwer gekränkt, und sie um Verzeihung bitten."

„Das ist nicht nöthig," antwortete Theodor, „und würde uns nur aufhalten; sie befindet sich nach der neuesten Erkundigung ganz wohl und später wirst Du oft genug Gelegenheit haben, ihr Gutes zu thun."

Rasch flog das Mädchen in den Wagen und drückte sich in den Hintergrund, — das Weinen ließ sich nicht länger zurückhalten.

„Erwartet mich um acht Uhr," sagte Theodor zu Martha, welche am Wagenschlage hielt. — Er sprang hinein, die Rappen zogen an und pfeilschnell rollte das Fuhrwerk die Anhöhe hinab. — Die arme alte Martha ahnte nicht, daß sie ihren Liebling auf lange nicht, ja gewissermaßen nie wieder sehen sollte. —

In der Stadt angekommen, ließ Theodor das Mädchen allein, das sich inzwischen umkleidete, wozu der mitgebrachte Traueranzug diente. Ohne aufzufallen entfernten sie sich aus dem Gasthof. —

Bei Madame Arnold fand Friederike die zuvorkommendste Aufnahme. Die jungen Genossinnen, denen sie als eine solche

vorgestellt wurde, empfingen sie artig und freundlich; dennoch vergoß sie heiße Thränen, als sie von Theodor sich trennen mußte, und lag lange schluchzend in seinen Armen. —

Auch Theodor trat, voll wehmüthigen Gefühles, den Heimweg an. Ihm war, als sei durch die Entfernung des Knaben — so erschien ihm noch immer lebhaft Friederike — ein Theil seines Selbst von ihm gerissen. Wer und was sollte nun diese Lücke ausfüllen? —

Ziemlich verstimmt langte er in Lindenberg an.

Martha erwartete den Wagen am Thor. Als Theodor allein ausstieg, fragte sie verwundert und hastig nach Fritz.

„Der ist in der Stadt," versetzte Theodor kurz, „und wird von nun an in der Stadt bleiben."

„O du meine Güte, das hab' ich geahnt," schrie die Alte und brach in lautes Wehklagen aus, daß die Hausleute erschreckt und neugierig herbeieilten, „nein! gnädiger Herr, das hätten Sie mir nicht anthun sollen. — Was Unrecht ist, bleibt Unrecht! — Und das noch dazu so heimlich und hinterlistig! ohne Abschied — das arme Kind unter lauter fremden Leuten, es muß dort verkümmern! — Nein, gnädiger Herr! wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, das kann ich Ihnen nicht vergessen. Also darum die Fahrt, — und drinnen erst ist dem armen Junker das Todesurtheil angekündigt worden. Nun ist alle meine Freude dahin!"

„Beruhige Dich, Marthe," sagte Theodor, „Fritz folgte gutwillig, er sah ein, daß es zu seinem Besten sei, und um sich das Herz nicht schwer zu machen, nahm er keinen Abschied von Euch."

„O daran ist doch nur der alte Sünder," wehklagte Martha, „der Leutebecher, schuld; was der durch seine schlechten Streiche verschuldet, das muß jetzt der arme Junker büßen."

„Ich sage Dir," entgegnete Theodor, „daß der letzte Vorfall keinen Einfluß auf meinen Entschluß gehabt hat. Fritz konnte nicht länger bleiben; er ist kein Kind mehr, er muß in die Welt

und Etwas lernen; mein und des Schulmeisters Unterricht genügte von jetzt an nicht mehr. Es wäre so gekommen, ob er tolle Streiche gemacht hätte oder nicht. Ich muß für seine Zukunft sorgen; was sollte es mit ihm hier? Zur Oekonomie hatte er keine Neigung, und nur in der Stadt bietet sich ihm die Gelegenheit dar, etwas Höheres zu erstreben. Er war klug und einsichtsvoll genug, sich willig zu fügen; es ist hier von keinem Zwang und von keiner Strafe die Rede. Er selbst wollte sich und Euch das Weh' des Abschieds ersparen. Zudem ist er nicht aus der Welt, sondern bei braven Leuten gut aufgehoben."

„Ach Sie kennen sein Herz nicht, gnädiger Herr!" rief die Alte, „das wird vor Kümmerniß brechen. Er sagte so Etwas nicht mit Worten — ich kenne seine Weise — aber er empfand's desto tiefer. Und weil er Sie unaussprechlich liebte, so folgte er auch, und wär's in den Tod gewesen."

— „Bedenke, Marthe! ich war meiner Mutter einziges Kind, und auch ich mußte in so jungen Jahren in die Welt, unter fremde Leute, auch mir wurde die Trennung schwer, und ich bin nicht darüber zu Grunde gegangen. Es ist, als hättest Du mich weniger geliebt, als Fritzen."

„O du mein barmherziger Himel! das sagen Sie nur so, Sie sind Derjenige, welcher das am wenigsten glaubt. Aber Sie waren schon damals resoluter und ernster, Sie ertrugen es leichter und hatten den Präceptor mit, dem Sie sich von Jugend auf befreundet hatten: das ist ein Unterschied. Wie aber soll das Kind mit seinem weichen Herzen unter den fremden Leuten ausdauern? Gewiß — er fällt in eine gefährliche Krankheit. — Und zu wem, wenn man fragen darf, haben Sie ihn gethan? Man wird ihn doch besuchen dürfen? Man muß doch nachsehen, ob er ordentlich aufgehoben ist, ob er abgewartet wird, ob es ihm an gesunder und reichlicher Nahrung nicht fehlt? — Die Leute, welche Kinder für Kostgeld zu sich nehmen, gehen meistens

barbarisch und gewissenlos mit den armen Würmern um. Sie lassen sie in der Unsauberkeit umkommen und häufig auch Hunger leiden."

„Alles dies ist hier nicht zu besorgen," sprach Theodor ernst, „und Du setzest meine Geduld unnöthig auf die Probe. Ich ehre Deine Liebe zu dem Knaben und die Sorgfalt, die aus Dir spricht! Beides aber darf nicht übertrieben werden. Fritz soll ein Mann und darf darum nicht verzärtelt werden. — Du wirst seiner Zeit Alles erfahren, liebe Marthe, und Fritz wird Dir, wenn er uns nächstens besucht, schon selbst sagen, ob es ihm gut geht, oder ob er Noth leidet. Sollte das letztere der Fall sein, so werde ich gewiß Abänderung treffen. Aber ich habe Grund es zu bezweifeln. Nun, wenn es Dich beruhigen kann, so nimm die Versicherung, daß ich ihn jetzt nicht minder liebe, als früher."

Er gieng die Treppe zu seinen Zimmern hinauf. Martha wischte sich die Thränen aus den Augen und trat seufzend in die Gesindestube.

Seltsam öde und einsam kam es nun Theodor in den weiten Räumen, die nicht mehr der liebgewordene Genosse belebte, vor und dies Gefühl legte sich drückend und wehmüthig auf seine Brust. Fritz war jetzt ein Mädchen und konnte ihm nicht mehr das sein, nicht mehr das werden, was er ihm als Knabe war, was er ihm dereinst als Jüngling, als Mann geworden wäre. Um einen schönen Zukunftstraum ward Theodor nun ärmer; er gab ihn schmerzhaft auf, um so schmerzhafter, als dieser Verlust außer aller Berechnung lag, so daß er nie an die Möglichkeit einer Trennung auch nur gedacht hatte. —

Zwischen Martha und Leutebecher brach aber jetzt ein gewaltiger Sturm aus.

Bei Theodors Rückkunft aus der Stadt hatte sich der alte Soldat, als ein in Ungnade Gefallener, verborgen gehalten, doch

hörte er aus seinem Versteck im Wagenschuppen jedes laute Wort, welches der Herr mit Martha wechselte.

Jetzt, da diese noch schmerzbewegt und tieferschüttert war, trat er in die Gesindestube, räusperte sich einige Male, hustete in dröhnendem Basse, dann stellte er sich vor die Alte, welche seufzend auf der Ofenbank saß, und sagte:

„Wohl bekomm's! Das hat die Jungfer gut gemacht.“

— „Ich — ich?“ schrie sie auf, „nun kommt Er auch noch!?“

„Ja, Sie: mit Ihrem Aufhetzen und Verlästern, mit Ihrer Manier, einen Elephanten aus der Mücke zu machen. Glaub's wohl, daß bei diesem ewigen Quäruliren dem Herrn endlich der Geduldsfaden gerissen ist, daß er hat denken müssen, der Junge sei Ihr im Wege. — Und weil er vor allen Dingen das Alter ehrt, so hat er den Stein des Anstoßes beseitigt und Fritzen entfernt. Der mußte natürlich weichen, denn für seine alte Wärterin und die Amme seiner seligen Mutter hegt der Herr einen absonderlichen Respect.“

„Das lügt Er, Leutebecher,“ rief sie zornentbrannt, „das ist abscheulich und sündhaft von Ihm. Ich soll an der Verstoßung des Junkers schuld sein? Nun sage doch Eins im Hause, ob ich es nicht war, die ihn am meisten geliebt hat. — Nein, Seinetwegen allein ist der Junker fortgeschafft worden, weil Er ihn zu lauter schlechten Streichen verleitet hat, weil Er ihm ein unsauberes Exempel gegeben, weil Er —“

„Schlechte Streiche!“ donnerte der Soldat, „das sage Sie nicht noch ein Mal, bei meinem Karabiner, Jungfer Marthe, Gott straf' mir, — nicht noch ein Mal! Hat Sie denn nicht genug, daß Sie den jungen Herrn in's Unglück gestürzt hat, will Sie ihn noch verlästern, ihm die Ehre abschneiden? Wie so und wann hat der Fritz schlechte Streiche begangen? das will ich wissen! — Fritz ist jetzt nicht hier, er kann sich nicht verdeffendiren: ich muß ihn also vertreten, als redlicher Mensch

und Soldat. — Das ist man zu arg, das läuft Einem über die Leber!"

„Ich habe sagen wollen," lenkte Martha ein, „tolle Streiche, leichtsinnige Streiche."

— „Leichtsinnige Streiche? Das zugegeben, kindische Streiche meinetwegen, wie sie jeder Knabe in seinen Jahren ausübt, aber keine Schlechtigkeiten! Nach der Jungfer ihrem Plan hätte der Fritz ein Betbruder werden sollen, nach dem Willen des gnädigen Herrn aber soll er ein Mann werden. Und Jugend muß austoben: das versteht nur unsereins und kein altes Frauenzimmer. — Jetzt heult die Jungfer Marthe, da Sie das Unglück angerichtet hat, jetzt wo's zu spät ist, und wenn sich der Knabe einen unschuldigen Scherz erlaubt hatte, da war Sie hinterdrein, wie ein giftiger Drache, spie Feuer und Rauch, daß es dem gnädigen Herrn nur als ein recht entsetzlicher Greuel erscheinen sollte. Und wenn's Unglück angerichtet war, wenn Sie uns Beide tüchtig verketzert hatte, da wollte Sie's wieder mit ein paar Thränen wieder gut machen. Das aber ist das Wasser, welches bei Frauenzimmern am wohlfeilsten zu haben ist, das liefern sie ohne große Strapaze, 's ist ein Pumpwerk."

„Ich ein giftiger Drache!" schrie Martha entsetzt auf, „das soll der gnädige Herr erfahren, der muß mir Satisfaction geben!"

— „Meinetwegen verklage Sie mich; es ist dies doch Ihr angenehmstes Geschäft. Und nun, wo Fritzchen fort, kann Sie alle Ihre Galle auf mich ausgießen; denn heraus muß es doch. — Sela! Wenn mich der Herr fortschickt auf Ihre Verketzerei, so weiß ich was ich thue: ich räume das Terrain, ich schnüre meinen Tornister und gehe in die Stadt zu Fritz, damit er doch wenigstens eine treue Seele in der Nähe hat, und können sie mich im Hause bei ihm nicht brauchen, so lege ich mich wie ein Hund an die Schwelle, da seh' ich ihn doch wenigstens, wenn er aus- und eingeht. Und die Vorüberwandelnden werden wohl

einem alten ausgedienten Soldaten ein Almosen nicht verweigern. Da kann die Jungfer Marthe nun hier ihren Triumph feiern, kann sich blähen und spreizen wie ein Truthahn, sie führt das Alleinregiment, Niemand ist ihr hier im Wege — denn der Fritz und der alte Leutebecher sind hinausgestoßen wegen ihrer schlechten Streiche. Und der Herr selbst hat dann gar Niemanden mehr, an den er sein Herz anschließen könnte. — Ja, nun sitzt er da allein oben und bläst Trübsal, denn der Junge war doch sein Alles, sein Trost und seine einzige Freude."

„Er ist doch ein recht boshafter Mensch, Jacob! Er hat weder Mitleid noch Erbarmen im Leibe. Da sieht Er, wie ich vor Schmerz um den Junker schier vergehen möchte und doch peinigt Er mich mit zerknirschenden Vorwürfen, die ich gar nicht verdiene. Der gnädige Herr selbst sagt, daß der letzte Streich nicht schuld an der Entfernung des Junkers ist, sondern daß er sich in der Stadt ausbilden, daß er dort etwas Tüchtiges lernen soll. Es wäre auch ohne dies so gekommen."

— „Redensarten," versetzte Leutebecher, „weil der gnädige Herr zu gut ist — darum hat er's gesagt, weil er Niemandem was Bitteres in's Gesicht sagen kann, weil er Sie noch dazu trösten wollte. Er ist die Engelsgüte selbst, und ich glaube, wenn erst wir Beide, ich noch dazu und der Fritz fort sind, so kommt der Herr selbst dran und Sie verbittert ihm das Leben, weil's doch Jemandem verbittert werden muß."

„Nur immer zu, Er Barbar, Er Baschkir, der eine arme alte bekümmerte Person ohne Barmherzigkeit zerfleischt!"

— „Es muß heraus bei mir, Jungfer Marthe, ohne Schonung: ich kann nicht anders. Und habe ich nicht etwa Recht? ich rufe die Mädchen hier alle zu Zeugen auf. War's etwa christlich, bei dem letzten Unfall an die große Glocke zu schlagen, statt das Malheur zu vertuschen? Mußte Sie gleich gegen den Herrn Sturm laufen, mußte Sie den ersten Schrecken benutzen

und die Sache vergrößern? — Konnte man nicht sagen, die Alte sei im Gedränge gefallen und habe Schaden genommen? Der Herr würde sie ebenso mildthätig unterstützt haben, wie jetzt, — wo es heißt, sie sei durch die Frösche umgeschmissen worden, die sein Vetter, ein böser Junge, unter die Mädchen geworfen. O, es ist noch nicht erwiesen, ob Fritz daran die mindeste Schuld trägt. Er sollte und wollte die Frösche alle über die Mauer werfen, statt dessen flogen sie in den Hof. So ein Ding, erst einmal angezündet, nimmt seine eigene Richtung; da hat Niemand Nichts zu commandiren. — Aber freilich; es wär' der Jungfer, wenn sie geschwiegen hätte, eine große Freude entgangen, denn hätte sie Fritzen nicht verklagt, so hätte sie nicht mich, den Bösewicht und Verführer, mit verklagen können. Sie hat mir ein ordentliches Donnerwetter auf den Hals schicken wollen; nicht wahr? — Nun, 's ist nicht so gekommen, wie sie wollte; der Blitz hat sich über dem armen Jungen entladen, und wie sie einen Andern hat in's Verderben stürzen wollen, so hat sie sich selbst gekränkt."

„Es ist schon gut," versetzte leise weinend die Alte, als Leutebecher einen Moment erschöpft inne hielt, „Er ist ein Unchrist, Er sagt das Schlimmste, was Er auftreiben kann von mir, und durchbohrt mir das Herz. O, Er wird mich noch in's Grab bringen! Nun, — wenn's Ihm Freude macht — in Gottesnamen! Ich habe lange genug gelebt und die Falschheit und Tücke dieser Welt ausgekostet. — Mir bleibt jedoch ein Trost: ich habe wissentlich Niemanden in's Verderben geschickt, Niemanden verleitet, nirgends Haß erregt. Ich hab' nur die Liebe gewollt: das weiß der gnädige Herr auch und weiß es zu schätzen. Glaubt Er vielleicht, daß er mir zürne? Ih Gott bewahre! Er hat sich sogar herabgelassen, mich zu trösten. Und ich könnte mich auch beruhigen, wenn ich den Junker weniger liebte, denn er ist bei guten, braven Leuten, er wird uns alle

Finger lang besuchen, und er hat sich gutwillig in sein Schicksal gefügt, weil er entschlossen ist, ein gesetzter Mann zu werden, und — und er hat nur darum von mir nicht Abschied genommen, weil es ihn zu sehr ergriffen hätte. Mir hat er auch durchaus nicht gezürnt; denn ich war den letzten Abend bei ihm oben, er schenkte mir sein ganzes Vertrauen und ließ sich trösten. Andere Leute, die die Suppe eingebrockt hatten, ließen sich dagegen gar nicht sehen."

„Was nützt das," sagte Leutebecher, den Schnurbart streichend und von diesem Hieb unangenehm berührt, „ich alterire mich hier, ohne daß in der Sache Etwas geändert wird. Ihr Herz werde ich Ihr doch nicht umdrehen und Ihre Zunge nicht zügeln. Sie muß halt immer Jemanden haben, den Sie verklagen kann, damit der Herr ja zu Zeiten seinen Aerger kriegt, weil's Ihr so um's Herz ist. — Ich geh' lieber hinaus in den Wald und schieße nieder, was mein Gewehr erreichen kann und — denke dabei an Fritz, wie's so schön gewesen ist, als er noch hier war."

Er verließ brummend die Gesindestube. —

12.

Martha gieng bedeutend in sich. Es kam ihr diesmal nicht bei, ihre Drohung in's Werk zu setzen, und wegen des „giftigen Drachen" beim Herrn Klage zu führen. Sie trug ihren Schmerz still in sich; denn zu ihrem tiefen Leide, zu ihrer Beschämung mußte sie die Wahrnehmung machen, daß fast Niemand im Hause sie bedauerte und ihr Trost zu geben bemüht war; weil Jedermann doch nur sie für die Ursache von Fritzens so plötzlicher Entfernung hielt. —

Ihr ganzes Trachten gieng nun nach der Stadt. Mehr-

mal lag sie den Herrn an, ihr das Fuhrwerk zu gestatten, sie habe Geschäfte drinnen. Wenn Theodor aber nach der Art derselben fragte, so waren es stets solche, die der Fußbote recht gut und ohne Verzögerung verrichten konnte.

Auf ihre oft wiederholte Frage nach Namen und Wohnung der Familie, in welcher Fritz sich jetzt befand, antwortete endlich Theodor kurz und fast verdrießlich: „Ach, plage mich nicht; das Alles kann Dir gleichgiltig sein — Fritz wird selbst kommen, Du magst Dich von seinem Wohlbefinden überzeugen und ihn befragen, wieviel Du willst. Es würde sich auch gar nicht schicken, wenn er durch häufige Besuche vom Lernen abgehalten würde; er muß sich von nun an eine neue Ordnung fügen.“ — —

Am nächsten Sonnabend fuhr Theodor in die Stadt, um Friederike zu besuchen. — Martha trat an den Wagen, als er einstieg, und fragte schüchtern: „Diesmal bringen Sie doch den Junker mit heraus?“

„Vielleicht — wenn es seine Lehrer erlauben,“ entgegnete Theodor ernst, „denn diese haben von nun an über ihn zu gebieten. Sie bestimmen seine Unterrichtsstunden, wie seine Erholungsstunden. Ich darf da Nichts hineinreden.“

— Am Abend kehrte er zurück, jedoch ohne Fritz.

Martha harrte am Thore, — in einiger Entfernung ließ sich Leutebecher blicken, denn, wenn ihn der Herr seitdem auch mehrmal freundlich gegrüßt, so fühlte er sich doch immer noch in der Ungnade, weil auch diesmal Joseph mit in die Stadt genommen und ihm so die Gelegenheit verkümmert worden war, seinen Liebling zu sehen.

„Sie kommen allein?!“ rief Martha erschrocken und in fast ärgerlichem Tone; denn sie hatte trotz des „Vielleicht“ fest auf den Besuch Fritzens gerechnet.

„Die Lehrer erlaubten das nicht,“ antwortete Theodor kurz, „er soll sich erst an seine neuen Verhältnisse gewöhnen und darf

nicht frühzeitig zerstreut werden. Nach einem Monat vielleicht, wenn er — wie's den Anschein hat — recht fleißig und folgsam gewesen ist. — Uebrigens ist er wohlauf, gut verpflegt und läßt Euch herzlich grüßen. Er macht mir viel Freude; er ist seitdem viel gesetzter geworden." —

Die Alte schlich verstimmt davon, indem sie ärgerlich murmelte: „Ich wußte es ja, — es ist Alles nur Schwindel!" —

Auch Theodor kehrte in seinem Herzen nicht vollkommen befriedigt aus der Stadt zurück. Sein Wiedersehen Friederikens konnte kein so herzliches und ungezwungenes sein, als er gedacht und gewünscht. Sie empfing ihn in Gegenwart der Madame Arnold und im Kreise von zehn bis zwölf jungen Mädchen. Der Besuch hatte etwas Förmliches und die Unterhaltung beschränkte sich auf gewöhnliche Fragen. Die vielen Zeugen machten Theodor befangen, und offenbar das Mädchen auch. Sie erröthete bei seinem Eintritt und reichte ihm die Hand. Er gedachte, sie würde, wie beim Abschied, an seine Brust stürzen. —

Aber Friederike war in diesen wenigen Tagen schnell wieder Mädchen geworden.

Jetzt fiel ihr ein, daß sie — ein Mädchen — diesem schönen Manne häufig auf dem Schoße gesessen, an seinem Halse, seinem Munde gehangen, — und er war doch weder ihr Verwandter, noch alt genug an Jahren, um ihr blos Ehrfurcht einzuflößen.

Vielleicht dämmerte auch in ihrer Brust die Lösung ihrer räthselhaften Träumereien auf, die sie oft im Wald und Hain, auf dem Berg und Wasserfall mit namenloser Wehmuth erfüllt hatten. —

Theodor fuhr noch mehrmals mit Joseph in die Stadt, aber immer kehrte er zu Martha's und Leutebechers Mißvergnügen ohne den „Junker" wieder. Die Alte wurde indessen des Fragens überdrüssig und als nach einem Jahre Theodor gelegentlich äußerte,

Fritz habe nunmehr die Stadt verlassen und sei nach Breslau gegangen, um zu studiren, äußerte sie ihren Aerger unverholen, indem sie sagte: „Ich werde gar nicht mehr fragen, es ist doch Alles Verstellung und Heimlichkeit. Wer's verschuldet hat, daß der Junker fortgeschickt worden ist, der mag's vor Gott verantworten: mein Gewissen ist rein!"

— Regelmäßig aber zankte sie mit Leutebecher; sie gab ihm die Schuld, er ihr. — Jedesmal aber nach einem harten Streite versöhnten sie sich wieder.

Inzwischen aber, und bevor es noch hieß, Fritz sei nach Breslau gegangen, machte sich Leutebecher, ohne Urlaub zu nehmen, ein Geschäft in der Stadt. Er wollte seinen Liebling auskundschaften. Es war doch vom Rector die Rede gewesen, bei dem Fritz in der Pflege sein sollte. Vor dessen Hause legte er sich auf die Lauer und forschte auch ein Dienstmädchen, das in der Hausthüre stand, nach den Bewohnern aus.

Diese aber vermochte über den gesuchten Fritz keine Auskunft zu geben und der alte Soldat schlenderte ärgerlich und fluchend durch die Straßen nach dem Thore zurück.

Auf der Promenade aber stieß ihm plötzlich ein Trupp Mädchen, in Reih' und Glied, von einer Matrone geführt, auf, und die zweite in der Reihe —

Leutebecher schrie bei ihrem Anblick laut auf: „Gott straf' mir, — wenn ich das nicht wüßte; — aber ich bin doch ein alter Esel! — Diese Aehnlichkeit — nu, es kann auch Einbildung gewesen sein, weil ich den jungen Herrn überall suche und zu sehen glaubte!"

Er rannte mißvergnügt nach Hause.

Martha empfing ihn diesmal absonderlich freundlich. Sie hoffte Etwas zu erfahren; der Aerger machte ihn auch gesprächiger als sonst.

„Ob ich bind bin, oder nicht blind bin," sagte er, nach-

dem er sein Abenteuer erzählt, „das weiß ich halt nicht. Es war eine Aehnlichkeit, wie zwischen zwei Kirschen. Nur war das Fräulein fast um einen Kopf größer, als unser Fritz: sonst wie aus dem Gesichte geschnitten. — Und wie ich vor Erstaunen aufschrie, — da wurde sie förmlich roth, und — 's hätte nicht viel gefehlt, — wenn sie nur gewunken hätte: ich wär' ihr um den Hals gefallen. — Ich nahm aber meine Raison zusammen, und bedachte, daß ich ein alter Narr sei, und daß ein großer Spectakel werden könnte. Die Fräulein wären sicherlich auseinandergestoben, wie die Tauben, wenn der Sperber unter sie stößt, und ich wär' für einen Verrückten gehalten und arretirt worden. Denn in der Stadt da drin' sieht man an jeder Straßenecke einen Polizeidiener! — Die Leute müssen sonst gar Nichts zu thun haben." —

„Wenn Er," äußerte Martha, „das fremde Fräulein so angestarrt und seinen gewöhnlichen Fluch ausgestoßen hat, wie Er sagt: so ist's natürlich, daß das Kind erschrocken und roth geworden ist."

— „Das kann's auch sein," meinte Leutebecher, „der Teufel mag sich aber auch gefaßt machen auf eine solche Aehnlichkeit. Und ein Kind war das Fräulein so zu sagen nicht, sondern schon ziemlich erwachsen. Ich meine — die könnte alle Stunden heirathen und würde eine schöne Jungefrau abgeben."

Leutebechers Wahrnehmung wurde auch Theodor hinterbracht.

Als er das nächste Mal wieder in die Stadt fuhr, sagte er bei seiner Rückkehr: „Fritz ist noch in Breslau; aber hat mir durch seinen Lehrer geschrieben. Er macht mit diesem nächstens eine Reise nach Italien und Ihr bekommt ihn sobald nicht wieder zu sehen. — Aber dafür hat sich eine Schwester von ihm vorgefunden, ein schönes Mädchen, etwa zwei Jahr älter als er, die ihm auffallend ähnlich sieht. Sie ist in der Pension — die bringe ich Dir das nächste Mal mit, Marthe; Du sollst

eine Freude haben, und ich hoffe, die Schwester wird Dir so lieb sein, wie Dir der Bruder gewesen ist. Leider muß ich sie in der Stadt lassen, denn für ein Mädchen sind wir hier nicht eingerichtet, auch will ich Dir nicht eine neue Last aufbürden."

„'S ist doch Alles nur Schwindel," sagte die Alte giftig, „ich glaube nun Nichts mehr."

„Aber meiner Verwandten wirst Du doch nicht die Thüre weisen," sagte Theodor lachend, und gieng auf sein Zimmer. —

Martha erwähnte gelegentlich dieser Aeußerung gegen Leutebecher. —

„Gott straf' mir," rief der alte Soldat die Augen aufreißend, „das ist evident — das ist sie gewesen! — Wenn der Herr nicht seit einiger Zeit Geheimnißkrämerei triebe, so wüßten wir auch Etwas von Fritzens Schwester."

„Er hat nie davon gesprochen, so lange ich denken kann," meinte Marthe, „und will sie erst jetzt gefunden haben. Aber ich wette, wir bekommen die Schwester ebenso wenig jemals zu sehen, als wir den Junker sehen werden. Nach und nach schwindet er Einem auch aus dem Gedächtniß, — wer weiß, ob ich ihn wieder erkennen würde — so groß und stark muß er sein. Und im Grunde, — was klage ich auch! Wer weiß, ob er noch an uns denkt: aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's. — 'S ist mir gerade so, als wollte der Herr hier Nichts mehr von seinen Verwandten wissen, und hätte sich losgesagt. — Nun — ich trage nicht die Schuld davon, — ich nicht!" —

Sie entfernte sich brummend; Leutebecher that desgleichen.

13.

Es vergiengen wieder ein paar Monate, ohne daß von Fritz oder dem Besuch seiner vorgeblichen Schwester die Rede gewesen wäre. Nur erschien Marthen in dieser Zeit der gnädige

Herr noch ernster und verschlossener als je. Er hatte ganz gegen seine bisherige Gewohnheit einige Besuche in der Nachbarschaft gemacht, war aber stets besonders nachdenklich und zerstreut zurückgekehrt.

Martha hielt sich für eine scharfe Beobachterin. „Vielleicht geht er auf Freiersfüßen," murmelte sie für sich; „mir soll es recht sein, wenn wir eine junge Gebieterin in's Haus bekommen. Ich bin des Regiments ohnehin müde, — kann es ja Niemandem mehr Recht machen, und der Leutebecher wird seine heimliche Freude d'ran haben, wenn alles Alte im Hause umgestürzt wird. Schön wird sie wahrscheinlich sein, und jung, — blutjung. Eine, die Alles besser weiß, die die Wirthschaft aus Büchern und von der französischen Gouvernante gelernt hat. Mir Recht. Ich sehne mich nach Ruhe!" —

Theodor, der während der Zeit in jeder Woche Briefe nach der Stadt schickte, und dergleichen empfing, fuhr eines Morgens mit Joseph ganz frühzeitig in die Stadt. Er sagte beim Abschied zu Martha: „Erwarte mich um zwei Uhr zum Essen, und bereite eine gute Mahlzeit, ich bringe diesmal Gäste mit: Fritzens Schwester und zwei Damen."

So mächtig dadurch die Neugierde der Alten aufgeregt wurde, so bezwang sie sich doch diesmal und unterdrückte jede Frage; denn sie grollte noch wegen des Mangels an Vertrauen, das ihr zu Theil ward. Von dem Besuch versprach sie sich wenig Erfreuliches. Wer sollte es auch sein? Stadtmamsellen, die über ihre Küche die Nase rümpfen, über ihre Manieren und Anzug lachen würden.

„Vielleicht ist es aber wieder nur Schwindel," meinte sie nach einer Weile, „und es wird wieder heißen, man hat's nicht erlaubt." — Indessen gieng sie doch, wenn auch mit weniger Lust als sonst, an die Arbeit. —

Es wurde drei Uhr und Theodor mit seinen Gästen kam noch nicht.

Die Alte wollte fast verzweifeln und wünschte nun selbst, alle Braten möchten verbrennen und alle Gemüse einkochen; sie lief wie ein böser Geist aus der Küche in den Hof, vom Hof in die Gesindestube und von da wieder in die Küche. Alle Untergebenen wichen ihr scheu aus.

Da brauste der Wagen heran, die Rappen waren mit Schaum bedeckt, Theodor sprang über den Schlag heraus — hinter ihm, auf seinen Arm gestützt, drei Damen: eine Matrone und zwei junge Mädchen.

Es war Friederike, ihre Freundin aus der Pension: Elise von Reigern und die alte französische Sprachlehrerin, welche den Fräulein von Madame Arnold als Duenna mitgegeben worden war.

Martha und Leutebecher traten an den Wagen.

Die Alte wollte den Damen die Hand küssen; aber Friederike schloß sie sofort in ihre Arme.

Theodor gab dem Mädchen lächeld einen Wink. Sie faßte sich schnell und sagte: „Ich habe gehört, Sie waren meines Bruders Fritz treue Freundin und Pflegerin, Sie sind es auch meinem Theodor. Erlauben Sie mir Ihnen zu danken und Ihnen meine Freude auszudrücken, daß ich Sie kennen lerne!"

Martha sah nun Friederiken in's Angesicht, das überaus reizend und blühend aus dem Rosahut hervorlächelte, und rief mit bebender Stimme: „O, Du mein barmherziger Himmel: unserm Fritz wie aus den Augen geschnitten; ach! verzeihen Sie mir, Fräulein — Sie sind gar zu gütig; aber wenn ich an unsern Fritz denke, so treten mir die Thränen in die alten Augen. Sie sind ja ganz sein Ebenbild!"

Friederike wandte sich ab — sie fürchtete sich zu verrathen — und trat zu Leutebecher.

Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Sie sind sein alter Freund und Spielkamerad, Jacob! Nicht wahr? Er hat mir,

als ich ihn das letzte Mal in Breslau sah, viel von Ihnen erzählt. Sie haben manchen lustigen Streich mit ihm ausgeführt."

Leutebecher verbeugte sich, schmunzelte mit seinem faltigen Gesichte, strich sich den Bart und stotterte: „Gott st — —; es ist evident, wir haben manchmal eine heitere Gemüthsbewegung mit einander gehabt, wenn sie auch nicht immer glücklich ausgefallen ist, und der junge Herr war mir so lieb, wie ein eigener Sohn."

Er blickte nur verstohlen nach Friederikens Antlitz und gab Marthen durch einen Wink verstohlen seine Verwunderung zu erkennen.

Friederikens Gespielin und Freundin, das Fräulein von Reigern, war eine schlanke, sylphidenartige Blondine mit einem reizenden Gesichtchen. In dem durchaus weißen Anzuge erschien sie wie eine Lilie. Ihre Stimme war lieblich, fast lispelnd, ihr Betragen sanft und heiter, für Friederike schien sie eine aufrichtige Neigung zu hegen: — aber nicht selten auch hafteten ihre Blicke voll Interesse, wenn gleich schüchtern, auf Theodors schönem Antlitz.

Die Französin war ernst, gemessen und gegen ihre Art nicht sehr gesprächig. —

Friederike wollte sofort die Zimmer des Schlosses und den Park besehen — die Orte ihr süßer und heiliger Erinnerungen. Ein Blick Theodors mußte sie abermals ermahnen ihr Feuer zu zügeln. Er bat sie, da es höchste Zeit war, zur Tafel zu gehen, diesen Besuch auf den Nachmittag zu verschieben.

Sie giengen hinauf in den Saal, wo der Tisch gedeckt war, und ergötzten sich an der reizenden Aussicht in das Gebirge.

Mehr als eine Erinnerung schwellte hier Friederikens Brust mit einem wehmüthig süßen Seufzer. —

Martha trippelte jetzt in die Küche, um den Mädchen den Befehl zum Anrichten zu geben, Leutebecher folgte ihr.

„Nun, was sagt Sie, Jungfer Marthe," sprach er, „war ich blind damals in der Stadt oder verrückt? Sie war's wirklich, das Fräulein Schwester!"

„Welche Aehnlichkeit!" rief Martha mit feuchten Augen, „ganz unser Fritz — und dieselbe Herzensgüte. Ja — wenn die immer bei uns bliebe: da hätten wir doch einen Ersatz."

„Das wird freilich nicht gehen," meinte Leutebecher; „denn sie ist ein Frauenzimmer und der Herr konnte nicht einmal mit Fritz fertig werden. Zudem ist sie für die Stadt; was sollte sie hier in der Einsamkeit auf dem Lande?"

„Hat Er sich auch die junge Dame, das blonde Fräulein, angesehen? Die ist hübsch, wie aus Wachs gegossen. Vielleicht die künftige gnädige Frau; denn heirathen muß der gnädige Herr doch. Umsonst kommen sie auch nicht alle Drei. Nun, mir könnt's recht sein; denn sie scheint auch gutherzig, sie grüßte recht herablassend."

„Wir bilden uns vielleicht auf einmal zuviel ein, liebe Marthe," sagte der Soldat, „und wenn's Nichts wird, so haben wir das traurige Nachsehen. Aber acht Tage könnten sie wenigstens hier bleiben; so aber wollen sie, wie der Joseph sagt, vor Nacht wieder in der Stadt sein." —

„Vielleicht hilft's Bitten," meinte Martha.

Ihr Zwiegespräch wurde nunmehr unterbrochen; denn Martha mußte in eigener Person an's Geschäft gehen; sie ließ die Speisen auftragen.

Nachdem dies mit einigen Gerichten geschehen war, gieng sie selbst hinauf in den Saal — sie hatte eine neue Haube aufgesetzt und eine weiße Schürze vorgebunden — und erkundigte sich nach den Befehlen der Herrschaften.

An dem traulichen Tische waltete ungezwungene Heiterkeit. Die jungen Mädchen ließen ihrer liebenswürdigen Laune den Zügel schießen, und — es kam anders, als Martha vorher in

ihrem Grolle gedacht — sie überhäuften die Alte mit Lobeserhebungen über das vortreffliche Mahl und forderten sie auf, am Tische Platz zu nehmen. — Dessen weigerte sie sich so lange, bis Theodor selbst verlangte, sie möge ihren gewöhnlichen Sitz einnehmen. —

Nach beendigter Tafel besahen die Gäste, von Theodor geführt, die Zimmer im Schlosse und dann den Thurm. Hier, wie in der Stube, welche Friederike ehedem bewohnt, drückte sie unvermerkt, aber heiß, seine Hand und legte dann die ihrige auf die Brust. Das Andenken ihrer verrauschten Jugendtage zog rührend in ihrer Seele vorüber.

Im Park ward der Kaffee eingenommen und jener dann nach allen Richtungen durchstreift. Friederike mußte häufig an sich halten, um ihre Bekanntschaft mit den einzelnen, ihr theuren Stellen nicht zu verrathen.

Die gesprächige Elise war der geschwätzigen Martha gefolgt und ließ sich von ihr gutmüthig ihren Gemüsegarten zeigen. Die Französin schloß sich an. —

So kam es, daß Theodor einige Zeit mit Friederiken allein blieb. Sie standen in der Nähe des Grabmals seiner Mutter.

„Friederike,“ sagte Theodor und nahm ihre Hand in die seinige; „ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen. Ich habe bei unserer Ankunft auf meinem Zimmer einen Brief Deiner Eltern gefunden. Ich konnte Dir während der Mahlzeit seinen Inhalt nicht mittheilen, auch wollte ich unsern Frohsinn nicht beeinträchtigen.“

— „Was enthält er?“ fragte sie rasch, „sind sie glücklich und gesund?“

„Sie sind es!“

— „Dann brauche ich das Uebrige nicht zu erfahren. In jener Fremde bin ich nicht heimisch; nur hier ist meine Heimath. — Und meine Kinderzeit, sie war nicht so rosig, wie meine

Gegenwart. Sage mir Nichts: die Erinnerung macht mich trübe!" —

„Und doch mußt Du es erfahren," fuhr Theodor fort; er senkte den Blick und seine Stimme bebte; „sie verlangen Deine Rückkehr zu ihnen, — wenn auch nicht gebieterisch, so wünschen sie dieselbe doch."

— „Ich soll fort — zu ihnen?" stotterte das Mädchen und ihre Wangen waren im Augenblick bleich übergossen.

„Sie sind schnell zur Wohlhabenheit gelangt," fuhr Theodor fort, „und gedenken nicht wieder in die alte Welt zurückzukehren. Deine beiden älteren Schwestern sind an reiche Männer verheirathet, auch den Jüngeren stellt sich eine gute Versorgung in Aussicht. So hoffen sie auch Dir eine glänzende Zukunft zu bereiten. Sie bitten um Verzeihung der Täuschung, zu welcher sie die Noth getrieben, und möchten Dich wiedersehen, wenn es zugleich Dein kindlicher Wunsch — und der meinige ist."

Auch aus Theodors Wangen war nach diesen Worten alle Röthe gewichen.

Das Mädchen schwankte und verneinte wehmüthig mit dem Haupt, reiche Thränen rollten über ihre Wangen, sie sagte leise:

„O hätten sie mich doch in ihrer Armuth mehr geliebt; die Armuth bedarf am meisten der Liebe, die hast Du mir reichlich bewiesen, mein edler Freund! — Dort kann meine Heimath nicht mehr sein! — Aber — was haben Sie über mich beschlossen? — Wird mich Theodor ver—, wird er mich dorthin senden?"

Sie sank laut schluchzend an seine Brust und preßte ihr Antlitz auf seine Schulter.

„Nie, nie!" rief er feurig, „ich habe es Dir geschworen, und wiederhole den Schwur hier am Grabe meiner theuren Mutter; Du sollst ewig, ewig meine Schwester sein!"

„Deine Schwester!?" hauchte sie, doch klang der Stimmenton so, als wollte er im schmezhaften Vorwurf sagen: „Und Nichts als Deine Schwester?"

„Ich habe Dich einmal, Friederike!" rief Theodor, „und lasse Dich nicht mehr los." Er erhob ihr Haupt und drückte ihr — seit lange zum ersten Mal wieder — einen Kuß auf die Stirne. — Ein wonneseliges Beben zuckte durch seine Nerven.

Die Stimmen der übrigen Spaziergänger wurden jetzt in der Nähe laut.

„Dann mußt Du ihnen," sagte Theodor rasch, „mit mir zugleich schreiben, daß Du bleiben willst. Ich verlange ein Document von ihnen, worin sie Dich gerichtlich losgeben. Und dann stellen wir ihnen einen Besuch in der neuen Welt in Aussicht, um sie zu beruhigen."

Friederike wischte sich rasch die Thränen aus den Augen, dann gieng sie den Andern entgegen. Sie suchte sich mit aller Kraft zu beherrschen, um unbefangen zu erscheinen.

Aber trotzdem bemerkte Fräulein Elise die Spuren ihrer Bewegung in ihren Augen. Später, als sie an ihrer Seite in einiger Entfernung von den Uebrigen gieng, sagte sie: „Du hast geweint, Friederike? Warum?"

„Es war so Etwas," versetzte Friederike befangen, „eine Trauerbotschaft — vielleicht muß ich zu fernen Verwandten, muß mich bald von hier, von Dir trennen, und von Theodor, der, wie Du weißt, mein edelmüthiger Wohlthäter ist."

„Das wäre Schade, das darf nicht sein!" rief lebhaft Elise, „hier ist es ja gar zu herrlich, ein Paradies: hier möchte ich ewig leben! Ich habe Dich schon in Gedanken beneidet, daß Du aus der Pension hierher kommen, hier verweilen wirst. — Und Dein Cousin" — setzte sie erröthend und einen Augenblick zögernd hinzu — „ist ein prächtiger, schöner, liebenswürdiger Mensch — zum Verlieben: — wir haben in der Stadt keinen Einzigen seiner Art!"

„Das ist er," seufzte Friederike leise und heftete den Blick fest auf den Boden. —

— Indessen fand sich nach kurzer Zeit der Ton ungezwungener Heiterkeit in der kleinen Gesellschaft wieder.

Als der Abend kam, die Thäler in Silbernebeln schwammen, die Bergkuppen in Purpur glühten, da mahnte die Französin zur Rückkehr, selbst Theodor mußte sich mit seiner Bitte ihrem Wunsche anschließen; denn er hatte der Madame Arnold versprochen, die Mätchen vor Einbruch der Nacht zurückzubringen. Diese hatten sich während der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in Lindenberg so heimisch gefühlt — zumal Friederike —, daß sie sich nur spät, und ungern und wehmüthig zu trennen vermochten.

Als man endlich zum Aufbruch schreiten mußte, da nahte Martha der französischen Dame, die sie für eine gewaltige Respectsperson hielt, mit der Bitte, es sich doch diese Nacht mit den Fräuleins hier gefallen zu lassen und erst am folgenden Morgen heimzukehren. Für Schlafzimmer und Betten, ja sogar für Nachttoilette, sagte sie, sei hinreichend gesorgt. Es war eine drollige Scene, wie die Französin im gebrochenen Deutsch der Alten zu erklären suchte, wie und warum dies nicht angehe und Martha ganz im Gegentheil zu verstehen glaubte, ihr Zureden und Bitten sei von glücklichem Erfolge gekrönt.

Aber Theodor zerschnitt rasch den Faden dieses Dialogs, indem er sagte: „Es hilft Nichts; wir müssen fort; sonst erhalten die Damen von der strengen Frau Arnold nie wieder die Erlaubniß zu einem Besuche bei uns. — Aber heut über acht Tage, Martha, sollst Du nicht nur sie, sondern auch Madame Arnold und mehre Damen aus der Nachbarschaft, sowie einige Herren hier bewirthen. Ich muß doch meiner kleinen Cousine, die ich hier zum ersten Male eingeführt, ein Fest geben, das heut' nicht improvisirt werden konnte, da wir etwas zu spät kamen. — Jetzt aber brechen wir auf!"

Martha mußte sich fügen, sie ward von Friederiken beim Abschied wieder umarmt, Elise reichte ihr die Hand, — Theodor

half den Damen in den Wagen, nahm bei ihnen Platz und fort rollte der Wagen in den purpurnen Abendschein hinein, der in tausend verschiedenen Lichtern auf Berg und Thal, auf Fels und Baumgruppen flimmerte.

Während der Fahrt war die Unterhaltung anfangs lebhaft; aber je breiter und dunkler sich die Schatten über Thäler und Niederungen senkten, desto mehr stockte sie, und als in der Nähe der Stadt das volle Dunkel der Nacht hereinbrach, schwieg Alles, nur hier und da machte sich ein leiser Seufzer vernehmbar, der der Trennung galt.

Aber Theodors und Friederikens Hände fanden sich im Finstern und ruhten warm in einander, bis der Wagen vor dem Hause der Madame Arnold hielt.

— Als Theodor zurückkehrte, zog der Mond in seltener Pracht über den Bergriesen empor, die er wie schwarze gigantische Dome mit seinem Licht umsäumte. — Die Einsamkeit, die Nachtruhe, der melancholische Mondschein stimmte ihn zur Wehmuth, zum Nachdenken. Es regte sich seit einiger Zeit eine seltsame Sehnsucht in seiner Brust, deren Grund er nicht erkannte, vielmehr nicht erkennen wollte, aus Furcht vor einer Selbsttäuschung. Er empfand eine Leere, nicht nur in seinem Herzen, in seiner ganzen Umgebung, in seinem Leben. Es drängte ihn, diese auszufüllen. Er hatte sie nicht empfunden, so lange Fritz bei ihm war. Jetzt fühlte er sich doppelt vereinsamt. — Ob vielleicht der Anblick und die Bekanntschaft holder, weiblicher Wesen im Stande sein könnte diese Sehnsucht zu stillen, diese Einsamkeit zu beleben? dachte er. —

Er faßte — es war in der letzten Zeit von den eben geschilderten Auftritten — einen raschen Entschluß und stattete schnell hintereinander, — er der Einsiedler, der Sonderling — Besuche in der Nachbarschaft ab, er wollte sich den Familien befreunden, wollte an ihrer Geselligkeit Theil nehmen, wollte in-

teressante Damen kennen lernen, und vielleicht — was er sich jedoch kaum zu gestehen wagte — eine dereinst als Gattin heimführen.

Aber bei der Hast, mit welcher er den plötzlich gefaßten Plan verfolgte, gelang ihm dies nicht. Jedesmal, wenn er nach Lindenberg zurückkehrte, fühlte er sich abgespannt, mißgestimmt, — und dann nur wieder in seiner Studirstube heimisch. Zudem befand sich unter den Landschönen allen, die er kennen lernte — und doch gab es darunter manche liebliche, reizende, anmuthvolle Erscheinung! — keine, die seinen Geist, sein Herz, seinen Sinn angezogen hätte, deren Wesenheit versprach, seine leere, bange Welt mit dem geahnten Zauber auszufüllen.

Auch Fräulein Elise von Reigern, so lieblich sie ihm erschien, fesselte sein Interesse nur vorübergehend. Vor alle diese jugendlichen Gestalten schob sich ihm das Bild Friederikens. Mit ihr hätte er ewig als Bruder und Schwester leben mögen. Ob aber auch Friederike — das lebhafte, feurige Mädchen? Wohl fühlte er dunkel noch etwas Anderes, als jene zutrauliche, brüderliche Neigung zu ihr, seitdem sie zu einer herrlichen Jungfrau herangeblüht, seitdem sie ihm durch ihre Entfernung, ihre Bildung, ihr weibliches Wesen — fremder geworden war. Aber was konnte sie, das Kind, der ehemalige Bruder Fritz, für ihn, den älteren, den sie als Wohlthäter, als Gebieter zu betrachten gewohnt war, in der Art empfinden, wie es sein Herz ersehnte?

Wie so oft schon, kehrte er auch diesmal verstimmt und düster, nach Mitternacht, in sein ödes Schloß zurück. —

14.

Der anberaumte Tag war gekommen. Auf Schloß Lindenberg regte es sich geschäftig, denn ein solcher Festtag war seit dem Tode des gnädigen Herrn nicht erschienen. Es sollte zum

ersten Male wieder eine zahlreiche Gesellschaft aufnehmen. — Nicht nur Leutebecher und Martha, sondern die ganze übrige Dienerschaft hatte sich in ihren Sonntagsstaat geworfen.

Theodor fuhr frühzeitig in die Stadt, um seine Gäste abzuholen. Die aus der Nachbarschaft fanden sich gegen Mittag von selbst ein.

Mit Friederiken kamen diesmal, nebst Elisen, noch drei ihrer Mitschülerinnen, und Madame Arnold selbst. Die Französin blieb diesmal wegen der Aufsicht über das Institut in der Stadt. Auch hatte sich, auf Theodors Einladung, ein junger, liebenswürdiger Officier, Elisens Bruder, den Theodor mehrmals beim Besuch seiner Schwester getroffen, angeschlossen. — Die nachbarlichen Gäste waren — für die Entwickelung unserer Geschichte — von keiner hauptsächlichen Bedeutung. —

Man speiste in der herrlichsten Laune im großen Saal. Die Tafel machte Martha'n alle Ehre — auch der Keller blieb hinter der Auszeichnung nicht zurück. Leutebecher servirte in großem Staat, d. h. in seiner Uniform, worauf Band und Medaille prangte, und Martha hatte alle Hände voll zu thun. Am liebsten wäre sie keinen Augenblick von Friederiken gewichen; sie konnte sich an der herrlichen Schwester Fritzens nicht satt sehen.

So sehr der junge Officier Theodor gefiel, so zog doch in seine Brust ein banges, ein bitteres Gefühl gegen denselben ein, als er während der lebhaften Unterhaltung bemerkte, wie Jener Friederiken seine besondere Aufmerksamkeit bezeigte und Friederike ihn mit einer gewissen Vertraulichkeit behandelte, die sogar Scherze und Neckereien zuließ. Zwar war er der Bruder ihrer Busenfreundin, hatte in der Stadt häufig Gelegenheit sie bei seiner Schwester zu sehen, und Alles, was zwischen den jungen Leuten vorfiel, war untadelhaft, mochte keinen tiefern Grund, als eine fröhliche Laune haben; aber dennoch wollte Theodor, von einem ihm unerklärlichen dumpfen Gefühl getrieben, es sollte nicht so sein.

— Der Nachmittag wurde im Park zugebracht. Nach dem Kaffee zerstreute sich die Gesellschaft in verschiedenen Gruppen. Theodor hatte Friederiken am Arm und wanderte mit ihr plötzlich, ohne es zu wollen, allein durch einen einsamen Gang und aus diesem durch ein Bosket, das nach dem Küchengarten und den Weinspalieren führte. — Sie sprachen weniger lebhaft als sonst, doch unbefangen. So oft aber Friederikens Arm Theodors Brust berührte, durchwallte es ihn glühend heiß.

„Komm', Friederike!" sagte er plötzlich und geleitete sie rascher weiter, „ich will Dir hier etwas Schönes zeigen: auf einer ganz abgelegenen Stelle, zwischen Gemäuer und wilden Reben habe ich einen Stock von Spätrosen entdeckt — von nie gesehener Pracht! Es ist, als habe er sich die einsame Stelle erwählt, um ungesehen und ungepflückt in seiner Schönheit, sich selbst genug, glücklich für sich allein, verblühen zu können." —

Bald standen sie vor der bezeichneten Stelle; mehr als zweihundert Blumen und Knospen in purpurnem Roth schmückten den mächtigen Strauch. Friederike klatschte verwundert in die Hände beim Anblick dieser Herrlichkeit.

— „Nein, nein!" sagte sie nach einer Pause, „das ist nicht der Stolz der bewußten Schönheit: der zeigt sich der Welt; das ist die Demuth, die ahnt, daß sie des Gaffers Anblick verletzen würde; darum sucht sie die Einsamkeit. — Aber hüte Dich wohl, daß nicht die Damen in diese Gegend gerathen; sie würden den Strauch seines schönsten Schmuckes berauben, sie würden — ich kenne die Mädchen! — schonungslos plündern. Ich würde mich scheuen, nur eine dieser Rosen zu brechen."

„Und doch," versetzte Theodor und brach die schönste der Blüthen vom Stengel, die halb Blume, halb noch Knospe war, „sollst Du allein die schönste besitzen, denn Du bist der schönsten werth!"

Er heftete sie in seliger Vergessenheit an ihren Gürtel.

Friederike senkte das Haupt und erröthete selbst wie diese

Rose. Sie hätte nach diesen seelenvoll gesprochenen Worten an seine Brust sinken mögen. —

Ein Schwarm Damen wurde in der Nähe laut.

„Komm', komm'!" rief Friederike, „daß sie uns nicht hier überraschen, — sonst ist es um Deine Pracht geschehen, und ich bin dann nicht mehr allein — —" Sie verschwieg die übrigen Worte.

Beide eilten instinctmäßig in verschiedenen Richtungen zur Gesellschaft. —

Die jungen Damen sammelten sich jetzt auf einem Rasenplatz und gaben verschiedene Spiele an. Ein junger Forstmann aus der Nachbarschaft und der Officier nahmen Theil daran; besonders der Letztere zeichnete sich durch die ungebundene Lustigkeit, womit er eben so oft die Rolle des Gefoppten übernahm, als er dabei Gelegenheit fand die Mädchen zu necken, aus. — Theodor ward vom Verwalter auf kurze Zeit abgerufen, er gieng in's Schloß.

Als er nach einer halben Stunde etwa in den lachenden Kreis zurückkehrte, da — nein! sein Auge trog ihn nicht — sah er Friederikens Rose im Knopfloch des Lieutenants; sie fehlte an des Mädchens Gürtel. Seine Wangen färbten sich mit Glut und die Brust hinab zog ihm ein stechender Schmerz.

„Sie liebt ihn," sagte er dumpf für sich, „es ist kein Zweifel!"

Er trat zurück unter die Bäume und drückte die Hand an die brennende Stirne und dann — lange an sein schlagendes Herz.

Sein Entschluß war rasch gefaßt; er kehrte zur Gesellschaft zurück. Friederike stand außer dem Kreise, innerhalb dessen der Officier mit verbundenen Augen auf den Knieen lag; eins der Mädchen sollte ihn erlösen, aber sie trieben lachend ihren Spott mit ihm.

Theodor winkte Friederiken, — sie folgte ihm unbemerkt; bald standen sie wieder auf der verborgenen Stelle beim einsamen Rosenstrauch.

Theodor raffte seinen ganzen Mannesmuth zusammen, doch entwanden sich die Worte nur zerstückt seinem Munde.

„Friederike!“ sagte er, „da Du mir nun bald ganz angehören wirst, — so habe ich dann gewissermaßen Vaterrechte auf Dich; — Du wirst bald in die Jahre kommen — wo es wünschenswerth sein wird — Dich zu — verheirathen.“ —

Sie schwieg und senkte das Haupt — ihre Hand zupfte an den Blättern des Rosenstockes.

„Hast Du vielleicht bereits,“ fuhr er nach einer Pause tonlos fort, „schon eine Neigung in Deinem Herzen?“ —

— Ihr Antlitz sank noch tiefer, doch sah er, wie sie bis an die Stirne erröthete.

— „Du mußt aufrichtig sein, Friederike! ich glaube bemerkt zu haben, Du liebst den Lieutenant?“

„Den Lieutenant!“ wiederholte sie, ohne ihre Stellung zu verändern; „er ist brav und gut; aber wie könnte ich einen Mann lieben, über den ich immer lachen muß?“

„Und doch erfreut er sich Deiner besondern Huld! Du gabst ihm die Rose, die Du von meiner Hand — — die Du allein besitzen solltest, und die —“

„Die Rose,“ erwiderte sie rasch und langte aus ihrem Busen eine Rose, — „diese Rose ist hier. Er plagte mich darum, ich sollte sie ihm als Pfand geben, die Gesellschaft stimmte ihm bei, da entsprang ich — brach eine andere hier, und gab sie ihm. Deine Rose ruhte hier an meinem —“

Theodors Stimme zitterte; „also liebst Du vielleicht einen Andern,“ fragte er mit gepreßtem Athem.

„Dich, Dich allein!“ rief sie, „Dich allein auf der Welt, und werde Dich lieben in Ewigkeit!“

Thränen schossen aus ihren Augen, sie warf sich schluchzend an seine Brust.

In namenloser Seligkeit hielt er sie umschlungen, Beide

verstummten; ihre Thränen netzten seine Wange, ihr Herz schlug an seiner Brust.

„Also würdest Du,“ sprach er endlich, „mir noch anders angehören wollen, denn als Schwester?“

„Mach’ aus mir, was Du willst,“ entgegnete sie mit zitternder Stimme, „mein Leben und meine Seele ist ja nur Dein!“

„O meine Friederike,“ jubelte er, „meine süße Braut!“ und sein Mund hing an ihren Lippen und ein anderes, gewaltigeres Feuer durchströmte ihn, als da er ahnungslos den Knaben Fritz geküßt. —

Ihre Arme hielten ihn lange, lange umschlungen.

„Jetzt, Friederike,“ sagte er, „können Deine Eltern Dich mir nicht verweigern; wir sind für ewig aneinandergekettet. — Morgen erkläre ich Dich vor Madame Arnold und Deinen Freundinnen für meine Braut. Du bleibst den Winter über noch in der Stadt und wenn der Lenz kommt, führe ich Dich als meine —.“

Sie versiegelte seinen Mund mit ihren Küssen. —

— „Du warst eifersüchtig,“ sagte sie, „ich will’s Dir gestehen: ich war es auch — auf Elise; — sie sagte, daß sie Dich lieben könnte.“ —

„Ich muß,“ entgegnete er, „mit gleicher Aufrichtigkeit lohnen; ich wußte meinem unbestimmten Gefühl zu Dir keine Deutung zu geben, ich wollte mir in der Nachbarschaft eine Gattin suchen; aber vor Jede trat Dein Bild, Keine war wie Friederike!“

— „Und ich weiß nun,“ sagte sie langsam, „was es war, das mich damals, da ich noch ein Knabe war, in geheimen Stunden die Einsamkeit suchen hieß — was mich mit schmerzlich süßer Schwärmerei erfüllte, was mich so wehmüthig stimmte und mir Thränen erpreßte.“

„Der Himmel sei gepriesen!“ rief er feurig, „daß uns kein Irrthum, keine falsche Scheu, kein Mißtrauen in uns selbst,

trennte. Komm' jetzt, Friederike, an das Grab meiner Mutter, daß ich Dir dort den Weihekuß gebe, und den feierlichen Schwur ablege, Dich ewig zu lieben."

Sie wandelten Arm in Arm auf Umwegen nach der andern Seite des Parkes in den Schattendom des Grabmals; hier lagen sie lange Brust an Brust. —

Es dämmerte schon, als sie von der Schloßseite her und einzeln zur Gesellschaft zurückkehrten.

Friederike gab sich alle Mühe unbefangen zu erscheinen, dennoch bemerkte Elise etwas Absonderliches in ihrem Wesen.

Sie legte den Finger an die kleine Nase und sagte: „Mit Der ist Etwas vorgegangen, das muß ich herausbekommen, — wenn wir nur erst im Wagen sitzen!" —

Die Gesellschaft schlug nun den Rückweg zum Schlosse ein, wo bereits die Abendtafel servirt war. —

Als der Champagner in den Gläsern brauste und den Damen in die Adern stieg und ihre Wangen röthete, trat Theodor an's Fenster, gab ein Zeichen und ein Kanonenschlag erschreckte die Gesellschaft. Dem augenblicklichen Schrecken aber folgte, nachdem sie sich gefaßt, schallendes Gelächter der Mädchen. Leutebecher brannte auf dem Schloßhofe ein Feuerwerk ab, welches Joseph auf Theodors Befehl aus der Stadt mitgebracht hatte.

„Der alte Narr," schrie Marthe, die sich in der Küche befand, indem sie beim ersten Knall zusammenfuhr, „kann auch heut' seine Dummheiten nicht lassen; er wird gewiß ein Unglück anrichten. Ich aber will ihm den Kopf waschen!"

„Thu' das die Jungfer nicht," sagte Joseph, der neben ihr stand, „die heutige Illumination geschieht auf Befehl des Herrn und zu Ehren seiner Gäste. Er hat das Zeug für schweres Geld in der Stadt gekauft; ich durfte Nichts davon sagen, weil's überraschen sollte." —

„Freilich" — meinte Marthe, „wenn der gnädige Herr

selbst damit anfängt, so —. Wenn nur das höllische Geknall Einem nicht so in die Glieder führe!" —

Während im Saale drinnen die Gläser auf das Wohl der Gäste und des Wirthes klangen, erhoben sich draußen sausend und prasselnd in verschiedenen Feuerfarben Sonnen und Sterne, Raketen und Schwärmer, bengalische Flammen und Leuchtkugeln und übergossen oft minutenlang den Hof, die Gebäude, selbst das fernere Gebirge, die Wälder und Felsgruppen mit magischem Lichte. —

Nach einer tüchtigen Kanonade trat, geschwärzt im Gesichte, Leutebecher in den Saal, um Lob und Beifall für seine Bemühungen einzuernten. Ein lautes Bravo scholl dem Geschmeichelten entgegen.

Theodor sagte zu ihm, während er einen lächelnden Blick auf Friederike warf: „Etwas hat gefehlt, Jacob! Ich habe die Frösche vermißt; hast Du keine Frösche?"

Das Mädchen senkte lächelnd die Augen und erröthete. —

„Wenn Sie befehlen, gnädiger Herr!" versetzte der alte Soldat, „ich kann sie gleich loslassen; ich habe ein ganzes Schock davon. Aber ich dachte nur, weil damals —"

„Laß gut sein, Alter!" lachte Theodor, „es fehlen heut' die Bauermädchen dazu."

— Erst gegen Mitternacht trennte sich die Gesellschaft. Im Gewirre des dunklen Garderobenzimmers erhaschte Theodor seine Friederike und konnte ihr einen Gutenachtkuß unbemerkt auf den schwellenden Mund drücken.

Die Wagen zerstreuten sich nach den verschiedenen Richtungen. Theodor begleitete wieder seine städtischen Gäste; diesmal saß er mit dem Officier, Madame Arnold und einer jungen Pensionärin im Wagen. — Es war eine herrliche Mondnacht, die sich mit tausend schwärmenden Gefühlen an seine Seele legte. — In dem Wagen vor ihm fuhr die Geliebte, oft wehte ihr

weißes Tuch aus dem Schlage; er verstand dies Zeichen; ihre Gedanken waren bei ihm, wie alle seine Gedanken schneller als die eilende Carosse zu ihr flogen.

Beim Abschiede in der Stadt konnte er ihr nur die Hand drücken. —

Er kehrte zurück; diese Nacht verbrachte er schlaflos, aber selig, wie noch keine Nacht seines Lebens. —

Friederike war Theodors Braut! — Mit Staunen und Ueberraschung vernahm es Madame Arnold, vernahmen es Friederikens Mitschülerinnen. Man wußte, das Mädchen sei arm und lebe von der großmüthigen Unterstützung ihres Vetters.

Fräulein Elisens Antlitz überflog bei dieser Kunde ein bitterer Zug des Mißmuths. „Also das war es—", sagte sie für sich; „und sie nannte sich meine Freundin, und war doch falsch! Bald hätte ich mich ihr decouvrirt!"

Fräulein Elise war nahe daran gewesen für Theodor eine tiefere Neigung zu fassen, schon liebte sie ihn; zu ihrem Glück nahte die Katastrophe, bevor noch ihr Herz in dem Grade von der Leidenschaft erfüllt war, um tief und schmerzhaft verwundet zu werden. — Aber Friederiken, der sie so oft ewige Freundschaft geschworen, konnte sie nicht mehr so gut sein; und doch war das arme Mädchen schuldlos. —

Wie seiner Schwester ergieng es auch dem Lieutenant; er war im besten Zuge sich in Friederiken zu verlieben und um sie zu werben. Da schlug ein Blitz aus heiterem Himmel seine schönste Hoffnung darnieder. Aber das jugendliche Element in ihm siegte, es erhielt ihn aufrecht und er tröstete sich bald, indem er einem andern Fräulein in der Pension, das zwar lange nicht so schön, wie Friederike, aber sehr reich war, ernstlich den Hof machte. Beide Geschwister fanden eine Beruhigung darin, daß sie durch ein zu frühzeitiges Kundgeben ihrer Neigung sich keine Demüthigung zugezogen hatten.

15.

Es war an einem Sonntage, als Theodor wieder in die Stadt fuhr. Er befahl, die Pforten und Zimmer festlich mit Kränzen und Blumen zu schmücken, Leutebecher sollte die Böller laden, vom Thurme eine Fahne wehen.

„Ich werde Euch Jemand mitbringen," sagte er geheimnißvoll lächelnd und sprang in den Wagen.

„Das wird der Fritz sein," rief Martha, freudig in die Hände klatschend; „wenn nur die vertrakten Böller nicht wären; ein jeder Schuß geht Einem durch Mark und Bein. Aber Fritzen zu Liebe will ich's schon ertragen. Wie muß der groß und schön geworden sein, — wie seine Schwester! Und das wird eine Freude geben, wenn wir nun Fritz und Friederike hier haben werden! Ob er uns wohl noch kennen wird? Auf jeden Fall bringt der gnädige Herr auch das Fräulein mit, obgleich er nicht davon gesprochen."

„Verschiebe Sie die Freude auf spätere Zeit," meinte Leutebecher, „bedenke die Jungfer, was wir noch Alles zu thun haben."

Er trieb sie fort und begab sich selbst an seine Arbeit. Das ganze Gesinde mußte ihm helfen. Garten und Park wurden geplündert, um Kränze und Festons zu winden. Alles gieng rasch von Statten, denn Alle arbeiteten aus Liebe zu ihrem jungen Gebieter. Martha war ungemein thätig in der Küche, sie waltete, als gelte es eine Unzahl von Gästen zu bewirthen, obgleich der Herr nur von Einem gesprochen.

Gegen Mittag stellte sich Leutebecher in Uniform, die brennende Lunte in der Hand, vor dem Schloß auf die Lauer. Als der Wagen in der Thalschlucht sichtbar wurde, erkrachte der erste Böllerschuß und allarmirte das ganze Haus.

Die sämmtlichen Bewohner stürzten an's Thor; Martha an der Spitze — Jacob kanonirte in Einem fort.

Der Wagen hielt, Theodor sprang heraus, ihm folgte in prachtvoller Kleidung Friederike.

„Ach," rief Marthe, die sich an den Schlag gedrängt, in ihrer Erwartung getäuscht, „Sie bringen uns nur das Fräulein!"

„Und wen hast Du noch erwartet?" versetzte Theodor.

— „Ich meinte — den Junker Fritz, weil Sie von Jemandem sprachen."

„Heute, liebe Marthe!" rief Friederike und umarmte die Alte, „mußt Du schon mit mir allein fürlieb nehmen."

— „Es war auch nur so gemeint," sagte die Alte verlegen.

„Ich hoffe," nahm jetzt Theodor das Wort und sprach in feierlichem Tone, „Du, und Ihr Alle, werdet Friederiken diesmal um so freudiger empfangen, wenn ich sie Euch als meine Braut vorstelle. Denn deshalb hieß ich Euch Pforten und Zimmer festlich schmücken."

Lauter Jubel erscholl, Friederike warf sich in Theodors Arme, die Alte war einer Ohnmacht nahe. „Nein," rief sie, „daß ich glückliche Kreatur auch das noch erleben mußte!" Ihre Thränen strömten hervor. Sie bedeckte Friederikens Hände mit Küssen.

„Aber zu dieser großen und heiligen Feier hätten Sie doch den Junker Fritz einladen können, und wenn er noch so weit entfernt ist."

„Den wirst Du nicht sobald zu sehen bekommen," sagte Theodor lachend und warf Friederiken einen bedeutsamen Blick zu, „Du mußt Dich, wie gesagt, schon mit seiner Schwester begnügen."

„I Herr Jesus!" rief die Alte und eine Ahnung dämmerte in ihr auf.

Das Brautpaar gieng in das Schloß, um ungestört einige Augenblicke allein zu sein. — Im Saale wurden zwei große Tafeln gedeckt, an welchen auf Theodors Wunsch sämmtliche Hausgenossen Platz nahmen; oben an saß er an der Seite der blühenden Braut. Der Verwalter brachte die Gesundheit der Herr-

schaft aus und Friederike erhob sich, eilte den Saal entlang und stieß mit Jedem einzeln an. Desgleichen that Theodor. Alle Herzen schlugen den Liebenswürdigen entgegen. — Es war ein heiteres, gemüthliches, patriarchalisches Mahl.

Nach Tische kam auf Theodors Veranstaltung die alte, längst genesene und reich beschenkte Botenfrau auf's Schloß; Theodor führte sie zu Friederiken, indem er dieser eine Börse übergab, und sagte: „Die da kann etwas von Fröschen erzählen; der Schelm, Dein Bruder, hat sie einmal recht sehr erschreckt. Trage statt seiner eine Schuld ab.“

Friederike drückte erröthend der Alten die Börse in die Hand, die sich nunmehr in tausend Segenswünschen ergoß. —

Martha erlauerte einen Moment, wo sie Friederiken allein und ungestört sprechen konnte.

Sie begann zaghaft: „Ich begehe vielleicht eine große Dummheit, aber es liegt mir gar zu schwer auf dem Herzen, und es muß über die Zunge! — Mir ist so, als wären Sie, gnädiges Fräulein, der Junker Fritz selbst; zwar war er damals viel kleiner, aber jetzt — und weil jede Spur von ihm verschwunden ist —.“

Friederike legte lachend den Finger auf den Mund und sagte: „Ich bin es auch, aber Du mußt schweigen können, keine Seele außer Dir darf es wissen.“

„Nun, Du mein Heiland,“ schrie die Alte auf, „ich ahnte es doch; aber wie sind Sie denn aus einem Knaben ein Mädchen geworden, das den gnädigen Herrn heirathen kann?“

— „Meine Verwandten,“ entgegnete Friederike, „befürchteten, Theodor würde ein Mädchen nicht aufnehmen, sie verkleideten mich als Knaben.“

— „Also waren Sie schon damals ein Mädchen. Nun erklär' ich mir Alles, wie Sie sich vor mir nicht auskleiden, wie Sie von mir das Bad nicht nehmen wollten, als Sie im Teich einbrachen. Und der Herr hat's früher erfahren?“ —

„Ja, er hat's bald darauf erfahren, als ich die Frösche losließ," lächelte Friederike, „doch Du gelobst mir strenge Verschwiegenheit. Vor Leutebecher und den Andern müßte ich mich schämen."

„Bei Allem, was mir heilig ist," betheuerte die Alte. Sie konnte dies mit gutem Gewissen, denn es machte sie Leutebecher gegenüber stolz, ein Geheimniß zu habeu, das er nicht besaß.

„Und wirst Du mich denn ein wenig lieben, trotzdem, daß ich nicht mehr der Fritz bin?"

— „J du meine Güte, ich liebe Sie nun Beide in einer Person; ich habe ja Fritzen nicht verloren, und um seinetwillen möchte ich Sie nicht missen, mein liebes, himmlisches Fräulein!"

Als der nächste Frühling die Erde mit Blumen schmückte und der einsame Rosenstock purpurne Knospen trug, da kam der erwünschte Brief aus Amerika und Theodor flocht Friederiken den Myrtenkranz in's Haar und führte jubelnd die junge Frau in sein festlich geschmücktes Schloß.

Die Weihnachtsbescheerung.

Die Weihnachtsbescherung.

1.

„Also soll ich Dir aus dem ‚Modenjournal‘ vorlesen?“ fragte die blonde, reizende **Minona**, die achtzehnjährige Tochter des Präsidenten von **Bernau**.

„Wenn es Dir Vergnügen macht, ja,“ versetzte der Vater, brannte sich eine Cigarre an und lehnte sich in den Divan, „dergleichen zerstreut nach angestrengter ernster Beschäftigung. Und übrigens hast Du, mein liebes Kind, ein so angenehmes, weiches Organ, daß es mich — wenn der Gegenstand langweilig ist — in sanften Schlummer wiegt. Behalte, liebe Minona, diesen freundlichen Stimmenklang; er ist besonders gut in der Ehe.“

Die Tochter lächelte, denn der Vater war diesmal guter Laune, und es lag ihr daran ihn heiter zu stimmen, und für das Anliegen, welches sie auf dem Herzen hatte, zu gewinnen. Uebrigens sah der Präsident wie das personificirte Wohlwollen selbst aus; in seinen Zügen lag eben so viel Sanftmuth als Jovialität, das graue Haar des fünfzigjährigen Mannes beschattete eine ewig jugendliche Stirne und eben so frische als geistreiche Augen. Die Gestalt war schlank, edel, voll Grazie in ihren Bewegungen. Nicht selten hatte Minona Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß der Vater auf ganz junge Frauen und Mädchen einen mehr als vorübergehenden Eindruck gemacht hatte. — Aber er war, seinen Kindern zu Liebe, Witwer geblieben. —

Minona hatte nur noch einen Bruder von zweiundzwanzig Jahren, der in Göttingen die Rechtswissenschaften studirte, und dem Vater, — wie dieser meinte — nichts als Sorgen machte. So liebreich der Charakter des Präsidenten sonst war, eben so wenig schloß er eine ernste Strenge gegen den einzigen, übrigens gut gearteten, Sohn aus. Minona war durchaus nicht der Ansicht des Vaters, was den Bruder betraf; wie in der Regel die Schwestern immer die Schutzengel der Brüder sind. —

„Ich fange an, Vater!" sagte Minona und setzte sich in's Fenster an ihr Arbeitstischchen, stützte das wunderliebliche Lockenköpfchen auf die schneeweiße Hand und heftete die dunkelblauen Augen auf das Blatt. Sie begann mit melodischer Stimme:

„Warum die Schwalben im Herbste nach dem Süden wandern."

„Weil sie dort Nahrung an Insecten finden," unterbrach der Vater, „welche ihnen hier im Winter fehlen würde. Der Instinct des Hungers treibt sie fort."

„Aber Du wolltest mich ja anhören, lieber Vater!"

— „Ja so — fahre fort; es ist ein Stück Naturgeschichte; meinetwegen."

Minona fuhr fort: „Vor unendlichen Zeiten war die Heimath der Schwalben nur das Nilufer und das tiefere Africa. — Da begab es sich, daß einmal eine große Dürre über das Land kam; Ströme, Seen und Bäche vertrockneten, mit ihnen alle Insecteneier und die armen Vögel litten grausame Hungersnoth. Da beschlossen sie in ihrer Verzweiflung sich von der theuren Heimath zu trennen und nach dem Norden zu ziehen, wo der Himmel soeben blau leuchtete und der Frühling mit aller Macht gekommen war. — Und hier fanden sie Alles frisch und reich und wohnlich, hier nisteten sie, brüteten und erzogen ihre Kleinen. Und wie es wieder zum Herbste gieng und die jungen Schwalben schon gekräftigt waren an Brust und Schwingen, da

überkam die Alten, die Auswanderer, eine gewaltige Sehnsucht nach der Heimath, sie wollten den Ort ihrer Geburt wieder schauen, sie wollten dort sterben und ruhen bei ihren Vätern. — Also ward es beschlossen, und es zogen die Alten und Jungen gen Süden. — Hier schlossen jene ihre müden Augen und wurden von ihren Kindern bestattet. — Wie aber der neue Frühling kam, da regte sich in den Herzen der Jungen die Sehnsucht nach der neuen Heimath, nach jener nordischen Heimath, wo sie geboren und groß geworden, und sie zogen hinauf in die Eichenhaine und an die Ströme, die sie kannten von Kindheit her. — Als aber der Herbst wieder erschien, da gedachten sie der fernen Todten und ihrer Gräber und zogen wiederum abwärts. Die, so inzwischen alt und schwach geworden und zu sterben kamen, die versenkten sie bei den vorangegangenen Vätern, und als der neue Lenz kam, da wanderte das neue Geschlecht wieder aufwärts in die eigene Heimath. — So ziehen sie auf und nieder, von den theuren Gräbern zu ihren Wiegen, und von ihren Wiegen zu den Gräbern. Hier brüten, dort ruhen sie; — so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag." —

Minona endigte, sie sah den Vater lächelnd und fragend an. „Nun, wie gefällt Dir das, Väterchen?"

— „Gar nicht übel. Ich wollte wetten, das hat ein Frauenzimmer geschrieben; es steht zudem auch im Modenjournal. Inhalt wie Ausstattung: Schmetterlingsfutter."

„Ich glaube nicht, daß es von weiblicher Feder herrührt; ich will Dir später sagen, warum!" —

— „Hast Du noch eine solche Geschichte, so lies weiter!"

„Numero Zwei," fuhr Minona fort: „Von den Schwänen. — Auch die Schwäne ziehen, wie die Schwalben, wenn der Sommer scheidet, nach dem Süden. Sie wandern nach einer Insel im Ocean, welche man Neuholland nennt. Auch dort gibt es Schwäne, aber ihr Gefieder ist schwarz wie die Nacht. —

„Vor langer, langer Zeit waren alle Schwäne weiß und jene Insel war ihre Heimath. — Da begab es sich einmal, daß ein junges Schwanenkind, trotz der Ermahnung des Vaters, zu einem Raben, der sie zu bestricken wußte, sündige Neigung empfand; sie sahen sich zur Nacht im Waldesdunkel und das Schwanenmädchen vergaß der Warnung des Vaters und der Reinheit seines schneeweißen Gefieders.

„Wie aber solches zu Tage kam, da verstieß und verfluchte der alte Schwan sein gefallenes Kind und verkündigte, daß dessen Nachkommen alle gebrandmarkt sein sollten durch schwarzes Gefieder.

„Und weil das ganze Geschlecht entehrt war, versammelte er seine reingebliebenen Kinder und verließ die Heimathinsel. Sie zogen weit hinauf gen Norden, ein neues Vaterland zu finden. Hier tödtete den alten Schwan gar bald der Schmerz und das Gefühl der Schande.

„Aber die Geschwister hatten die unglückliche Schwester nicht vergessen, und alljährlich lenken sie den Flug nach dem Süden, um sie wiederzusehen, um sie zu trösten. — Dann kehren sie wieder in die neue Heimath zurück, wo sie sich rein erhalten haben. — Und so ist geblieben bis auf den heutigen Tag."

— Minona endete, erhob das Köpfchen und fragte: „Wie gefällt Dir diese zweite Geschichte, Papa?"

„Sie erinnert mich einigermaßen an die erste; doch ist zugleich eine Moral d'rin, besonders für junge Mädchen. Hüte Dich darum, Du mein weißes Schwanenmädchen, vor den Raben."

„Wenn Du auch die dritte hören willst, lieber Vater! da ist noch mehr Moral darin."

— „Wenn sie nicht lang ist, so gib sie zum Besten."

Minona las weiter: „Von den Rosen."

„Ehedem waren die Rosen alle roth. —

„Zwei Rosen standen neben einander, die eine aufgeblüht in ihrer purpurnen Fülle, die andere noch züchtig verhüllt halb Knospe.

„Ein schöner, bunter Schmetterling gaukelte zwischen ihnen umher und sagte zu der vollen Rose:

„Wie bist Du schön, Königin der Blumen!“

„Die volle Rose erwiederte stolz und laut: „Das haben mir alle Deine Brüder schon gesagt; weißt Du mir nichts Besseres zu sagen?“

„Der Falter flog jetzt zur halbaufgeblühten Rose und sprach: „Auch Du bist schön, holdselige Knospe, nicht Königin noch, aber werth Königin zu sein.“ —

„Die Knospe senkte verschämt die Augen und erröthete tiefer, dann erwiederte sie leise: „Ich weiß nicht, was Du sprichst, aber die Gnade des Herrn hat mich erschaffen.“

„Da entgegnete der Falter:

„Du bist so demüthig und bescheiden und preisest den Herrn, Du sollst meine Erwählte sein.“ —

„Dies schnitt der vollen Rose in's Herz; denn sie empfand ihren Mißgriff und den Schmerz der Zurücksetzung und sie erblaßte vor Scham und Weh. —

„Seitdem giebt es auch weiße Rosen.“ —

— „Bist Du zufrieden mit der Moral dieser Geschichte?“ fragte lachend Minona.

„Die ist ganz köstlich. Den Aufsatz mußt Du mir abschreiben, liebes Kind; ich lese ihn bei Gelegenheit in der Gesellschaft der Gräfin Durlach vor. Er soll wirken wie Arznei. Freilich sind unsere heutigen Schmetterlinge nicht von dieser Art. Sie wählen gerade das Gegentheil, die üppige, prunkende, prangende, stolze Rose!“ —

„Diese Moral, Papa,“ scherzte Minona, „paßt nicht auf mich; aber wenn zum Beispiel Bruder Adolph dereinst auch so ein bescheidenes Röslein liebte, ein armes Mädchen geringen Standes, und er käme und sagte: Lieber Vater, sieh' hier die Wahl meines Herzens, einen Edelstein ohne goldene, prunkende Fassung —!“

Der Präsident fuhr auf: „Du wirst doch nicht!“ dann rief er: „Er wird doch nicht! Hast Du vielleicht einen Brief? Ich weiß, daß er Dich zur Vertrauten all' seiner leichtsinnigen und dummen Streiche macht, und daß Du immer seinen Anwalt abgiebst.“ —

„Nein, Väterchen,“ sagte Minona schelmisch lächelnd, „das ist's nicht. Du bist aber auch gleich erzürnt, wenn ich nur eine Voraussetzung wage. — Die Moral der einen Geschichte hast Du so gut angewendet und mir erlaubst Du nicht, daß ich auch aus der andern meine Weisheit schöpfe.“

„Lies weiter, Minona! wenn noch Etwas von der Art in dem Blatte steht.“

— „Es ist eine Abhandlung über die Farben, lieber Vater; keine gelehrte, wissenschaftliche, sondern sie streift in das Gebiet der Blumensprache. Höre mich an:

„Warum ist die Farbe der Hoffnung grün, die der Treue blau und jene der Unschuld weiß, und die Farbe der Liebe roth?

„Es steht davon nichts in der Blumensprache; wir müssen das Buch der Natur aufschlagen.

„Die Farbe der Unschuld ist weiß, weil Weiß gar keine Farbe ist; die Schuldlosen wissen es gar nicht, daß sie schuldlos. Erst mit der Schuld kommt das Bewußtsein derselben. Ein Erdstäubchen schon entweiht die Reinheit der Lilie — und die Lilie ist dann nicht Lilie mehr. —

„Und die Farbe der Treue ist blau, weil ja der Himmel blau ist, der uns nie gelogen, der da fest steht, wie wir auch wanken und schwanken, der immer wieder erscheint nach Wolkennacht und Ungewitter in seiner ewigen treuen Reinheit. Und wenn Alles bricht, blicken wir zum Himmel empor. Dort oben, nicht hier unten in der Erde oder im feuchten Meer ist der Ankergrund unsers Vertrauens. Dort oben

Ueber'm blauen Himmelszelt
Muß ein guter Vater wohnen!

„Und die Hoffnung ist grün. Werden ja in jedem Frühling selbst die Gräber, worin die lange Hoffenden und Harrenden ruhen, grün! Spricht doch aus jedem keimenden Grashalm, jedem Blatte, jeder Knospe die Hoffnung. Der Frühling ist die Hoffnung, und die Hoffnung ein ewiger Frühling. Noah's Taube brachte das grüne Oelblatt und mit ihm die Hoffnung. Jeder Frühling ist für uns eine Noah'staube. Und ich glaube, die Todten in den Gräbern wissen das ganz gut, und wenn der Lenz seine Flügel regt und die warmen Lüfte über die Erde ziehen: da pocht ihr Herz, ihr Leben und Denken pulsirt, sie fühlen es, daß es warm wird über ihnen, daß die Lerchen singen und die Schwalben schwärmen, und sie treiben aus ihrer Brust Gräser und Halme empor zum Sonnenlichte und zeigen uns, daß sie lebendig sind im Tode.

„Das ist die Auferstehung, die sie uns verkündigen. Sie rufen uns zu: Hoffet, so werdet ihr erhöret werden!

„Warum freut sich denn das Menschenauge, wenn die Bäume grünen, wenn die Primeln aus der Erde steigen? Mit dem Auge freut sich auch das Menschenherz, und das Menschenherz ist etwas Großes, Gewaltiges, das die geheime Sprache des Weltgeistes versteht. —

„Warum ist die Farbe der Liebe roth?

„Weil das Herzblut roth ist und weil nur ein Mensch, der ein treues, glaubendes Herz hat, wahrhaft lieben kann. Jede Blutwelle ist dann ein Puls der Liebe und jeder Herzschlag eine Ahnung der Unsterblichkeit. — Und wenn die Sonne untergeht, so küßt sie mit purpurnen Lippen noch zum Abschied die Erde, die sie liebt; denn sie segnet, befruchtet, ernährt sie. Und wenn die Sonne aufgeht, so küßt sie im Morgenroth mit denselben purpurnen Lippen ihre theure Erde. Wir nennen das Abend- und Morgenroth; aber es ist nur die Liebe, die gewaltige Liebe, welche die Sonne offenbart im Geiste des Herrn!" —

Minona legte das Blatt weg und setzte sich neben dem Vater in den Divan. Sie nahm seine Hand in die ihrige und fragte schmeichlerisch:

„Nun, wie hat Dir das gefallen, Vater?"

— „So ziemlich — recht gut, obgleich's an eine Predigt gemahnt; aber es ist Anschauung darin und darum möchte ich wohl wissen, wer das geschrieben hat, wenn's kein Frauenzimmer ist."

„Adolph hat es geschrieben," rief Minona freudig, „unser Adolph, mein Bruder! Du sagtest immer, er hätte keine Poesie." —

— Der Präsident lehnte sich verdrießlich in das Sopha zurück, die Cigarre war ihm ausgegangen, doch zog er noch immer heftig daran. Minona war auf eine beifällige Aeußerung aus seinem Munde gespannt; endlich erwiederte er, aber in keinem freundlichen Tone: „Hm! hm! das ist Nichts für ihn, — das ist dummes Zeug; er soll sich mit der Jurisprudenz befassen und nicht in den Modenjournalen und Musenalmanachen herumdilettiren. Ein Poet wird nie ein praktischer Mensch; selbst der ausgezeichnetste, und — das ist er noch lange nicht, das wird er nie, das soll er nicht werden. Er hat es mir heilig versprochen, Collegia zu hören und ein glänzendes Examen zu machen. Er treibt aber Pfuscherei, die ihm höchstens ein momentanes Beifallslächeln sentimentaler Fräuleins einbringt, aber seine Carriere nicht begründet. Ich will die Poesie recht gern in meinem Hause, und wehre Dir nicht, Minona, weil Du dafür Neigung hast, — aber ich will keinen Poeten in meiner Familie. — Die Hofdichter und die gekrönten Poeten sind ausgestorben, oder — verdorben; aber die Hofrichter, die Apellationsräthe, die Regierungsräthe, Kammerräthe und geheimen Räthe sterben nie aus! — Das ist mit einem Worte wieder eine Dummheit mehr, die er begangen hat!" —

„Aber, Väterchen," warf Minona ein, „als ich Dir die kleinen Geschichten vorlas, schienen sie Dir doch recht zu gefallen!?

Ich kann dies nicht auf Rechnung meines Vortrags allein bringen; auch fandest Du Moral, sogar ein Stück Predigt darin. Warum mißfallen sie Dir jetzt, wo Du weißt, daß Adolph dergleichen empfunden und geschrieben hat?"

„Es ist eigentlich," versetzte der Präsident grämlich, „eigentlich gar nicht soviel daran. Ich habe das Zeug während Wachen und Schlafen angehört. Dergleichen kann Jeder schreiben. Darauf — auf den Ruhm eines Tageblattes mag er sich ja nicht viel einbilden. Den verweht der nächste Tag. — Es sind Gedanken, wie sie mich, wie sie Dich jeden Augenblick überkommen. — Phantasterei, — weiter Nichts." —

— „Aber, Papa, wenn ich nun selbst einmal einen guten Gedanken hätte, dann darf ich ihn nicht mittheilen: Du hast kein Vertrauen zu Deinen Kindern, zu ihren geistigen Fähigkeiten. — Warum soll denn nicht Adolph poetisches Talent haben?"

„Du hast mich überrascht, kleine Schlange!" sagte der Präsident, etwas freundlicher, „getäuscht hast Du mich. O Du bist schlau, das seh' ich immer mehr ein. Aber ich sage Dir, es ist Nichts an der Adolphschen Poesie, gar Nichts — je mehr ich mir den Inhalt überlege, und — ich habe blos aus Galanterie für Deinen guten Vortrag dieser Märchen den Inhalt derselben gelobt. — Die Modenzeitung soll mir aber nicht mehr unter die Augen kommen. Ich glaube, der Mensch wird, statt Jurist zu sein, ein ständiger Mitarbeiter derselben und ich habe das Vergnügen, in jeder Nummer zwischen den Pariser Berichten seinen — meinen Namen zu lesen. Euch Frauenzimmern darf man den Tand nicht nehmen; denn nimmt man Euch Putz und Mode, so ist das gerade so, als wenn man dem Schmetterling den Farbenstaub von den Flügeln wischt."

„Vorher dachtest Du von dem Schmetterling anders, als er die bescheidene, sittige Rose wählte."

— „Es gibt auch nur in der Dichtung solche Schmetterlinge;

in der Wirklichkeit sind's Raupen und Larven und da — da nehme ich das schöne Geschlecht auch nicht aus. Trotz aller Satyren, die sich seit Erschaffung der Welt über die Frauenzimmer ergossen, sind diese doch immer noch nicht besser geworden."

„Vater!? — Mir willst Du böse sein? — Das sagst Du auch nur; — auf dem letzten Balle sagten die jungen Mädchen einstimmig, Du wärest der galanteste Mann von Allen in unserer Stadt und die jungen Herren könnten sich, was Courtoisie betrifft, an Dir ein Exempel nehmen."

— „Ich glaube, Du wirst auch dichterisch," sagte der Präsident und blickte die Tochter ironisch lächelnd an. — „Ich vermuthe übrigens, Du hast Etwas auf dem Herzen, Du kleine Intriguantin, denn ich durchschaue Deine Manövers; ohne Zweck hast Du gewiß nicht dies Gespräch eingeleitet, ohne Grund widersprichst Du nicht so lebhaft!"

„Ich gewiß nicht, Vater!" betheuerte Minona und legte die Hand auf's Herz, „was kann ich dafür, daß Dir meine Lecture erst gefiel und dann mit einem Male mißfiel. Wenn es mir einmal beikäme einen Mann zu lieben: Du würdest ihn gewiß noch schärfer recensiren, als Adolphs Dichtungen."

— „Ich hoffe aber, daß er doch nicht seinen, meinen — ehrlichen Namen unter sein Geschreibsel im Modenblatt gesetzt hat!"

„Freilich, da steht's mit großen Buchstaben: Adolph von Bernau! — Warum sollte er sich auch dessen schämen, dessen, was noch kurz zuvor Deinen ganzen Beifall erworben hat!? — Der edle Carl August von Weimar hat sich seine Grabstätte zwischen zwei deutschen Dichtern bestellt; Du hast mir dies selbst begeistert gerühmt. Und seit wann ist es denn eine Schande, ein Dichter zu sein, wenn nur die Dichtung schön!"

Der Präsident wollte durch einen Einwurf antworten; da öffnete sich die Thüre, und Specht, sein Privatsecretair, trat mit einem tiefen Bückling gegen Minona herein.

„Sie entschuldigen!“ sagte er mit tiefem, wohlklingendem Organe. — Das Mädchen gab ihm einen Wink, dann erhob sie sich, umarmte den Vater, drückte einen Kuß auf seine Wange und sagte mit herzgewinnendem Tone:

„Nicht wahr, Vater? Wie es in der Dichtung heißt:

„„— Ueber'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen.““

Du aber bist schon hier ein guter Vater, der beste von allen!“

Sie hüpfte zur Thür hinaus.

2.

„Sie haben Etwas, Specht! Ich lese es in Ihren Mienen. Irgend eine unangenehme Botschaft. — Was ist's? Nur gerade heraus! Sie wissen, ich kann die Winkelzüge nicht leiden.“

— „Ein Brief, Herr Präsident, ein Brief. Fatale Nachricht, — aber, es kann noch Alles gut ablaufen.“

„Er hat schon wieder Schulden gemacht; Geld verspielt, oder dergleichen?“ —

— „Nein, er hat sich nur duellirt und —“

„Duellirt? Ist er erstochen, verwundet?“

— „Nein, aber sein Gegner. Sie nennen es einen Lungenfuchser — jedoch behaupten die Aerzte, ihn wiederherstellen zu können. Der junge Herr müssen in Folge dieses fatalen Umstandes durchbrennen und sitzen in einem Dorfe bei Göttingen ohne Geld. Der letzte Umstand scheint ihn vor der Hand am meisten zu geniren.“ —

Der Präsident sank in das Sopha zurück, drückte die Hände vor die Stirne und sagte nach einer Pause aus schwergepreßter Brust:

„Da haben wir die Bescheerung! Allen Thorheiten noch als Krone ein Verbrechen aufgesetzt: einen Menschen erstochen, — so eine Art Mörder.“

— „Wie erwähnt,“ fiel Specht zaghaft ein, „die Aerzte geben die besten Hoffnungen und —“

„Und,“ fuhr der Präsident auf, „einem solchen Menschen wagen Sie es noch das Wort zu reden, für einen solchen sucht mich seine Schwester, die Schlange, die von der ganzen Sachlage unterrichtet war, durch süßliche Lectüre und sanfte Redensarten mild zu stimmen? Das ist ein abgekartetes Spiel, Specht! Reden Sie ehrlich! Die Sache ist schlimm, vielleicht noch schlimmer. Wer mir Etwas verheimlicht, reizt mich zum Zorn: ich will die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, die volle Wahrheit. — Was hat er gethan, warum hat er es gethan?“ —

— „Lesen Sie, gnädiger Herr Chef, den Brief selbst. Er konnte nicht anders — er mußte sich schlagen! Das sage ich — der ich kein Jüngling mehr bin. Diese Beleidigung, — und er ist Student, ist Cavalier, ist Ihr Sohn. — Haben Sie die Gnade und urtheilen Sie selbst!“

Der Präsident nahm den Brief und las ihn hastig durch. Dann sagte er in einem weniger aufgeregten Tone:

„Sie haben Recht, Specht! er mußte sich schlagen. Wie ihn dieser Flausmüller beleidigt hat — nein! — ja; er konnte nicht anders. Aber, daß es ihm gerade passiren muß, und immer ihm alles Andere dergleichen. — Ich bin nicht exclusiv —; Sie sagten da Etwas vom Edelmann. Ich mache diese Fahne nie geltend — das wissen Sie —; aber er mußte sich schlagen, gleichviel was er ist, ob er mein Sohn ist oder nicht, als Mensch. Deshalb trifft ihn jetzt kein Vorwurf, aber —“

— „Alle Hilfe in seiner unglücklichen Lage wird den Herrn Sohn nicht so erfreuen, so trösten und aufrichten, wenn sie nicht mit Ihrer Verzeihung verbunden ist.“

„Meine Verzeihung? — Die soll er haben, für diesen Fall ja, für diesen einzigen Fall, denn da war er in seinem Rechte. Aber alle frühern Dummheiten, die bleiben auf der

alten Rechnung und werden nicht gelöscht. — Die unglücklichsten Eltern, sage ich Ihnen, Specht! sind diejenigen, welche ihre Kinder überschätzen, und ihren Kindern das verzeihen, was sie einem Fremden nie verzeihen würden." —

— „Und Ihre Befehle, Herr Präsident!?"

„Ja so, alter Specht! Ein Beweis dafür, daß ich ihm wegen des Duells nicht zürne, soll darin bestehen, daß Sie ihm das verlangte Geld schicken und noch zwanzig Louisd'or mehr. Er soll mit Ehren aus Göttingen und aus diesem fatalen Handel herauskommen. — Aber — das schreiben Sie ihm — von diesem Zeitabschnitt an ist meine Geduld zu Ende. — Er soll nach Zürich gehen, dort fleißig studiren, das Versäumte nachholen und — erst wenn er binnen Jahresfrist mir das juristische Doctordiplom eingesendet hat, will ich wieder Etwas von ihm wissen." —

„Wollen der Herr Präsident," fragte Specht mit ängstlicher Zurückhaltung, „nicht vielleicht durch ein paar eigenhändige Zeilen den Gebeugten aufrichten und —"

— „So!?" fuhr der Präsident auf, „ich also soll seine Briefe, die er an Sie und seine Schwester richtet, beantworten? Ich? — — Brr! — Gehen Sie, schreiben Sie und schicken Sie das Geld auf die Post." —

Mit einer tiefen Verneigung entfernte sich ernsthaft Specht, aber als er vor die Thüre trat, lächelte das alte, bisher so ernste und zerknirschte Gesicht freudig.

Minona trat ihm entgegen, — Thränen standen in ihren Augen. —

„Wie ist's?" fragte sie hastig und riß die Hand des alten Vertrauten an sich.

— „Vortrefflich, gnädiges Fräulein! Wir haben unsere Sache ausgezeichnet gemacht, — und Sie — haben prächtig vorgearbeitet. Es wird Alles gut, sehr gut."

In diesem Augenblicke öffnete der Präsident die Thüre, steckte den Kopf heraus, überflog mit einem Blick die Gruppe und rief in ironischer Betonung:

„Nun, Minona! jetzt weiß ich ja, warum die Nachtigallen im Frühling schlagen.“ —

Er verschwand im Nu.

Minona erröthete, dann sah sie Specht an, dieser wieder sie; Beider Mienen verzogen sich zu einem freudigen Lächeln, das laut geworden wäre, hätte sie die Erscheinung des Vaters nicht so sehr überrascht.

Minona winkte, der alte Secretair folgte ihr auf ihr Zimmer.

„Erst war der Gnädige wüthend,“ berichtete Specht, „insofern er wüthend sein kann; er gab mir einen tüchtigen Trumpf, auch Ihnen, Fräulein, er meinte so etwas von Verschwörern, wohl gar Diebeshehlern! der Ausdruck war's nicht, wenn auch etwas Aehnliches. Als er aber den Brief las, da verzog sich das Gewitter, und er meinte, Adolph konnte nicht anders, er hätte in seiner Lage vielleicht auch so gehandelt. Nur daß der junge Herr, meinte er, — wie sie's in der Studentensprache nennen, so viel verschuldetes und unverschuldetes Pech haben muß, ärgerte ihn: er fand's nicht in der Ordnung.“

„Und was hat er mit dem armen Adolph beschlossen?“ fragte Minona ungeduldig den Gesprächigen unterbrechend.

— „Vor allen Dingen wies er mir das nöthige Geld an, dann befahl er, daß der junge Herr nach Zürich gehen und dort ordentlich ausstudiren soll. Erst wenn er sich gebessert, das heißt: wenn er im Besitze des juristischen Doctorhutes ist, soll er ihm wieder unter die Augen kommen. — Das nun ist des jungen Herrn Sache und dafür wird er schon sorgen: unsere Sache ist's jetzt, ihm die erwünschte Hilfe und mit ihr den nöthigen Trost so rasch als möglich zukommen zu lassen; denn ein lateinisches Sprüchwort sagt: Bis dat, qui cito dat. Wer schnell gibt,

gibt doppelt. — Darum, gnädiges Fräulein! gestatten Sie mir, daß ich mich entferne, die Intention des Herrn in einen Brief abfasse und das nöthige Geld als Versüßung der bittern Pille beilege."

„Ja, thun Sie das, lieber Specht, ich bitte Sie darum. Was wird der arme Bruder inzwischen für Angst und Noth zu erdulden haben! — Und bevor Sie siegeln, sagen Sie es mir: ich will ein paar Zeilen beilegen. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich ihm schmeicheln werde, nein, recht auszanken werde ich ihn: er verdient's!"

— Specht entfernte sich mit einem Bückling. Minona setzte sich an ihren Schreibtisch, indem sie mit komischem Ernst seufzte: „Was Einem so ein Bruder für Sorgen macht!"

3.

Adolph von Bernau war nicht nur ein schöner, er war ein braver junger Mann und eines solchen Vaters, einer solchen Schwester würdig. Für alles Edle glühte seine Brust, was er für gut und nöthig hielt, unternahm er rasch, ohne peinliche Ueberlegung. In seinen Jahren nennt dies der bedächtige Verstand Leichtsinn, ohne zu bedenken, daß dieser von solchem Alter unzertrennlich ist. Er war offen, hingebend, beständig; aber er war auch oft phlegmatisch, der die Ereignisse an sich kommen ließ, der ihre Folgen nicht wog und den Ausgang häufig der Vorsehung oder dem Zufall anheim stellte. Einer großen Energie war er nicht fähig, er besaß das Temperament nicht, Ereignisse herauszufordern, um sich mit ihnen herumzuschlagen, müde zu kämpfen, sie zu überwinden; kamen sie jedoch, dann trug er männlich, was zu tragen war, zitterte nicht vor ihren Folgen, unterwarf sich ihnen und duldete was er verschuldet.

Seine Schwester war seine zärtlichste Freundin, und was

noch mehr, seine Vertraute; an ihr hing seine ganze Seele. Das um fünf Jahre jüngere Mädchen beherrschte und leitete ihn häufig; seine Liebe war zwischen ihr und dem Vater getheilt, und oft war er selbst im Zweifel, welchem von Beiden er mehr gehorche, ob er die Wünsche und Vorwürfe des Vaters oder der Schwester mehr berücksichtige.

Während Minona, dem Aeußern nach, mehr der verstorbenen Mutter ähnelte, glich er dem Vater. Er war hoch und schlank gewachsen, dunkle Locken beschatteten eine breite offene Stirne und ein mildes, geistreiches, blaues Augenpaar. Der Mund war schmal, nicht gerade schön, aber herzgewinnend, wenn er lächelte, wenn er sprach; in seiner tiefen Stimme lag ein Wohlklang, der aus der Seele kam und des Hörers Theilnahme im Augenblick zu fesseln und zu gewinnen wußte. — In seiner Brust schlug das treueste Herz voll Ausdauer und Hingebung.

Das unglückselige Duell hatte ihn tiefer betrübt, als es Vater und Schwester zu betrüben vermochte; er verwünschte seinen Ausgang und — doch hatte er nach den Begriffen von Studentenehre nicht anders gekonnt. Den unglücklichen Gegner beweinte er aufrichtig, wenn er auch wünschen mochte, ihm im Leben nie zu begegnen. Sein Groll war zwar, als er das Blut aus der Brust desselben strömen sah, mit einem Male erloschen, aber jeder Moment, der ihm den schauderhaften Anblick jener Scene und deren Zusammenhang mit den vorangegangenen Ereignissen vergegenwärtigen dürfte, machte ihn erbeben. Er betete zum Himmel um das Leben seines Feindes, obgleich er sich gestehen mußte, daß eine solch' bösartige Natur — und darin stimmte die ganze Universität mit ihm überein — für die Gesellschaft eher unheilbringend, als werkthätig sich bewähren würde. —

4.

Wir finden Adolph in Zürich wieder. Den ersten Abend brachte er auf der Studentenkneipe zu; am folgenden Morgen gieng er aus, sich eine Wohnung zu suchen. Man wies ihn nach der Kreuzgasse. Er wünschte eine einsame, geräuschlose Lage; denn heiliger Ernst war es ihm nun, seine Studien sobald als möglich zu vollenden und das dem Vater gegebene Wort zu lösen. Diesen Vorsatz ehrten auch die wenigen Bekannten, die er sich gleich in den ersten Stunden erworben; sie hatten bereits von seinem Mißgeschicke Kunde erhalten und er durfte darum nicht befürchten, durch zahlreiche Besuche belästigt und in den Studentenlebenwirbel wieder hineingezogen zu werden. —

An der Straßenecke wies ihn eine Höckerfrau nach dem bezeichneten Hause. Er schritt durch die schmale Straße, zwischen den hochgegiebelten Häusern, auf deren düstere Färbung die Vormittagssonne ihre goldenen Streiflichter warf, bis beinahe an das Ende derselben. Rechts war das bezeichnete Haus; er erkannte es an der Beschreibung. Drei Fenster breit, zwei Stock hoch, die Wände ganz mit Weinreben bekleidet.

Eben wollte er in die Hausthüre treten, da stand vor dem Weinlaub, wie von einem grünen duftigen Rahmen eingefaßt, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren, schön wie der Frühling, frisch wie der Morgen. Sie war im einfachen Hauskleide, ein rothes Mieder umspannte die jugendliche Brust, eine schwarzseidene Schürze fiel über das nicht allzulange Kleid hinab, worunter ein Paar allerliebste Füßchen sichtbar wurden. Das schwarze Haar hatte sie in Zöpfe geflochten, die lang und breit über Schultern und Rücken herabhingen. Ihre Tracht war halb eine städtische, halb eine ländliche; sie kleidete sie in dieser Einfachheit und Mischung allerliebst. Das kleine Köpfchen, das sich leicht

und fast schalkhaft auf der Gestalt von Mittelgröße wiegte, konnte man schön nennen; aber es sprach doch vorzugsweise nur Liebreiz, unendlichen Liebreiz aus: brennend dunkle Augen, die erwärmten und nicht verletzten, denn sie sahen zugleich so treuherzig in die Welt, blühende Wangen und ein Mund, der das Blut der purpurnen Kirschen beschämte.

Dies Alles hatte Adolph nicht Zeit genug so lange und einzeln zu betrachten, als unsere Schilderung währt; der Gesammteindruck dieser leuchtenden Erscheinung mitten im dunklen Blättergrün überraschte ihn so sehr, daß er ordentlich zurückscheuchte und erst nach einer Weile Fassung genug gewann, um die leise Frage an sie zu richten, ob hier eine Wohnung zu vermiethen sei.

„Ja wohl, mein Herr," versetzte das Mädchen mit einer etwas tiefen, aber wohlklingenden Stimme, „da müssen Sie hinauf zur Base gehen; sie ist im zweiten Stock."

Zu gleicher Zeit trat sie aus der schmalen Hausthüre auf die Straße und gab ihm so Raum, in den engen Flur zu schreiten.

Er zog höflich dankend seinen Hut und schritt der dunklen Treppe zu, indem er für sich dachte: „Solch' ein allerliebstes Bäschen hab' ich in der Welt noch nicht gesehen und ist die Base nicht gar zu abschreckend, dann ist hier gut wohnen."

Er mußte sich gestehen, daß schon der Anblick des Mädchens allein ihm das Blut in die Wangen getrieben.

Oben trat er in eine geräumige Stube, welche die ganze Breite des Hauses einnahm. Hier sah es wohlhabend, vor Allem aber nett und reinlich aus. Erst nachdem sich sein Auge an die Dunkelheit — denn die dichten Weinranken ließen nur ein mattes Dämmerlicht herein — gewöhnt hatte, gewahrte er im Fenster eine hochgewachsene Matrone sitzen, in den siebziger Jahren dem Anscheine nach, äußerst sauber, fast gewählt gekleidet, das greise Haar von einer schwarzsammetnen Kappe bedeckt, das graue Taffetkleid sorgfältig gefaltet und gestrichen, als wär' es heut

zum ersten Male angelegt worden, schneeweiße Spitzenkrausen um Hals und Aermel.

Sie erhob sich bei seinem Eintritt, legte die grüne Brille — sie hatte eben in einem Buche gelesen — auf den Tisch, darauf den Strickstrumpf und fragte nach dem Begehren des Herrn.

„Sie haben," versetzte Adolph, der sich hier mit einem Male wohlbehaglich und heimisch angeweht fühlte, „eine Wohnung zu vermiethen. Ich bin Student, heiße Baron von Bernau und bezahle voraus."

— „Entschuldigen Sie," sagte die Matrone mit leiser Stimme und einem sanften Tone, der den folgenden Worten das Harte benahm, „verzeihen Sie, Herr Baron, ich vermiethe das Logis an keinen Herrn Studenten."

„Wie so?" warf Adolph ein, „sind Sie eine so große Feindin der Studenten?"

Sie bat ihn, Platz zu nehmen und fuhr fort: „Nein, mißdeuten Sie mich nicht, mein Herr! Wer sollte die Jugend nicht lieben? aber ich — ich bin eine alte Frau, die schon mit einem Fuße im Grabe steht: ich kann nicht mehr so ganz Theil nehmen an dem lauten — an der lauten Freude der jungen Herren. Ich brauche eine stille, ruhige Nachbarschaft. Mein Miethwohner müßte sich nun entweder Gewalt anthun, oder ich alte Frau müßte einen Theil der mir nöthigen Ruhe aufgeben, und —"

„Aber ich bin keiner von den Studenten," unterbrach Adolph, „wie Sie sich diese denken. Ich bin ein ruhig gewordener. Ich habe bereits drei Jahre studirt, will mich nun hier in die Einsamkeit zurückziehen und mich zum Examen vorbereiten. Ich habe meinem Vater das heilige Versprechen gegeben, daß dies in einem Jahre geschehen sein wird, und darum wird mir auch nicht eine Stunde Zeit übrig bleiben, Besuche zu empfangen oder gar Rappierübungen vorzunehmen. Sie sollen in mir einen Miethsmann haben, der nicht mehr Geräusch im Hause macht,

als der schöne Kater hier zu Ihren Füßen, der so wohlbehaglich eben in der Sonne sich dehnt.“ —

Bei sich aber dachte Adolph zu gleicher Zeit: „Ich werde auch ein Thor sein und meine wilden, feurigen Commilitonen auf das schöne Alpenröschen da unten, auf die reizende Base aufmerksam machen.“

Die alte Frau lächelte über Adolphs Entgegnung und sagte freundlich: „Ich glaube Ihnen recht gern, lieber Herr! denn Sie haben so etwas Treues in Ihren Augen, daß man Ihnen vertrauen muß. — Aber ich bewohne dies Häuschen allein mit meiner Nichte und einer alten Magd; früher wohnte im ersten Stock ein alter Landschaftsmaler, fast eben so alt wie ich. Sehen Sie — das schickte sich wohl; aber Sie — Sie sind ein ganz junger Herr, und auf die Länge würde Ihnen diese Einsamkeit doch nicht so ganz zusagen.“

„Es kommt nur auf Sie an, werthe Frau! mich für Ihren alten Landschaftsmaler zu halten. Wenn Sie es verlangen, werde ich Ihnen und den übrigen Hausgenossen ausweichen, werde die Ruhe des Hauses durch kein lautes Wort stören, werde — — denn noch ein Mal gesagt: ich will studiren, Nichts als studiren! Dies ist mein heiliger Ernst, das feierliche Versprechen, welches ich meinem ehrwürdigen, guten Vater gegeben.“

„Mein seliger Mann,“ sagte redseliger werdend die Frau, „war Fürsprech; als er noch lebte, hatte ich nicht nöthig, die untere Stube zu vermiethen — es wär' halt auch nicht angegangen. Wir besaßen ehedem ein schönes Vermögen, aber der Krieg, böse Menschen und die schwere Zeit haben uns um das Meiste gebracht. Ich besitze nebst diesem Hause nur noch ein kleines Capital, das gehört dereinst meiner Nichte; das darf ich nicht angreifen und darum müssen wir uns so viel als möglich einschränken. Sie können sich nicht vorstellen, junger Herr, wie Einem in meinem Alter der Frieden und die Ruhe lieb, sozu-

sagen zum nothwendigsten Bedürfniß wird. Sonst würde es mir ja auch nicht einfallen, für den Rest meines Lebens das ohnedies kleine Häuschen noch mit einem Andern, einem Fremden zu theilen."

„Und doch, liebe, verehrte Frau Fürsprech, lass' ich mich nicht so leicht abweisen. Diese ruhige Straße, diese Sauberkeit ringsum, das grüne Weinlaub vor den Fenstern und Sie — Sie, Frau Fürsprech, deren Gestalt und Stimme mich so lebhaft an meine selige Mutter erinnert: das Alles ist zu reizend, um mich nicht begehrlich zu machen. Sie wollen einen alten, gesetzten, friedliebenden Mann? Friedliebend und für meine Jahre gesetzt bin ich auch. Ein alter Mann kann durch Krankheit, durch Husten, üble Angewohnheiten, Bedarf an vieler Pflege Ihren Frieden leichter beeinträchtigen, als ich der ich kerngesund bin, der keine üble Angewohnheit hat und selbst das Tabakrauchen lassen will, wenn Sie es wünschen."

„Nein, nein!" fiel die Matrone ein, „das würden Sie nicht zu lassen brauchen; mein guter seliger Mann hat auch geraucht und jetzt noch — sehe ich Jemand mit der Pfeife — Cigarren waren damals noch nicht erfunden — so gedenke ich seiner, wie er des Morgens zum Kaffee zu mir herunterkam, den Ulmerkopf im Munde, und mir aus der Zeitung die neuesten Kriegsereignisse vorlas. O ich kann mich noch aller Einzelnheiten aus der ersten französischen Revolution ganz deutlich erinnern."

„Gestatten Sie mir einen Vorschlag, Frau Fürsprech," drängte Adolph, „versuchen Sie es mit mir acht Tage, dann wieder acht Tage; so lang' es geht. Ist nur das Geringste an meiner Person, an meinem Wesen, wenn Sie mich während dieser Zeit näher kennen gelernt, das Ihnen nicht zusagt — so kündigen Sie mir den Vertrag. Das braucht nicht mündlich zu geschehen, weil Ihnen das vielleicht peinlich sein könnte; nein! Sie schreiben auf ein Blättchen: „lieber Herr, es geht nicht mehr," legen es in die Zuckerdose und schicken mir's so versüßt mit dem

Kaffee hinunter. Ich werde dann lesen und leise und sachte und still von dannen ziehen. Was meinen Sie dazu?"

„Sie sind," erwiderte die Matrone lächelnd, „Sie dürfen mir es nicht übel nehmen, Herr Baron! ein drolliger Mensch, dem man nichts abschlagen sollte. — Sie sind aus Sachsen? Ich hör's an der Sprache. Alle Sachsen, die ich kennen lernte, waren gute, liebe Leute."

„Wenn ich's noch nicht bin" — versetzte mit einer Verbeugung und in treuherzigem Tone Adolph, „so will ich mich bemühen, es zu werden. Der Anfang ist schon gemacht, indem ich die Einsamkeit suche, um mit Ernst den Studien obzuliegen."

„Es ist aber nun auch die Frage, ob die Wohnung für einen so reichen, vornehmen Herrn auch gut genug sein wird."

„Darüber machen Sie sich keine Scrupel, Frau Fürsprech; ich bin gar kein so reicher Baron, was man so reich nennt, und auch nicht verwöhnt. Vor der Hand besitzt nur mein Vater Etwas; und zudem habe ich eine gar liebe gute Schwester — Sie sehen also, es theilt sich schon ein — und dann möchte ich der lieben Schwester dereinst viel, recht viel, wo möglich Alles geben, und so kann es dann kommen, daß ich mir künftig trotz meines Barontitels mein Brot selbst verdienen muß. Auch mein Vater dient dem Staate und bezieht Gehalt dafür."

— „Nun denn in Gottesnamen! Wie gesagt, man kann Ihnen Nichts abschlagen. Gedulden Sie sich nur eine Weile, meine Nichte ist ausgegangen — sie muß bald zurückkommen und wird Ihnen dann die Piecen zeigen. Die alte Trude ist auf dem Boden und mir wird das Treppensteigen etwas sauer."

„Ihre Nichte?" wollte Adolph ausrufen, „die ist —"; aber er verschluckte das Wort. Wozu der Tante sagen, daß er das rosengleiche Mädchen bereits gesehen und gesprochen, wozu bei ihr den Verdacht erregen, Jene sei es, die ihn bewogen, so hartnäckig um die Wohnung sich zu bewerben.

„Emmely! Emmely!“ rief nach einer Weile die Frau Fürsprech, „bist Du wieder da?“

Und Emmely sprang im Nu in die Stube herein.

Emmely war dem schönen jungen Manne leise gefolgt, sie stand auf der Treppe und hatte kein Wort verloren, das zwischen Adolph und ihrer Base gewechselt worden. — Die Schelmin hätte sich bald verrathen.

Ob sie Adolph nicht errieth? Die Tante gewiß nicht.

Das Mädchen glühte; die Tante mußte es dem raschen Gange zuschreiben. Adolphs Erscheinung an der Hausthüre hatte auf das reine, unbefangene, natürliche Mädchen keinen merklichen Eindruck gemacht, so anziehend seine Persönlichkeit auch war; mehr vielleicht das, was sie von seiner Unterredung belauscht. —

„Emmely!“ sagte die Tante, „dieser Herr wünscht die Wohnung im ersten Stock zu miethen. Nimm die Schlüssel und zeig' ihm die Piecen. — Wie gesagt, wenn's Ihnen nur gefallen wird; sauber ist Alles, darauf halte ich.“

Emmely nahm den Schlüsselbund und flog die Treppe hinab; weniger gewandt und flüchtig folgte ihr Adolph.

Die untere Stube glich fast ganz der oberen — nur waren die Möbel, wenngleich veraltet, eleganter, sogar ein paar Luxusgegenstände mehr vorhanden. Dicht daran stieß das Schlafkabinet. Adolph musterte mehr — jedoch ohne aufzufallen — den Liebreiz des Mädchens, als das Mobiliar, als die Schweizerlandschaften an der Wand, auf welche ihn Emmely, im Selbstgefühl ihrer schönen Heimath, aufmerksam machte. Er wollte ihr einige Schmeicheleien sagen, aber da waren ihm die Worte wie abgeschnitten; er brachte nur einige gewöhnliche Worte zu Tage. Das Mädchen, in seiner Unbefangenheit und Unschuld schüchterte ihn ein. —

Er hatte im ersten Augenblicke gedacht, eine Claurensche Mimilli in ihr zu entdecken, aber Emmely war nicht viel anders

als die Mädchen aus den Bürgerfamilien seiner Heimath, nur unbefangener, natürlicher und — wahrer in ihrer Natürlichkeit. Der Dialect allein verrieth die Schweizerin. Von Koketterie hatte sie gerade so viel, als jedem schönen Mädchen angeboren ist; sie war reizender darin, als ein norddeutsches Mädchen, weil sie unbewußt war. Der romantische Anflug der Schweizermädchen, wie wir sie in unsern Novellen und Theaterstücken sehen, fehlte ihr.

Emmely machte einen Knix, zum Zeichen, daß die Musterung beendigt sei und der junge Herr wieder gehen könne; sie ließ ihm den Vortritt, schloß die Thüre und folgte ihm nach, hinauf zur Tante.

„Es ist herrlich, es ist ganz wie ich es wünsche," rief Adolph beim Eintritt, „und jetzt bedaure ich nicht, mir so viel Mühe gegeben zu haben, Ihren Widerstand zu besiegen. Darf ich mich schon heute einquartiren, um dem geräuschvollen Gasthofe so schnell als möglich zu entfliehen?"

Die Witwe bejahte, man einigte sich über den Preis, Adolph zahlte, die Frau Fürsprech reichte ihm herzlich die Hand, auch Emmely, der er sie darbot, und er empfahl sich.

5.

Am Nachmittage zog Adolph ein, packte seine Bücher aus, ordnete sie und machte sich's comfortable. Er hatte täglich nur eine Stunde Collegium, die übrige Zeit brachte er zu Hause zu; die alte Magd holte ihm aus dem Gasthofe das Essen — so verstrichen ihm zwischen angestrengtem Studium und anziehender Lectüre Stunden und Tage gleichmäßig, friedlich und wohlthuend zugleich, weil sie ihm ohne äußere Störung Zeit ließen, einen ernsten Blick in sein Inneres und einen noch ernsteren in seine Zukunft, die nun scharf abschloß von der bisherigen Romantik des akademischen Lebens, zu werfen.

Seine Hausgenossen sah er fast gar nicht, nur manchmal hörte er die rufende Stimme der Frau Fürsprech von oben, oder einen Triller aus Emmely's reizender Kehle, wenn diese die Treppen auf- und niederflog. Er vermied mit Absicht Alles, was ihn in den Augen der Matrone hätte können für zudringlich oder gar in Emmely verliebt erscheinen lassen. — War er sich ja doch selbst noch keiner Neigung zu dem schönen Mädchen bewußt. Sie war eine von den vielen reizenden Erscheinungen, wie sie dem jungen Manne häufig im Leben begegnen, die ihm auf kurze Zeit Herz und Sinn gefangen nehmen, die er, in feuriger Aufwallung, wohl besitzen möchte, an denen er aber wie an unerreichbaren Blumen auf Felsenhöhen entsagend vorübergehen muß. — Auch das Entsagen übt sich! — Ihm genügte vor der Hand nur, so liebe, traute, freundliche Hausgenossen zu haben: neben dem ehrwürdigen Alter eine frische Rose. Auch die alte Magd, ein Inventarienstück des Hauses und mehr eine Familiengenossin als Dienerin, ward ihm bald herzlich zugethan und pflegte und hätschelte ihn wie einen Sohn. Die Freundlichkeit, mit welcher der gestrenge Herr sie behandelte, that ihr wohl und daß er so unendlich weit von seiner Heimath entfernt, gewann ihm ihre zärtlichste Sorgfalt.

Auf die Frau Fürsprech hatte es einen guten Eindruck gemacht, daß der „junge Mann" am nächsten Sonntage in die Kirche gieng. Sie begegnete ihm mit Emmely in der Kirchenthüre, wo sie sich freundlich grüßten und nach verschiedenen Seiten trennten. Es war kein besonderer innerer Drang von Andacht oder Zerknirschung, der Adolph diesmal in das Gotteshaus trieb; er hatte von einem trefflichen Kanzelredner gehört, und diesen wollte er hören. Nachdem Adolph das störende des Dialects überwunden, fand er sich in der That durch die Wärme und Innerlichkeit des Redners hingerissen. Frau Fürsprech legte ihm das aber zum Besten aus.

Acht Tage waren vergangen. Adolph musterte, als ihm die alte Trude den Kaffee brachte, hastig die Zuckerdose. Es lag kein Zettel, also keine Aufkündigung darin. Man war mit seiner bisherigen Lebensweise zufrieden.

Jetzt erst wagte er's einen Besuch abzustatten. Dies geschah am folgenden Abende in der Dämmerung. Er kam, um sich nach dem Befinden der Frau Fürsprech zu erkundigen.

Sie empfing ihn freundlich, und bat ihn, Platz zu nehmen.

Auf einen Wink der Matrone entfernte sich Emmely, die mit ihr am Fenstertische gesessen und an einem Spitzkragen genäht hatte.

Dies berührte im ersten Augenblicke Adolph fast unangenehm. War es Mißtrauen? Sollte ihm das Mädchen auch in Gegenwart der Tante fern gehalten werden? Wodurch hatte sein bisheriges Betragen dies verschuldet?

Aber er bezwang sich und setzte die Unterhaltung fort, nicht ohne die leise Hoffnung, Emmely endlich wieder erscheinen zu sehen.

Und sie kam auch recht bald wieder, ein sauberes Theegeschirr in der Hand. Als sie es vor ihn auf den Tisch setzte, waren ihre Wangen in Purpur getaucht: ob von der Hitze des Feuers, oder weil sich ihre beiderseitigen Augen in diesem Augenblicke begegneten.

Die Matrone schnitt jede weitere Betrachtung ab, indem sie, gegen Adolph gewendet, lächelnd sagte: „Sie werden es mir nicht übel nehmen, Herr Baron! Aber ich weiß, daß die Herren aus Sachsen gern Thee trinken. Bei uns ist das nicht so allgemein üblich; aber ich habe mir erlaubt — und lade Sie freundlich ein, wenn Sie ein halb Stündchen vielleicht mit uns plaudern wollen —?"

Emmely schenkte die Tassen voll und präsentirte dazu köstliches schweizer Gebäck.

„Wie gut, wie gütig sind Sie!" rief Adolph, „ich werde

mir hier ganz heimisch vorkommen und mir einbilden, ich säße zu Hause bei Vater und Schwester in der traulichen Theestunde, wie es bei uns Sitte ist und hörte die Meinigen erzählen von dem, was sich seither ereignet, und erzählte wieder, was mir binnen zwei Jahren Abwesenheit begegnet."

Er erzählte nun, einmal lebhaft geworden, von seinen häuslichen Verhältnissen, von seinem ehrwürdigen, ernst-humoristischen Vater, vor Allem aber von seiner lieben Schwester, und das Herz wurde ihm warm dabei und das Auge feucht.

Mit freudiger Theilnahme horchten ihm die Frauen und warfen einander Blicke zu, die sagen mochten: „Das ist ein braver Mensch, dem muß man gut sein."

Jetzt kam auch die Frau Fürsprech an's Erzählen, sie sprach von ihrem Manne, den sie heiß geliebt und dem sie, obgleich er ihr bereis vor 20 Jahren vorangegangen, ein zärtliches Angedenken bewahrte; sie erzählte von der drangvollen Zeit, die sie mit ihm durchlebt, von Krieg, Gefahr und Noth, endlich auch von ihrer Schwester, nach deren Tode sie das kleine Emmely zu sich genommen, weil diese erstens ihre Blutsverwandte, und es ihr, der Erzählerin, bei herannahendem Alter doch gar zu einsam und verlassen vorgekommen.

Die Unterhaltung dehnte sich über drei Stunden aus, und als Adolph aufbrach, trennte man sich gegenseitig mit einander zufrieden und sichtbares Wohlgefallen an der näheren Bekanntschaft kund gebend. Die Frau Fürsprech meinte gegen Emmely, der Baron sei ein lieber, herrlicher Mensch, dem es eben so hell im Herzen, wie in den Augen — und Emmely widersprach nicht.

6.

Es war ein paar Tage nach diesem Besuche. Adolph saß, den Rücken nach dem Eingange gekehrt, am Schreibtische; er hatte die Thüre geöffnet, um die kühle Luft durch Stube und

Fenster ziehen zu lassen. Da nahte es auf weichen Sohlen und stand ihm zur Seite und begrüßte ihn mit der tiefen, weichen Stimme: „Guten Morgen, Herr Nachbar, Herr Baron!“

Er blickte überrascht empor, es war Emmely, sie grüßte mit einer leichten Verbeugung und hielt ein Blatt in der Hand.

„Ich hab' eine sehr große Bitt',“ sagte sie, verlegen lächelnd, „Sie werden's doch nicht übel nehmen?“

„Verlangen Sie mein Leben, schöne, schöne Emmely!“ rief Adolph mit Feuer und erhaschte ihre Hand und wollte sie küssen. Sie entzog ihm dieselbe und sagte in einem fast ärgerlichen Tone:

„Das sollen Sie mir nicht sagen, Sie nicht; das sagen mir die Andern genug, auf der Straß' und wo ich geh' — 's ist fades Geschwätz, und Sie — Sie sollen nicht sein wie die Anderen!“

Adolph ward verlegen bei dieser zurechtweisenden Sprache, die dennoch etwas Schmeichelhaftes für ihn hatte; er fragte nach dem Wunsche seiner — lieben Nachbarin.

„Sehen Sie,“ fuhr sie erröthend fort, „es ist der Geburtstag von meinem Path'; da muß ich ihm immer durch ein groß' Schreiben gratuliren; er hält was drauf. Ich hab's auch schon aufgesetzt! die Gedanken fallen mir ein, wie's geht, aber mit der Rechtschreibung bin ich nicht ganz in der Ordnung. 'S ist eine Schand für ein so großes Mädchen und ich sollt's nicht sagen, denn ich bin doch eine Pastorentochter; aber der Vater is gestorben, als ich sechs Jahre alt war, nnd konnt' mich Nichts lernen, und dann lebt' ich mit der Mutter im Ausgeding beim Verweser, da mußten wir arbeiten und a'ns Lernen war nicht zu denken. Und wie ich zehn Jahr alt war, da starb auch die Mutter, und ich kam zur Großmutter nach Aarau. Die hatte auch nicht viel, da hieß es arbeiten und arbeiten. Und wie ich die verlor und mich die gute Frau Fürsprech nahm — da ging's

halt auch nicht besser. — Und doch möcht' ich viel, sehr viel lernen; es läßt mir oft Tag und Nacht kein' Ruh', daß ich so wenig weiß. — Sie müssen mir, Herr Nachbar, Bücher borgen: keine gar zu schweren, denn ich will nicht etwa ein gelehrtes Frauenzimmer werden; aber solche über Naturgeschichte, Erdbeschreibung und andere Wissenschaften, die sich für ein Mädchen meines Standes schicken. Es ist halt doch möglich, daß, wenn die Tante stirbt, ich Unterricht geben muß und es dann nöthig haben werde. — Ich kann beim Arbeiten doch immer noch in's Buch gucken."

Emmely endigte fast athemlos; man merkte es dem schönen Kinde an, daß es sich auf diesen Vortrag förmlich vorbereitet hatte und daß ihm nun, so zu sagen, ein Stein vom Herzen fiel.

Adolph hatte abwechselnd ihren Worten gelauscht, abwechselnd in das Gratulationsschreiben gesehen. Jetzt legte sie ihre Hand unbefangen auf sein Schulter, beugte ihr Köpfchen über ihn und folgte mit den Augen seiner Feder, wie er einige Fehler zum Behuf der Reinschrift verbesserte.

„Aber," fragte Adolph, von den herzlichen und sinnigen Worten des Schreibens überrascht, „diese Gedanken und Wendungen sind ja vortrefflich; wer hat Sie denn, liebe Emmely, in der Schreibart unterrichtet? Der Styl ist so, daß dies sofort gedruckt werden könnte!"

Emmely erröthete und zog Hand und Köpfchen zurück.

„Wer sonst?" entgegnete sie nach einer Weile, „Niemand! Mir fällt das so ein, und dann hab' ich ja die „„Stunden der Andacht"" von unserm Vater Zschokke wenigstens vier Mal gelesen, und dem mach' ich's nach. Da hab' ich mir die Schreibweise, ohne es zu wissen, eingeprägt. So ein Brief, der Glück wünscht, muß auch einen frommen Ton haben."

— „Von dem edlen Zschokke also?" — sprach Adolph vor sich hin.

„Der ist ja auch von Geburt ein Sachse," fuhr Emmely fort, „aber er ist von ganzer Seele ein Schweizer geworden und wir sind stolz auf ihn, daß wir ihn haben. — O, ich kenn' ihn recht gut. Wie ich noch ein ganz klein Mädel und in Aarau war, da kam er zur Großmutter: ich mußt' ihm die Hand küssen — und da hat er mich ganz herzhaft dafür abgeküßt. Darauf bild' ich mir noch jetzt was ein."

„Das hätt' ich an seiner Stelle auch gethan," seufzte Adolph halblaut.

Emmely that, als überhörte sie das, aber ihre Wangen brannten. —

Sie fuhr, nur um ihre Verlegenheit zu verbergen, fort:

„Das ist ein gar edler und lieber Herr, den man auf den Händen tragen sollte. — Nun, es geschieht auch. Und er hat ganz herrliche Kinder und Enkel. Weil er so brav ist, und so viele Menschen glücklich gemacht hat, darum hat ihn der Himmel auch gesegnet."

Adolph hatte jetzt den Aufsatz durchgesehen und reichte das Blatt dem Mädchen. Er ergriff bei dieser Veranlassung ihre Hand und drückte sie — sie ließ sie unbefangen in der seinigen. — Dann erhob er den Blick und sah ihr lange und tief in die dunklen Augensterne. Jetzt senkte sie die Wimpern und ein leises Erbeben gieng durch ihren schlanken, elastischen Leib. —

„Wie geht's der Frau Fürsprech?" sagte Adolph, um nur Etwas zu sagen, denn auch ihn übermannte die Befangenheit.

— „Gut — ich danke. Sie hat Sie sehr lieb gewonnen, Herr Baron! Sie meint, Sie wären ein guter Mensch, und es wär' ihr lange Zeit kein so ordentlicher und braver junger Mann vorgekommen. — In ihren jungen Jahren, sagt sie, waren sie häufiger gewesen, als jetzt; — wo's eine Ausnahme ist, wenn man einen find't."

— „Und was," fragte Adolph lächelnd, „sagt Emmely von mir?"

„Ich — ich —" stockte sie, „ich sage Alles, was die Bas' sagt" — dann entzog sie ihm rasch die Hand und entfloh.

Adolph drückte, als sie verschwunden, das Haupt in die Hände, und verharrte eine Zeit lang schweigend. Dann rief er aus: „Emmely, ach Emmely! mach' mir das Herz nicht schwer, — denn wir müssen doch scheiden. — Schöne Alpenblume, dich mußt' ich finden, und dich zu meiden. — Ich glaub', ich bin schon verliebt!"

7.

Es konnte übrigens doch nicht fehlen, daß Adolph von einem oder dem andern Studirenden Besuche erhielt. So wurde natürlich auch Emmely entdeckt und diese galt nun den scherzenden Freunden für die Ursache und Veranlassung seines eingezogenen, fast einsiedlerischen Lebenswandels. Im Collegium und wo noch sonst Adolph verkehrte, mußte er sich darum mancherlei Neckereien mit seiner hübschen Wirthstochter gefallen lassen; je mehr er widersprach, desto hartnäckiger wurden die Anschuldigungen. Am maßlosesten darin gefiel sich ein Westphale, Schröwer, ein junger Mann, mit welchem Adolph keineswegs vertraulich verkehrte, der sich jedoch — pochend auf sein Uebergewicht als der renommirteste Schläger — herausnahm, seine satyrische Lauge über das sentimentale Verhältniß des alten Burschen auszugießen.

Seinem, dem Vater gegebenen Versprechen treu, wollte Adolph den Zweikampf vermeiden, er suchte jeden ehrenvollen Ausweg, aber es war kein Zweifel, der Westphale wollte sich an ihm reiben, wollte ihm eine Schmarre im Gesichte beibringen, um zu erfahren, ob ihn das naive Schweizermädli auch dann noch so liebenswürdig finden würde. —

Adolph mußte losgehen. Diesmal nur auf Schläger.

An einem der nächsten Vormittage ward die Sache ab-

gemacht. Adolph bekam einen leichten Streif über der Stirne, sein Gegner eine ziemlich tiefe Wunde im rechten Oberarm, welche ihn verhinderte, die ausbedungenen Gänge fortzusetzen. Man reichte sich versöhnt die Hand — und alle Spöttereien hatten hiermit ein Ende.

Emmely stand einen Augenblick in der Hausthüre — Adolph war eben ausgegangen, um sich auf der Stube seines Secundanten zu schlagen — da kam eine junge Freundin, Elisabeth Wallner, vorüber.

Sie blieb bei Emmely stehen.

„Nun," fragte sie nach der ersten Begrüßung, „Du bist so ganz fröhlich und unbefangen, als geschähe Nichts?"

„Und was sollte denn geschehen?" fragte Emmely aufmerksam werdend.

„Hat Dir denn der Baron, der bei euch wohnt, Nichts gesagt?"

— „Der sagt mir nie Etwas, und was sollte er auch — ?"

„Daß er sich heut Deinetwegen mit dem dicken Westphalen duellirt." —

— „Meinetwegen?" hauchte Emmely und wurde weiß wie Schnee.

„Freilich! Er hat über Dich gespottet, und das hat Dein Baron übel genommen und hat ihn gefordert. Unser Student, der Meisler, hat mir's im Vertrauen gesagt, er secundirt dem dicken Westphalen."

„Meinetwegen?" wiederholte Emmely tonlos und zitterte, daß sie sich an die Wand lehnen mußte.

„So ist's," fuhr die geschwätzige Freundin fort; „jetzt werden sie eben losgegangen sein. Wenn's nur für den armen Baron nicht übel ausfällt. Der Westphale ist der beste Schläger von der Welt. — Verstell' Dich nur nicht — Du weißt gewiß davon."

— ‚So wahr Gott," betheure Emmely, und war dem Umsinken nahe.

„Dann hat er Dich nur nicht erschrecken wollen. Aber Du bist ja ganz kreidebleich geworden und ich seh' nun, daß er Dein Liebhaber ist, und daß Du's nicht länger verbergen kannst."

— „Du sprichst lauter dummes Zeug," versetzte Emmely und schwankte hinein in den dunklen Flur des Hauses.

„Ich mein's ja gut mit Dir," rief ihr die Freundin nach und gieng dann die Straße hinab.

— Das junge Mädchen sank auf der Treppe zusammen, kraftlos, einer Ohnmacht nahe, aus Gesicht und Händen schien ihr alles Blut gewichen. In diesem Zustande konnte sie nicht vor der Tante erscheinen. Mit allen Schrecken malte sie sich den Vorgang und das Ende des Zweikampfes aus. Für sie war er gegangen sich zu schlagen, und ihr — ihr hatte er's verschwiegen.

Sie war nahe daran, in lautes Weinen auszubrechen; aber sie durfte, sie konnte sich ja nicht verrathen und auch die Base vermochte sie ja nicht zu trösten, sie würde auch in Wehklagen ausgebrochen sein. Es war eine fürchterliche halbe Stunde für das junge Mädchen, die sie auf der Treppe sitzend zubrachte.

Er ist gewiß todt; hallte es in ihr dumpf immer wieder.

Da trat er plötzlich rasch und leicht zur Hausthüre herein, ein schmales Pflästerchen über der Stirne, die die Hutkrempe beschattete und so im ersten Anblicke die Wunde kaum erkennen ließ. —

Emmely stürzte ihm entgegen und sank in seine Brust. „Adolph! Adolph!" rief sie mit erstickter Stimme und brach in lautes Weinen aus.

„Meine gute, liebe Emmely," sagte er und küßte die Willenlose auf den Mund.

Sie sträubte sich nicht; sie schloß die Augen, aus denen die hellen Thränen hervorquollen.

„Was fehlt Ihnen, Emmely?" fragte er theilnahmvoll, „was bewegt Sie so gewaltig? Ist die Tante etwa —?"

— „Nein — Sie, Sie," versetzte sie stockend — „ich bin böse auf Sie — Sie haben mir Kummer gemacht, Sie haben sich meinetwegen geschlagen, — ich weiß Alles. Und das ist nicht schön von Ihnen, — weil ich Sie gar so lieb habe — o Gott, — ich weiß nicht, was ich sprech'!" —

„Du liebst mich, mein Engelskind!" rief er entzückt und preßte ihr feurige Küsse auf Mund und Wangen, „für dies Geständniß könnte ich ja in den Tod gehen. — O tröste Dich, Emmely; es war nur eine Kleinigkeit, eine Spielerei. Warum sollte ich Dich dadurch ängstigen. Ich bin fast unverletzt, und wohl und überglücklich durch das Geständniß Deiner Liebe!"

Leise weinend entwand sie sich jetzt seinen Armen und sagte: „Sie versprechen es, Herr Baron, daß Sie mir nie wieder diese Angst verursachen, und der Base; — aber die weiß nicht einmal Etwas davon."

„Und der wollen wir auch Nichts davou sagen, meine Emmely; sie könnte sonst an meiner Solidität irre werden, könnte mich für einen Raufbold halten, mir die Wohnung kündigen und — nur in Emmely's Nähe ist mein Himmel!"

Das Mädchen blickte jetzt schüchtern zu ihm empor — in ihren Wimpern funkelten noch die Thränen — dann berührte sie mit leisem Finger den schwarzen Streifen auf seiner Stirne und fragte: „Thut das weh?"

„Jetzt nicht, Emmely!" rief er entzückt und bog sie zu sich nieder, und drückte ihr, ehe sie sich deß versah, einen Kuß auf die rothen Lippen, „Deine Hand vermöchte wohl den Brand einer Todeswunde zu kühlen."

Das Mädchen erglühte wie eine Rose vor Scham und Bestürzung; sie entriß sich seinen Armen nicht, sie entfloh nicht, sie blieb, tief erschüttert von dieser ersten magischen Berührung, getroffen von dem Hauch der Liebe. Willenlos säumte sie und starrte zu Boden, dann quollen reiche, große Tropfen aus ihren Augen, ihr schöner Busen hob sich ungestüm.

— Es war Nichts in ihr von der Ziererei eines Mädchens, dem man den ersten Kuß geraubt. Sie unterlag dem Zauber, dessen Wesen sie noch nicht kannte, dessen Gewalt aber in ihrem eigenen Herzen mit namenlosem Wohl und Weh ahnungsvoll emporstieg. —

Auch er schwieg, berauscht von der Seligkeit dieses ersten Kusses, in frommer Scheu wagte er's nicht zum zweiten Male das Heiligthum zu plündern. So hatte er noch nie empfunden!

— So verharrten sie, eine schöne, leicht umschlungene Gruppe, lange Zeit schweigend bei einander, nur ihre leisen Seufzer belebten den Raum der stillen Stube und in den Fenstern das Geflüster des Laubes, das einander geschwätzig erzählen mochte, was es eben belauscht.

Draußen schlich jetzt die Katze über die Stiegen, so leise das geschmeidige Thier auftrat — den Liebenden ward es vernehmlich. Emmely erschrak und wand sich los, seine Arme gaben sie mit kaum merklicher Anschmiegung frei.

„Aber jetzt," sagte sie, die Augen noch immer zur Erde gekehrt, „wird's Zeit sein, daß ich hinaufschau' zur Frau Bas'. Sie hat ein Bischen geschlummert, als ich forthuschte, um auf Sie zu lauern. — Und wenn sie aufgewacht ist mitterweil', so wird sie fragen, wo ich gesteckt hab', und ich bekomm' Schelte, wenn ich's nicht zu sagen weiß."

Auf unhörbaren Tritten entfloh sie und eilte die Treppe hinauf.

Adolph aber stemmte die Stirne auf die flache Hand — er fühlte den stechenden Schmerz der Wunde nicht mehr — schloß die Augen und seufzte: „Du schönes Kind, wie lieb' ich Dich!"

Dann schwieg er, und dachte Nichts, oder unendlich Viel; aber sein Herz fühlte er laut schlagen. —

Doch währte seine Träumerei nicht lange, denn lauten Schrittes sprang Emmely die Stufen hinab, und eben so geräuschvoll trat sie bei ihm ein.

Sie sah unbefangen aus, wie sonst, fröhlich, schalkhaft, aber es leuchtete noch eine andere Freude in ihren Augen.

„Herr Baron," sagte sie, fast athemlos, „die Bas' läßt fragen, ob Sie uns — ob Sie ihr — heut' wieder die Ehr' geben wollten, und thäten Thee trinken oben. Sie hat von ihrem Path', dem Oefele, dem großen Kaufmann auf'm Markt, ein Packet Thee bekommen, das er von der Leipziger Meff' gebracht hat, und — es soll was ganz Feines sein, hat er gesagt."

„Mit tausend Freuden, Emmely!" rief er aufspringend und erfaßte ihre Hand. „Aber von Dir sprichst Du Nichts? Ich soll nur mit der Base allein trinken?"

— „Ach, von mir ist nicht viel die Red'," versetzte sie mit einem halb wehmüthigen, halb schelmischen Seufzer.

Er wollte sie umschlingen — aber sie wich einen Schritt zurück; er preßte jetzt ihre Hand an seine Brust und sagte mit sanfter, doch seelenvoller Stimme:

„Du schönes Kind, wie lieb' ich Dich!"

Sie erröthete und zitterte, ihre Augen waren geschlossen, dann aber entzog sie ihm rasch die Hand und sagte: „Es ist also gut — ich kann's oben sagen — ich geh'!"

— „Noch Eins!" rief Adolph, sie zurückhaltend, „was wollen wir der Base sagen, wenn sie nach dem schwarzen Pflaster auf meiner Stirne fragt? Sie hat trotz der Brille gute Augen, und ängstigen oder gar aufbringen möcht' ich sie doch nicht."

„Sagen Sie doch," meinte Emmely rasch, „Sie wären mit dem Kopf durch eine Fensterscheiben gefahren."

Adolph lächelte bei diesem sonderbaren Vorschlag, aber nach kurzem Besinnen sagte er: „Ei ja, das geht: Ich will sagen, daß ich eine Zeit lang am offenen Fenster gesessen — daß ich mich dann einen Augenblick entfernt habe, daß ich gleich darauf, als die Wache aufgezogen, zurückgesprungen, und in der Meinung, das Fenster sei noch geöffnet, mit der Stirne durch die

vom Kellner inzwischen geschlossenen Fensterscheiben gefahren bin. Da 's so gut ausgefallen, wird sie drüber lachen, — und das geht, das geht herrlich!"

„Sehen Sie, Baron," lachte Emmely, „daß ich manchmal doch einen gescheidten Einfall habe."

— „Ach mehr als Einen, Emmely, der mir Herz und Geist bestrickt."

Sie that, als hörte sie dies nicht und setzte den Fuß weiter.

„Aber ist's auch Recht, mein Kind," fragte er und bannte sie dadurch wieder auf einen Augenblick zurück, „daß wir die gute, alte Base belügen?"

„Recht ist's freilich nicht," versetzte sie und zog die schöne glatte Stirne in Falten und warf die zarte Oberlippe empor, „aber eine Sünd', mein' ich, ist's auch nicht. Wir wollen der Bas' einen Schrecken ersparen, sie darf nicht erfahren, daß Sie sich duellirt haben und gar, gar — um meinetwegen, um ein so jung, unbedeutend Bürgermädchen. Ach, die würde mich schelten — !"

— „Noch zehn Mal, wenn es sein muß," rief er feurig, unterbrach sich aber rasch, als sie ihn vorwurfsvoll ansah und fuhr einlenkend fort, „doch nicht ein einziges Mal, wenn ich meine Emmely dadurch betrüben sollte. Nein, gute Emmely! diese schöne Thräne in Deinem Auge hat mich mit aller Welt ausgesöhnt."

„Ich geh'," antwortete sie und war diesmal auch augenblicklich verschwunden.

Die Frau Fürsprech schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als ihr Adolph erzählte, er sei mit dem Kopfe durch ein Fenster gerannt; sie trug ihm von ihrem vortrefflichen Wundbalsam an und verband damit die gute Lehre, in Zukunft ja doch vorsichtiger zu sein, denn wie leicht hätte er ja nicht ein oder das andere Auge einbüßen können.

Während dessen aber warfen sich die Liebenden verstohlen lächelnde Blicke zu — als die Tante aber vom Verlust des

kostbaren Augenlichtes sprach, da ward Emmely's Blick ein ernsterer, fast vorwurfsvoller. —

Die kleine Gesellschaft hatte sich an diesem Abend wieder zu allseitiger Zufriedenheit gut unterhalten und man trennte sich, für Besuch und Einladung dankend, ziemlich spät.

Mit dem Eintritte in seine einsame Stube aber wich von Adolph die bisherige Heiterkeit und ein wehmüthiger Ernst nahm ihn gefangen.

Der Mond, der auf kurze Zeit auch manchmal in die enge Straße schien, warf jetzt sein Silberlicht durch das Blättergrün der Fenster in hellen Flecken auf den Fußboden. Adolph stützte das Haupt in die Hand und seufzte aus beklommener Brust:

„Emmely, Emmely! Ich habe dich bereits an einen blumigen Abgrund gezogen, an dessen Rand ich selbst taumele. Soll mein, soll dein Herz brechen, — oder beide? Das Ende ist unabsehbar, vielleicht heißt's Menschenelend.“

Stumm und gedankenschwer saß er bis lange nach Mitternacht im Dunklen, dann suchte er sein Lager, aber der Schlaf mied seine brennenden Augenlider.

8.

Es vergiengen mehre Wochen. Adolph saß eines Morgens frühzeitig am Studientisch, — da wurde die Thüre hastig aufgerissen, er erhob sich, ihm entgegen stürzte Emmely und sank an seine Brust und umklammerte seinen Hals.

Er wußte sich, überrascht, erschreckt, Anfangs diese gewaltsame Bewegung nicht zu deuten, bald aber brach das Mädchen in lautes Weinen aus, indem sie schluchzend rief:

„Ach mein Herr Baron! helfen Sie, retten Sie! die arme Bas', die gute Bas' ist todt.“ Und heiße Thränen überströmten seine Wangen.

Zitternd hielt er das schwankende, von Schmerz aufgelöste Mädchen in seinen Armen.

„Emmely, Emmely!“ sagte er im Tone der innigsten Theilnahme und selbst tief bestürzt, „das ist nicht möglich! Sie war gestern noch so munter und frisch.“

„Ich hab's ja auch gedacht,“ jammerte das Mädchen, „daß es unmöglich ist. Aber überzeugen Sie sich nur selbst. Wie ich nach meiner Gewohnheit um fünf Uhr kam, — und den Vorhang vom Bette zog, da schlief sie noch, wie's mir schien, so sanft, daß ich sie nicht wecken wollte. Und wie sie nach einer Stunde noch nicht rief, da guckte ich wieder hinter den Vorhang; sie schlief noch immer und lächelte dabei, daß ich dacht', sie müßt' einen guten Traum haben und es wär' grausam, den zu stören. Ich gieng also wieder fort und kam in einer Weile; da hatte ich schon so ein beklommenes Gefühl und wie ich sie sacht bei der Hand nahm, war die eiskalt, und wie ich sie rief, da schlug sie die Augen nicht auf, da hörte sie mich nicht. — Ach, das muß der Tod sein, lieber Baron: Es ist nichts Anderes. Die gute Bas' ist todt und hat mich nicht einmal gesegnet. — O du mein barmherziger Himmel!“

— „Emmely! fassen Sie sich! Es ist vielleicht nur eine Ohnmacht, ein Starrkrampf. Man muß nach einem Arzt schicken. Wir wollen nicht gleich verzweifeln.“

„Die Trude ist schon zum Doctor gerannt, er wohnt dicht an der Ecke, er muß bald da sein. Er wird gewiß nicht helfen können. Aber jetzt, Adolph — Herr Baron — kommen Sie mit hinauf und überzeugen sich selbst, daß die gute Bas' todt ist. Und ich hab' ihr doch so viel Sorgen gemacht und manchen Gram, und ich hab' sie vor'm Sterben nicht einmal um Verzeihung bitten können. Ach, warum hat das die Bas' gethan?“

„Komm', Emmely, komm', mein süßes Kind,“ bat Adolph, „lassen wir die Hoffnung nicht jetzt schon sinken. Der Arzt wird

uns Gewißheit geben, und ich Dir, wenn es sein muß, allen Trost, dessen meine Seele fähig ist!"

Er führte die Halbohnmächtige, oder trug sie vielmehr die Stufen hinan. Sie traten in das Schlafzimmer der Tante.

Die Vorhänge ihres Bettes waren zurückgeschlagen, der helle Schimmer der Morgensonne beleuchtete ihr Antlitz. —

Da lag die ehrwürdige Matrone in dem feinen, weißen Häubchen, mit dem blassen freundlichen Antlitz, die zarten Hände über die Bettdecke gebreitet, um den Mund das an ihr gewohnte freundliche Lächeln, das sie im Leben stets so wohlwollend erscheinen ließ. —

Sanft war der Todesengel über die Gute hinübergerauscht.

Schweigend stand Adolph zu Häupten des Bettes, keines Trostes fähig, denn er stand bei einer Leiche.

Emmely aber hatte sich neben dem Sterbelager niedergeworfen, sie ergriff die bleiche Hand der Todten, bedeckte sie mit ihren Küssen und Thränen und beschwor die Geschiedene in den einfachsten und darum wahrsten und rührendsten Tönen, doch zu erwachen; sie gelobte ihr, eine stets gehorsame, liebevolle Tochter zu sein, sie bot ihr eigenes Leben für das Leben der Tante dar.

Vergeblich flossen des armen Kindes Thränen. Die gute Frau Fürsprech regte sich nicht, sie antwortete nicht, sie lächelte noch immer, als lächelte sie über die fromme Einfalt und Liebe des Kindes. —

In diesem Augenblicke kam der Arzt, ein ernster, aber wohlwollend blickender Mann.

Er betrachtete und untersuchte die vorgeblich Kranke — dann sagte er, gegen Adolph, den einzigen Mann in der Umgebung, gewendet, in sanftem, schonendem Tone: „Ein Nervenschlag — die liebe Frau ist eines milden, schmerzlosen Todes verblichen, wie ich ihn allen Guten wünsche. — Ihr Sterben muß ein Entschlummern gewesen sein, vielleicht begleitet von einem anmuthigen Traume."

„O mein guter Herr Doctor," schrie jetzt im namenlosen Weh Emmely auf, „machen Sie mir meine gute Baj' wieder lebendig und ich will Ihnen Alles geben, was ich habe, — mein Leben." —

Bei diesen Worten brach sie ohnmächtig zusammen. —

Adolph nahm sie auf seine Arme und trug sie in's Nebenzimmer. Der Arzt war ihm dahin gefolgt. „Todte kann ich nicht erwecken," sagte er, „aber dem jungen Mädchen hier ist Hilfe vonnöthen."

Er setzte sich, schrieb ein Recept und gab es der laut wehklagenden Trude zur Besorgung. Dann empfahl er sich und ließ Adolph mit Emmely allein.

Mit tausend heißen Küssen suchte dieser das bleiche Mädchen zu erwecken, er gab ihr tausend süße Worte, tausend Betheuerungen; sie lag noch immer leblos in seinen Armen.

Wie schön war sie in ihrem Schmerz, wie unschuldvoll und fromm! —

Pochenden Herzens, in namenloser Rührung blickte Adolph auf die Bleiche nieder und aus der Tiefe seiner Brust klang es, wie ein Gelübde: „Wie es auch kommen mag: du darfst, du kannst sie nicht verlassen."

Er rieb immer wieder ihre Stirne und Schläfe mit kölnischem Wasser; — da erwachte sie endlich, als eben Trude athemlos mit der Arznei eintrat. Der geistige Inhalt der letztern erweckte schnell ihre Lebensgeister. Man wollte sie zu Bette bringen, aber sie widersetzte sich, indem sie sich rasch erhob und ohne Scheu vor der anwesenden Dienerin an Adolphs Brust sank. Sie brach wieder in lautes Weinen aus; nach kurzer Bewußtlosigkeit überblickte sie von Neuem die grausame, finstere Wirklichkeit, — aber die Thränen erleichterten ihre Brust.

Sie wollte zur Leiche zurückkehren, aber Adolph beschwor sie, davon abzustehen; endlich willigte sie ein, den Schauplatz der

Trauer zu verlassen und zu einer Nachbarin zu gehen. Er selbst wollte inzwischen mit der alten Trude gemeinschaftlich die nöthigen Anordnungen treffen. —

Willig wie ein Kind ließ sie sich endlich von ihm hinübergeleiten. —

Es wurden Leute herbeigerufen, um für die Leiche Sorge zu tragen.

9.

An dem Tage, als der Frau Fürsprech irdische Hülle zur Erde bestattet wurde, war Adolphs Doctorpromotion — so fleißig hatte er, unterstützt von tüchtigen Vorstudien, die Zeit von etwa vier Monaten benutzt. — Er stahl sich aus dem Kreise der glückwünschenden Bekannten und eilte auf den Kirchhof, um sich dem Begräbnißzuge anzuschließen.

Er kam eben, als der Prediger über dem Grabe den Segen sprach und die letzte Hand voll Erde ihr den letzten Zoll auf Erden reichte.

Beim Ausgang sah er die weinende Emmely, ganz in Trauer gekleidet, zwischen Freundinnen nach Hause schwanken. —

Später dort angelangt, fand er sie in der obern Wohnung, dicht an der Sterbestube der Tante, im Kreise mehrer Frauen, dumpfem Schmerze hingegeben. Sein dringendes Bitten, dem sich auch die Freundinnen anschlossen, bewog sie endlich, noch diese Nacht außer dem Hause in ihrer bisherigen Zufluchtsstätte zuzubringen.

Sie war gewillt, zu Füßen des Bettes der Geschiedenen die Nacht hindurch ihr Lager aufzuschlagen, für die Gute zu beten und lebhaft an sie denken.

„Ich habe keine Furcht und kein Grauen,“ sagte sie —, „und weshalb auch? War sie mir doch im Leben wie ein guter

Engel; sie muß im Tode noch ein besserer Engel sein. Und wenn sie mir als Geist erschiene, wenn ich ihre liebe Sprache wieder hörte, das wär' ja meine seligste Freude, — und, wenn sie mich zu sich nähme, das wäre ja mein schönstes Glück! — Ich hab' ja doch Niemanden mehr auf dieser Welt!"

— Da traf sie Adolphs wehmüthiger Blick — sie fühlte den bittenden Vorwurf, der darin lag, und indem sie ihn durch Thränen ansah und ihre Wange sich leicht färbte, willigte sie jetzt rasch ein, die Trauerstätte zu verlassen. —

— Am folgenden Morgen schickte Adolph sein Diplom an den Vater in die Heimath. Er bat ihn zugleich um eine Frist von noch vier Wochen, die er in Zürich zubringen wollte, um, wie er vorgab, seine Angelegenheiten daselbst zu ordnen und dann einen Ausflug in's Gebirge zu machen.

Binnen dieser Zeit, dachte Adolph, müsse ein Entschluß zur Reife gedeihen. Welcher? — Das schwankte noch unbestimmt vor seiner Seele. Aber laut und fest sprach es in ihm: „Du darfst und kannst sie nicht verlassen: sie ist dein Leben, deine Zukunft. Im entscheidenden Augenblicke wird dir die Kraft kommen und du wirst den Widerstand des Vaters endlich besiegen. Du hast ja einen Engel als deinen Anwalt dort gelassen: Minona!"

— Wie sich nun zum ersten Mal die Erde sanft über der Frau Fürsprech Brust legte, so legte sich seit ihrem Tode in dieser Nacht zum ersten Male auch der Schlummer wieder beruhigend über Emmely's Augenlider.

Sie träumte lebhaft — doch nicht aufregend — und von ihm, dessen sie in ihrem grenzenlosen Schmerze dieser Tage seltener mit der bisherigen Innigkeit gedacht. — Die ganze Welt schien ihr ausgestorben, er allein wandelte an ihrer Seite, ihr Arm hing in dem seinen: so zogen sie hinaus in den leuchtenden Sommertag, die Alpen hinan, an den Sturzbächen vorüber, die Gletscher hinauf, leicht und unbeschwert, auf die höchsten Firnen,

die nicht von Eis und Schnee starrten, sondern von duftigen Silberblüthen, wo statt der Frostluft linder Frühlingsathem wehte. Und rastlos gieng es immer weiter und weiter, ohne Beschwerde an seiner Seite, und ihr Inneres fühlte nur Liebe, nur Trost und süßes Vergessen und athmete Wonneseligkeit. —

Sie erwachte spät und ungern aus diesem Traume; aber ihr erster Gedanke in der grauen Wirklichkeit war an ihn, — das Gefühl der Dankbarkeit schwellte ihre Brust.

Was hatte er nicht in den Tagen der Trauer Alles für sie gethan! Denn hilflos, wie sie, war auch die alte Dienerin. Sein männlicher Eifer hatte sich allen Beschwerden, der Tröstung beider Frauen, den Verhandlungen mit den Gerichten, den Anordnungen des Leichenbegängnisses unterzogen, und dabei hatte er doch Zeit gewonnen, vier bis sechs Mal des Tages sie in ihrer Zufluchtsstätte aufzusuchen und ihr mit Wort und Händedruck Beruhigung einzuflößen. —

Wie mild, wie schonend, beseitigend, liebevoll war Alles, was er that!

— Wenn sie ihn nicht schon liebte: sie hätte ihn jetzt lieben müssen. — Zu ihm sah sie jetzt empor, als zu ihrer Stütze, als zu dem Stamm, um den sie, die Rebe, sich winden wollte. —

Wie — wann? Darnach fragte ihr ahnungsloser Sinn nicht. Sie wußte nur, daß sie ihm fortan angehören müsse — für's ganze weite Leben. Ihr Dasein war ihm zu eigen gegeben — sie hatte Niemanden auf Erden als ihn.

10.

Als der Präsident von Bernau Adolphs Diplom und die übrigen ehrenvollen Zeugnisse erhielt, war er freudig überrascht. Er hatte nicht erwartet, daß Adolph so frühzeitig, so gewissenhaft

seiner Verbindlichkeit nachkommen würde. Wie sehr er auch Minona gegenüber den Schein annahm, als schätze er ihres Bruders Fähigkeiten und seinen Eifer gering, so regte sich doch sein Vatergefühl stolz, denn wenn er auch häufig gegen seine Kinder den Ton der Ironie spielen ließ: er lebte doch nur in ihnen als ein glücklicher Vater.

„Diesmal," sagte er lächelnd für sich, „haben der junge Herr geruht, an mich direct zu schreiben, freilich — es bedarf auch in diesem Falle nicht der Vermittlung der Schwester, die sonst immer sein chargé d'affaires ist. Mich könnte dies Vertrauen, diese Bevorzugung fast eifersüchtig machen; denn ich bin doch der Vater, — und auf der andern Seite kann ich diese Geschwisterliebe nicht tadeln. Meine Kinder sind gut — Gott sei Dank! und damit sie gut bleiben, mag ich noch immer etwas die ernste, rauhe Seite herauskehren."

„Was Minona dazu sagen wird? Er hat seinen Anwalt diesmal übergangen, hat sich direct an mich gewandt. Die freudige Botschaft ist für mich allein — die trübseligen, die vermittelnden Aufträge waren stets nur ihr zugedacht und Herrn Specht, dem Dritten im Bunde. — Uebrigens muß es mit ganz absonderlichen Dingen zugegangen sein, daß er sich so sehr beeilt hat. Sonst war das nicht seine Sache, er verschob gern jede Arbeit bis auf die Neige der Zeit — schon in der Schule pflegte er das. — Wahrscheinlich ist Zürich ein schauderhaft langweiliges Nest und er sehnt sich hinweg. Das spornte ihn an. — Aber auf der andern Seite will er wieder noch vier Wochen bleiben, um seine Angelegenheiten zu ordnen und dann eine Gebirgsreise zu machen. — Angelegenheiten ordnen? — Hm! Was mögen das für Angelegenheiten sein? Wahrscheinlich Bären, die ich werde losbinden müssen. – Inzwischen sei der Himmel gepriesen, daß wir endlich so weit sind. Ist das eine Sorge einen Sohn auf der Universität zu haben! Mein Vater sagte das freilich auch

— und ich — wenn ich so an meine Zeit denke — schweigen wir davon.“ —

Er klingelte und ließ Minona herüberkommen.

Das Mädchen trat ein. Sie trug ein schneeweißes Morgenkleid und hielt eine Stickerei in der Hand. Einer Lilie glich die holde Erscheinung, so rein, so frisch und keusch.

Der Präsident wandte sich gegen das Fenster und sagte in gleichgiltigem Tone: „Adolph hat geschrieben, — er läßt Dich grüßen.“

Er wollte das Mädchen ein wenig erschrecken und dann freudig überraschen.

— „Weiter Nichts?“ versetzte Minona befremdet.

„Nun, Du nimmst es wohl gar übel, daß er diesmal an seinen Vater unmittelbar geschrieben hat, daß Du nicht wieder der gute Genius sein kannst, dem er sein Wohl und Weh in die Hände legt? — Natürlich der Vater ist ein Tyrann, der erst durch Fürsprache und erkleckliche Thränen erweicht werden muß: ein ächter Theatervater!“

— „Mein Vater!“ rief Minona mit zitternder Stimme, „Sie scheinen verstimmt — was ist wieder geschehen?“

„Dort liegt der Brief, lies selbst!“

Minona überflog mit klopfender Brust die Zeilen, dann stürzte sie in die Arme des Vaters und rief freudetrunken: „Das ist ja herrlich — das ist prächtig! Das ist ein vortrefflicher Bruder; er hat mein Vertrauen nicht getäuscht — ich wußte es ja! Und das Diplom ist gewiß in ehrenvollen Ausdrücken abgefaßt — nicht wahr? Das mußt Du mir übersetzen Papa!“ —

— „Ja,“ versetzte der Präsident lächelnd, „es ist Alles in der Ordnung, bis auf den Umstand, daß es schon vor zwei Jahren hätte so sein können.“

„Aber Du gabst ihm selbst noch ein Jahr Frist und er überrascht uns bereits nach drei Monaten. Nun darfst Du aber

nicht mehr geringschätzend sprechen von Adolphs Energie und seinen Fähigkeiten."

— „Vier Monate und etwas drüber, willst Du sagen, mein Kind. — Damit Du mich aber nicht herzlos schiltst, will ich mich sofort erkenntlich zeigen — Seltsam: ich belohne immer die Pflichterfüllung, als wäre Pflicht nicht Pflicht, sondern Tugend. Schreib ihm! Das Angenehme wird ihm aus Deinen süßen Händen noch süßer schmecken. — Du mußt übrigens eine seltene Sorte von Stahlfedern und Papier haben; Du schreibst für ihn Musik, während jede Phrase von meiner Hand ihm gar zu kaustisch vorkommt. Bei Gelegenheit kannst Du mir etwas von Deinem Vorrath ablassen."

„Und was soll ich ihm schreiben, Papa?"

— „Schon als Student hatte er das heiße Verlangen, einmal Paris zu sehen. Jetzt soll ihm gewährt sein. Ich gebe ihm die Erlaubniß, auf ein halbes Jahr nach Paris zu gehen. Die nöthigen Gelder werde ich ihm anweisen. Aber er soll sich unverweilt dahin begeben."

„Schon jetzt, Vater?" rief Minona erschreckt, „und bevor ich — bevor wir ihn wieder gesehen haben? Ich soll meinen Bruder noch ein halbes Jahr entbehren?"

„Das wäre der Fall gewesen, wenn er sein Examen erst nach der anberaumten Frist von einem Jahre gemacht hätte. Sein Eifer soll ihm zu gute kommen. — Es ist bei mir aber einmal beschlossen: entweder er geht sogleich nach Paris, oder er eilt in Deine zärtlichen Arme. Er kann wählen, — mach' ihm den Vorschlag."

„Papa, ich verzichte! Er soll nach Paris gehen, auf das er sich längst so sehr gefreut, wohin er sich so oft gesehnt."

„Ich verzichte!" wiederholte der Präsident ironisch, „das klingt ja ganz tragisch. Uebrigens scheint sich der junge Herr nicht so sehr nach unserer brünstigen Umarmung zu sehnen, denn

— lies nur weiter! — er bittet noch um vier Wochen Frist, um seine Angelegenheiten dort zu ordnen. Schöne Angelegenheiten! Das werden wahrscheinlich Bären sein, die er ganz geschickt angebunden — ja, das versteht er — und mich hält er für den Thierbändiger von Ambrugh, der ihm die Bestien kirre machen muß. — Nun, schreib' ihm, ich wollte sie auch noch dieses eine Mal bändigen." —

„O Papa!" rief Minona jubelnd und flog an seinen Hals und bedeckte seinen Mund mit Küssen, „Sie sind ein Engel von einem Vater."

„Schon gut," versetzte er abwehrend, „und wenn er von Paris zurückgekehrt ist, muß er sofort in's practische Leben treten, dann hat es mit dem Reisen ein Ende. Wenn er ein solider, gesetzter Mann geworden ist, wollen wir ihn verheirathen. Dann bin ich der Sorge um ihn los, dann übernimmt die Frau die weitere Erziehung. Du kannst Dich inzwischen unter Deinen jungen Freundinnen umsehen, damit wir gleich eine passende Partie in Vorschlag haben. Du wirst ihm schon aus schwesterlicher Zärtlichkeit etwas Liebwerthes, das auch Deinen Beifall hat, empfehlen, und er wird das Geschenk von Deiner Hand lieber empfangen, als aus jeder andern. Meine Proposition würde er doch nur mit Mißtrauen entgegennehmen. Was das Einleiten und Schließen von Liebes- und Ehebündnissen betrifft, dazu habt ihr Frauenzimmer schon mit vierzehn Jahren ein Geschick, das an Virtuosität grenzt."

„Wird es nicht besser sein, Papa! wir lassen sein Herz wählen?" fragte Minona nicht ohne Befangenheit.

„Das Herz wählen," wiederholte der Präsident, „ah — so! — Das Fräulein werden wohl dereinst nach dem Zug des Herzens wählen und sich die Augen aus dem Kopfe weinen, wenn der Vater seinerseits einen vernünftigen Mann vorzuschlagen hat? Trotz unsers materiellen Zeitalters wird jetzt dem Herzen eine

mächtige und oft gar seltsame Wahlfreiheit eingeräumt: die himmelstürmenden Dichter, die Tenore, die blassen Geiger und die ungelenken, langhaarigen Clavierspieler sind an der Tagesordnung. Sie leiden sämmtlich am Weltschmerz und unsere eleganten, vornehmen, schwärmerischen Fräuleins fühlen sich gedrungen, diesen Weltschmerz zu curiren. — Leidet vielleicht Adolph bereits auch am Weltschmerz? Er hat Dir doch gewiß vertrauensvoll seine sämmtlichen Dichtungen mitgetheilt; daraus könntest Du seinen Zustand erkennen."

„Väterchen," sagte Minona schmeichlerisch, „Sie werden ironisch, und ich fürchte, Sie könnten mißgestimmt werden, könnten endlich etwas von Ihren Beschlüssen zurücknehmen, und der arme Bruder müßte entgelten, was ein leichtes Wort von mir veranlaßt hat. — Aber, Vater, nicht wahr? wir wollen in allen menschlichen Dingen erst das Herz befragen und dann den erwägenden Verstand. Dabei wird uns gut zu Muthe sein; denn der Irrthum des erstern läßt erträglichere Reue zurück, als der des zweiten. — Das sagtest Du, dünkt mich, selbst zu mir in einer feierlichen Stunde. — Leb' wohl! Ich schreibe an Adolph!"

Sie sprang auf ihr Zimmer. Der Präsident sah ihr kopfschüttelnd nach; dann lächelte er vergnügt. Sein Kind war gar so liebenswürdig.

11.

Emmely war wieder in ihre Wohnung zurückgekehrt. Sie hatte sich am Fenster, wo sonst die Tante saß, eingerichtet, hier weilte sie in ihrem Traueranzuge an der Arbeit, etwas blaß und leidend zwar, aber hinreißend schön.

Adolph war bei ihr, — er saß im andern Fenster. Die alte Trude gieng bei geöffneter Thüre ab und zu.

Eben war eine jener Pausen eingetreten, wie so oft im

Gespräche der Liebenden, die ihrem Nachdenken über Empfindung und Verlangen, über das Gesprochene und noch Wünschenswerthe Spielraum geben. Adolph hatte eine Last auf seinem Herzen; Minona's Brief war angekommen, mit der Weisung seines Vaters; er mußte Emmely von seinem Inhalt, von der nahen Wendung seiner Verhältnisse in Kenntniß setzen.

Sie hatte lange stumm auf ihre Arbeit niedergeblickt, jetzt fiel ihr des Freundes Schweigen auf; sie erhob das Auge und sah ihn mild lächelnd an. Es war wie ein Sonnenblick durch Abendwolken.

Dieser Blick ermuthigte ihn. Er hub an:

„Emmely! Was hilft's uns denn, wenn wir einander länger verschweigen wollen, daß wir uns lieben, daß wir nicht leben könnten ohne einander, daß wir getrennt sterben müßten."

— „Ach ja," erwiderte sie mit einem Seufzer, „das ist freilich wahr und ich habe jetzt Niemanden auf der Welt, als Dich, mein Adolph!"

Sie hatte ihm endlich auf sein dringendes Bitten das trauliche Du gewährt, wenn sie allein waren.

— „Und möcht' jetzt auf der Welt auch keinen Andern haben," fuhr sie fort, „an den ich mein Herz zu schließen hätte. Ich weiß, daß ich nur Dir angehören muß. Ob sich das schickt, daß ich das sage? Ich muß doch, weil's wahr ist." —

„Emmely," fuhr er fort und trat zu ihr, und nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr mit dem Ausdrucke des innigsten Vertrauens in die Augen, „hier ist ein Brief meines Vaters, oder vielmehr meiner Schwester, die in seinem Auftrage schreibt. — Vernimm seinen Inhalt. — Meines Bleibens ist nicht länger in Zürich. Durch Gewährung eines frühern Lieblingswunsches schlägt mich sein Wille jetzt in grausam harte Fesseln."

Emmely wurde noch bleicher bei diesen Worten — sie zitterte.

„Erschrick nicht, mein gutes Kind, wir werden uns nicht

trennen, wenn Du — wenn Du nicht willst, Emmely, wenn Du wirklich mein bist für's ganze Leben. Höre mich weiter, mein Engelskind. Ich könnte die Frist von einem halben Jahre, die mir zu einer Reise nach Paris vergönnt ist, dem Willen des Vaters entgegen, hier in Zürich zubringen. Aber ich will den Guten nicht täuschen, will ihm nicht neuerdings ungehorsam sein. — Was nützte es auch; wär sie verflossen, so müßte ich doch scheiden, denn der Vater verlangte dann gebieterisch nach seinem Sohne. — Darum, Emmely, frage ich Dich jetzt im Namen des erhabenen Gottes, der so rein, so heilig in Deiner Seele lebt: willst Du mir folgen von nun an als meine Geliebte, meine Braut, meine Gattin?"

Emmely, deren Augen sich bei dem Gedanken an eine Trennung von Adolph mit Thränen gefüllt, erhob das Haupt, legte die Hand auf die Brust und sprach mit einem Ausdrucke voll rührender Innigkeit: — „Ob ich will!? — — Aber wie soll das möglich sein?"

„Höre mich weiter, Geliebte!" fuhr Adolph fort. „Du sagtest mir, daß Du entfernte Verwandte in Straßburg hast. — Du kennst sie nicht, bist ihnen fremd: gleichviel. Hier gibst Du den Wunsch zu erkennen, daß Du bei ihnen eine Zufluchtsstätte suchen willst. Ganz allein kannst Du, als junges Mädchen, hier nicht länger stehen. Trude mag indessen das Haus verwalten, — Du wirst ihr Nachricht geben, wenn Du bleibst. Für Dein kleines Besitzthum ist bald ein Curator, ein Verpfleger gefunden."

„Das ist ja mein Path'," unterbrach Emmely, „dem ich den Glückwunsch geschrieben. Er hat aus eigenem Antriebe versprochen, meine Angelegenheiten zu besorgen, und ganz umsonst."

— „Gut. Dessen Erlaubniß zur Reise nach Straßburg mußt Du einholen. Er wird sie nicht versagen. Ein alter Mann bürdet sich nie gern die Last eines jungen Mädchens auf; gibst Du ihm zu verstehen, ob er Dich nicht in sein Haus nehmen wollte,

so wird er Dir eifrig rathen, es erst bei Deinen straßburger Verwandten zu versuchen. — Ich reise früher ab und erwarte Dich auf der zweiten Station. Von da setzen wir gemeinschaftlich als Bruder und Schwester, oder als Cousin und Cousine die Reise über Straßburg fort."

„Und die Verwandten dort?"

— „Von denen ist keine Rede; was sollen sie, die Dir fremd, gänzlich fremd sind? — Du folgst mir nach Paris. Ein halbes Jahr ist uns Frist gegeben. Von da aus bestürme ich, unterstützt von meiner lieben Schwester, den Vater, und kehre nicht früher heim, bis er die Einwilligung zu unserer Verbindung gegeben hat: dann führe ich die holde Braut jubelnd in meine Heimath."

„Und wird das Alles so angehen?"

— „Wenn Du mich so liebst, wie ich Dich liebe, wenn Du mir vertraust und Deinem Schwure getreu bist, muß es sich zu unserm Glück wenden."

„Aber wenn sie hier erfahren, daß ich nicht in Straßburg bin?"

— „Du schreibst an den Pathen, gleich nach der Ankunft, daß Du die Verwandten entweder gar nicht oder bei ihnen keine Unterkunft gefunden, daß Du es daher vorgezogen, mit einer ehrbaren Familie nach Paris zu gehen, wo man Dir eine Stelle als deutsche Bonne oder Lehrerin verschaffen will."

„Daß ich Dir folge als Deine Braut, darf ich also nicht sagen?" —

— „Man würde Dich nicht ziehen lassen mit mir, Emmely. Man würoe darauf bestehen, daß ich Dir hier sogleich die Hand am Altare reiche und das vermag ich nicht ohne Einwilligung meines Vaters. Man würde uns trennen, gewaltsam trennen, in einem Jahre erst vielleicht wäre es mir möglich, wiederzukehren, mit dem Segen meines Vaters, und dann —. Vermöchtest Du mich so lange zu missen, Emmely?"

„Nein, nein!“ rief sie seelenvoll und schlang die Arme um seinen Hals; „ich folge Dir, wohin Du willst, weil ich Dich doch allein lieben muß. Ich folge Dir bis in's Grab und darüber hinaus!“

„Und ich bleibe Dein,“ betheuerte er feierlich, „und sollte ich alle Bande sprengen, die mir auf Erden theuer, sollte ich mein Lebensgeschick vernichten. Denn ich fühle es wohl, diese Liebe ist mächtiger und bindender, als die zu Vater und Schwester.“

Sie lagen sich lange selig in den Armen.

12.

Und was hoffte Adolph von dieser günstigen Wendung seiner Verhältnisse, die ihm Zeit und Raum gab für seine Leidenschaft? Er wußte es selbst nicht, er stellte, wie so oft, den Erfolg der Zukunft anheim. Erst wenn eine gebieterische Nothwendigkeit ihn von Emmely trennen wollte, war er entschlossen, zu handeln. Lag doch ein ganzes halbes, glückseliges Jahr, das er ganz seiner Liebe weihen konnte, vor ihm. Ein Plan schwebte ihm allerdings vor, denn er war fest entschlossen, mit seinem Leben den Besitz und die Errungenschaft der Geliebten zu behaupten, seinen Schwur unverbrüchlich zu halten. Von Paris aus wollte er zuerst durch Briefe seine Schwester in sein Geheimniß einweihen, wollte sie und seinen bewährten Freund Specht für seine Angelegenheit günstig stimmen, Beide sollten allmälig und in günstigen Momenten den Vater vorbereiten, den Ueberraschten, Zürnenden versöhnen und endlich seine Verzeihung, seine Einwilligung zum Ehebündniß mit Emmely erlangen. Er setzte sein ganzes Vertrauen in die Hilfe seiner Verbündeten. — Und wenn diese Hoffnung täuschte, wenn Alles mißlang? — Der Vater konnte ihn enterben, das war das Aeußerste. Dann wollte er sich aufraffen, wollte durch seine Fähigkeiten, durch seinen Fleiß, von dem er

soeben eine vollgiltige Probe abgelegt, sich selbst ein bescheidenes Glück gründen. Die Liebe zu Emmely hatte ihn ja in der letzten Zeit so mächtig an sein Haus, an seine Bücher gebannt, daß der Erfolg ihm selbst als ein überraschender erschien. Welcher Anstrengungen mußte er nicht für die Gattin, für das geliebte Weib fähig sein! — Und immer konnte der gute Vater nicht zürnen; blieb ihm doch stets Minona's Schwesterliebe, die mußte endlich des Vaters harten Sinn erweichen.

Diese Blicke in die Zukunft betrübten ihn jetzt nicht, diese Befürchtungen lasteten keineswegs beängstigend auf seiner Brust: gehörte ihm doch jetzt die schöne, wonneselige Gegenwart und ein breiter, leuchtender Raum vor ihr. — Sechs Monate allein mit der Geliebten, frei von allen hemmenden Fesseln, sie ganz sein, er nur in ihr, für sie lebend! Was verlangte er nach einer größern Glückseligkeit!

Und vertrauend, ganz Hingebung und Liebe, schmiegte sich Emmely an ihn, ihre einzige, ihre festeste Stütze. Der Geliebte hatte es so gewollt — das genügte ihr. Er war ihr Geschick — es konnte darum nicht anders kommen. Sein Wunsch war ihr ein Ruf des Himmels, seine Zukunft die ihrige. Nur in seinen Augen sah sie die Gegenwart, sah sie diese verklärt. Was noch kommen konnte, beängstigte sie nicht. All' ihre Berechnung gieng auf in der Liebe zu ihm und in dem seligen Selbstvergessen dieser Liebe. — Bei ihr galt es auch nicht, sich blutend von Freunden und Verwandten, von theuren Herzen loszureißen, ein grausames Opfer zu bringen, um ihm zu folgen. Sie stand allein, Nichts fesselte sie. Seit die Tante todt, war sie fremd in dieser Welt. Und so folgte sie mit doppelter Freudigkeit dem Manne, den ihr Herz gefunden, dem es sich zu eigen gegeben. —

Die Stunde der Abreise nahte; — Emmely schied leichten Herzens. Nur als sie von der alten, treuen Dienerin Abschied nahm, als sie noch ein Mal die traulichen Räume überflog, wo

sie mit der theuren Geschiedenen geweilt, trat eine Thräne in ihr Auge. Aber sie ermannte sich. Zog ja auch er mit hinaus, der ihr bisher Licht und Sonne in dieser Oede gewesen war und sie mit Glanz und Wärme gefüllt. O, ihres Bleibens zwischen diesen kalten, einsamen Wänden konnte ohne ihn nicht länger sein!

Auf der bezeichneten Station traf sie mit Adolph zusammen. Sie schlossen sich entzückt in die Arme und setzten gemeinschaftlich als Cousin und Cousine die Reise fort. Praktischer wäre es gewesen und hätte sie weniger Unannehmlichkeiten ausgesetzt, wenn sie sich als ein Ehepaar geltend gemacht hätten. Aber Adolph, dem dies einleuchtete, wagte den Vorschlag nicht; er fürchtete das Zartgefühl des keuschen Mädchens zu verletzen. Gestattete ihm doch der Cousin Vertraulichkeiten genug und baute hinwieder eine Schranke auf, die ihm um seiner selbst willen erwünscht war. —

— Minona hatte trotz ihres Einwurfes die Andeutung des Vaters doch in nähere Erwägung gezogen. — Sie sah sich aufmerksamer unter ihren Freundinnen um; — denn einmal mußte der Bruder doch heirathen, einmal mußte sie ihn verlieren. Besser war es dann, er wählte ein Mädchen, das auch sie lieben, deren Freundin sie werden konnte. Sie war eifersüchtig auf ihren Bruder. — Wie, wenn seine oder des Vaters Wahl eine junge Dame traf, die sie dem Bruder nicht gönnen, der sie sich nicht mit schwesterlicher Zärtlichkeit hingeben mochte?! — Sie fühlte immer deutlicher, daß auch diese Angelegenheit durch ihre Hände gehen müsse.

Aufmerksamer prüfte sie von nun die Eigenthümlichkeiten, die Neigungen und Anlagen ihrer Freundinnen und Bekannten. Sie verlangte viel für ihren Bruder. Seine künftige Gattin mußte schön sein, wenigstens nicht minder hübsch als sie selbst; denn Adolph mußte mit seiner Gemahlin ein wenig prunken können, sie mußte geistreich, doch nicht überbildet sein, Herz und

Gemüth besitzen und vor Allem Sanftmuth, denn sie sollte ihres Bruders Leben nur verschönen, in einen duftenden Rosengarten verwandeln. Natürlich mußten Herkunft und Vermögen dem Allen entsprechen. —

Sie musterte lange und wiederholt die Reihen, wog ab und prüfte, — immer wieder kehrte sie zu ihrer Freundin Amalie von Selbing zurück; diese war's von Allen, die sich am meisten dem von ihr aufgestellten Bilde näherte.

War es Selbstgefälligkeit, daß sie diese ihre Freundin wählte oder vielmehr ihr Augenmerk nur auf sie richtete, denn Amalie glich ihr zum Verwechseln. Sie war eben so blond, eben so schlank und zart gebaut wie Minona, nur war sie nicht so anmuthreich und weniger pikant als das geistreiche Mädchen. Aber ihr Herz war vortrefflich, für das Glück ihres Bruders geschaffen. Auch pflegte sie sich der höher stehenden Minona in Allem unterzuordnen, und da diese entschlossen war, auch ferner das Glück ihres Bruders in Obhut zu behalten, so gestattete ihr ohne Zweifel diese Schwägerin auch einen weitern erwünschten Einfluß auf dasselbe. Gemeinschaftlich konnten so Beide den Lebenspfad des Geliebten mit Blumen schmücken.

Denn Minona lebte und empfand noch immer nur für ihren Bruder. Noch war keine Leidenschaft zu einem andern Manne in ihre Brust eingezogen, noch dachte sie nicht daran, daß ihre Neigung, eine höhere und glühendere Neigung, dereinst einem Manne angehören würde, der nicht ihr Bruder und dessen Bild sein Bild größtentheils aus ihrem Herzen verdrängen würde. Bis jetzt füllte nur der Gedanke an ihn und die fromme Liebe zum Vater seinen weiten Raum aus. —

Ja, Amalie sollte es sein! Entsprach sie auch nicht vollkommen dem Ideale, das sie sich gebildet, so kam sie ihm doch vor allen andern Mädchen der Stadt am nächsten.

Schon in ihrem ersten Briefe, der Adolph nach Paris

folgte, sprach sie von dieser ihrer liebsten Freundin mit Begeisterung, malte sie dieselbe mit poetischen Farben aus. Sie ließ den Bruder errathen, daß Amalie bereits für den „Dichter" schwärme, und um eine Anknüpfung vorzubereiten, bat sie ihn um ein Autograph, um ein sinniges Gedicht, für das Album der poetisch empfänglichen Freundin.

Adolph schickte auch umgehend ein Blatt, das schöne Verse und geistreiche Gedanken enthielt, aber sie erschienen ihr kalt — sehr kalt, um des Auftrags willen gemacht, und ohne die ahnungsvolle Begeisterung, die er hätte, ihre Absicht errathend und in leiser Beziehung auf die Freundin, hineinlegen sollen. Das mußte besser kommen und ein zweiter Versuch gemacht werden.

Amalien gegenüber war sie gleichmäßig thätig. Sie sprach nur von ihrem Bruder, und mit einer Begeisterung, als wäre er ihr Geliebter. Amalie war noch ein Kind gewesen, als er auf die Universität zog, sie erinnerte sich seiner äußern Erscheinung kaum. Jetzt erschien er ihr, von der Fantasie der Schwester verschönt, in poetischem Glanze, und fortgerissen von Minona's Begeisterung, schwärmte sie für den künftigen Geliebten. —

13.

Inzwischen lebte Adolph mit seiner Emmely bereits in Paris. Er hatte in einer etwas entlegenen Straße eine einfache, doch nicht ärmliche Wohnung gemiethet. Hier wohnte er mit seiner Cousine auf demselben Flur, Stube an Stube. Statt, wie der Vater vorausgesetzt, sich in das Geräusch der Welt zu stürzen, Menschen und Zustände zu studiren, die Ueberfülle des Jugendmuthes auszutoben, lebte er nur seiner Liebe. Sie aßen gemeinschaftlich auf Emmely's Zimmer, er unterrichtete das junge Mädchen, dessen Wissenstrieb immer begehrlicher hervortrat, selten nur besuchten sie das Theater oder unternahmen einen Spazier-

gang vor die Barrièren, — die übrige Zeit verrauschte ihnen, wie sie Liebenden entflieht, unter Tändeleien und Kosungen, unter Neckereien und Versöhnungen. Eine alte Dame lehrte Emmely die französische Sprache, worin das Mädchen überraschende Fortschritte machte. Die Geldsumme, welche Adolph von seinem Vater erhalten, reichte überflüssig und auf eine längere Zeit für ihre bescheidenen Bedürfnisse aus. Zudem war schon nach einem Monate ihres Hierseins, wie ein Brief des Curators aus Zürich meldete, die alte Trude gestorben, und der Herr Path' hatte es für gerathen gehalten, unter diesen Umständen das Haus und Mobiliar vortheilhaft zu verkaufen und die gelöste Summe zu Emmely's Verfügung zu stellen. Sie war jetzt in ihrer Art ein reiches Mädchen, ihre Zukunft auf lange hinaus geborgen.

So senkte sich über die beiden sorglosen Herzen ein wahrer Frühlingshimmel, den kein Sturm, kein Nachtfrost trübte. —

Oftmal zwar dachte Adolph daran, daß es wohl an der Zeit sei, an Minona zu schreiben, sein Verhältniß zu entdecken und ihre Vermittelung in Anspruch zu nehmen; — denn immer konnte es so nicht bleiben, — noch fesselten ihn ja die Familienbande an Vater und Schwester, ohne Kampf vermochte er diese nicht zu lösen. Ein Resultat mußte erzielt werden. —

Aber immer schob er dies peinliche Geschäft, sich selbst täuschend und beschwichtigend, auf eine günstigere Stunde auf. Wenn er sich hinsetzte, das verhängnißvolle Blatt vor sich, und beginnen wollte, da fand er nie den richtigen Ton, da gab er's unwillig auf und verschob die endliche Ausführung auf den folgenden Morgen. —

Emmely selbst war zu unbefangen, um ihn zu drängen. Sie fragte nicht einmal; — was der Geliebte that oder unterließ, war gut und ersprießlich in ihren Augen.

Adolphs Briefe in die Heimath waren unter diesen Umständen ziemlich farblos. Der Vater und selbst Minona hatten

stürmische, überquellende Geistes- und Herzensergießungen erwartet. Wie sollte das Leben und Treiben der Weltstadt einen feurigen Jüngling nicht erregen, aufreizen, beschäftigen, hinreißen! „Wenn das halbe Jahr vorüber ist," sagte der Präsident, „werden wir erfahren, warum ihn Paris so theilnahmlos gelassen."

Aber in Adolphs Briefen sprach sich auch hinwieder keine Sehnsucht nach der Heimath aus, es waltete in ihnen der Geist einer gewissen, gesetzten Behaglichkeit, die mit dem Bestehenden zufrieden, weder Wunsch noch Bedürfniß zu einer Veränderung fühlt.

Dies fiel zwar dem Vater, aber Minona weniger auf, denn sie war unabläßig mit ihrem Plane beschäftigt, immer wiederholt suchte sie den Bruder für ihre reizende Freundin zu interessiren, sie verlangte Gedichte über Gedichte und gieng bereits so weit, daß sie ihm Grüße der noch Unbekannten meldete und zärtliche Erwiderungen darauf begehrte. —

So waren die sechs Monate verflossen, ohne daß sich in Adolphs Lage Etwas geändert hätte, ohne daß er seinem Ziele um einen Schritt näher gekommen wäre. Je näher aber die Entdeckung drängte, um so mehr sank ihm der Muth. Er hatte, wenn er, was ihm noch zu thun oblag, überblickte, finstere, bange Momente und mußte dann rasch in Emmely's Augen sehen, mußte ihren frischen Mund küssen, um sich wieder zu erheitern und aufzurichten. —

Da mahnte ein Brief Minona's im Auftrage des Vaters zur Heimkehr. — Für den Fall einer finanziellen Bedrängniß war eine Geldsumme beigelegt. Diese war erwünscht — sie vermehrte den Schatz des jungen Paares und gab die Mittel, noch länger in Paris sorglos leben zu können. — Adolph gieng wieder auf einem Umweg an der Wahrheit vorüber, eine Ausflucht, eine Fiction mußte die neue Frist von vier Wochen gewinnen lassen. — In dieser hoffte er sich aufzuraffen, hoffte er einen vermittelnden Ausweg zu finden, er, der nie an Wunder

glaubte, erwartete hier eins. Wohl fühlte er, dies Alles könne nicht länger so bleiben, es sei schon bis zum Aeußersten gediehen, und doch entzog er sich noch immer zaghaft und zaudernd dem entscheidenden Schritte.

Er zitterte vor der Möglichkeit, sich vielleicht doch von Emmely trennen zu müssen und diese Besorgniß machte ihn muthlos.

14.

Die erbetenen vier Wochen waren wie im Fluge entschwunden und Adolph sah voll Beklommenheit der fünften entgegen. Er wußte, daß bald wieder ein Mahnbrief erfolgen werde, und zerbrach sich den Kopf, um nur eine halbweg glaubliche, neue Ausflucht zu ersinnen.

— Er kehrte eines Mittags aus der königlichen Bibliothek nach Hause zurück. —

Emmely öffnete ihm die Thüre und schloß rasch hinter ihm ab. —

Ihr Antlitz war in Thränen gebadet — sie sank in seine Arme.

Er führte sie zum Sopha, indem er erschreckt fragte: „Was ist Dir, Emmely, mein Engelskind — wer hat Dich betrübt?"

Schon fürchtete er, es sei ein Brief aus dem Vaterhause angelangt, Emmely habe ihn — was sie sonst nie that — geöffnet und — Trostlosigkeit daraus geschöpft.

Es war anders. — Emmely konnte lange vor Schluchzen nicht zu Worte kommen. Auf sein dringendes, schmeichlerisches Bitten stand sie endlich Rede.

„Ich bin das unglücklichste Mädchen von der Welt," sagte sie, „ich bin beschimpft worden — schwer gekränkt — und kann mich nicht einmal vertheidigen, nicht rechtfertigen."

„Wer hat es gewagt," flammte Adolph auf, — „wer, sprich! Ich bin es, der Dich vertheidigen, blutig vertheidigen wird.

Jetzt, wo Du ganz mein bist, bindet mich meine Zusage nicht mehr — jetzt stehe ich als Dein Gatte für Dich."

— „Ach nein, nein!" entgegnete sie wehklagend und beschwichtigend zugleich, „es sind ja nur Frauenzimmer und keine Westphalen, wo Du Dich zu schlagen brauchst. — Wie ich vor einer halben Stunde die Treppe heraufgieng, da stand im untern Stocke die Tochter des Parfümeurs und sprach mit einem andern Mädchen, die wahrscheinlich zu Besuche bei ihr war. Diese Fremde also sagte, als sie mich sah: „„Diese kleine Deutsche ist recht hübsch"" —."

„Und das konnte Dich doch nicht verletzen, Emmely?"

— „Nein doch, nein! Aber hör' weiter: die Mädchen mochten glauben, daß ich sie nicht verstehe, d'rum sprachen sie so ungenirt und laut, — aber ich hab' Alles verstanden. Wie die Fremde das gesagt, so antwortet lachend die Nachbarin von unten d'rauf: „„O ja — aber sie ist weder seine Schwester, noch seine Cousine, wofür sie gern gelten möcht', sondern eine Grisette, eine Lorette — sie lebt mit ihm"" — und dann brauchte sie noch einen recht abscheulichen Ausdruck, den ich gar nicht sagen kann. — Mir stieg das Blut zu Kopfe, ich rannte herauf wie wahnsinnig und möcht' noch jetzt vor Scham in die Erde sinken."

Das arme Mädchen brach von Neuem in Thränen aus. —

„Meine gute Emmely," sagte Adolph im tröstenden, doch unsichern Tone — seine Wange entfärbte sich, denn der Vorwurf haftete, „das ist zwar ungezogen — aber es ist betrübt, und welche Genugthuung könnte ich Dir da verschaffen? Du weißt ja, mein holdes Kind, daß ich nicht ganz frei, nicht ganz unabhängig gestellt bin, daß ich einen Vater habe, dessen Einwilligung ich bedarf, um Dich zum Altare führen zu können. Mein unablässiges Bestreben ist es ja, Dich bald Gattin zu nennen, Dich in meine Heimath, in die Arme meiner Schwester, die auch Dir Schwester sein soll, zu führen. Gott weiß es, wie

mir das schwer auf dem Herzen lastet, wie mir diese Sorge, diese Ungewißheit die Nächte schlaflos macht —."

Hier gieng Adolph, im Eifer, die Geliebte zu trösten, etwas über die Wahrheit hinaus.

Emmely versetzte nach einer Weile immer noch schluchzend: „Das ist ja auch gar nicht nothwendig, wenn Du nur sonst willst. Die alte Procuratorswitwe im dritten Stocke hat mich darüber aufgeklärt. Hier ist ja die Civilehe erlaubt — so nennen sie's; — man geht auf die Präfectur oder auf die Mairie und sagt vor Zeugen, daß man einander heirathen will und unterschreibt's, — und da ist man Mann und Frau, daß Niemand Etwas dagegen einzuwenden hat. Es fällt auch keiner Menschenseele ein, dran was auszusetzen. Hier braucht man weder Aufgebot, noch Consens von den Eltern oder Einsegnung in der Kirche." —

Adolph sah nur Emmely's Thränen, er dachte nicht mehr an die Einwilligung des Vaters, nicht mehr daran, daß er durch einen eigenmächtigen Schritt vorwärts nur ein neues Hinderniß aufthürme: er war rasch entschlossen. jetzt entschieden, weil es ein entscheidender Moment gebieterisch zu verlangen schien.

„Trockne Deine Thränen, Emmely!" rief er schnell und mit feierlichem Ausdrucke, „morgen sollst Du meine Gattin sein. — Wie es auch immer kommen mag," setzte er mit dem Muthe der Verzweiflung leise hinzu. „Kein Wort des Spottes oder der Geringschätzung soll von nun an Deine schönen Augen mehr trüben. Ich trotze um Deinetwillen nicht dem Verhängniß allein, — ich trotze der Hölle, wenn es sein muß."

Er zog sie an sich und bedeckte ihr die feuchten Augen mit Küssen.

„Ja," fuhr er fort, „mein Weib sollst Du sein, vor der Welt auch, wie Du es längst in meinem Herzen, meiner Seele warst. Auch das äußere Band soll mich unauflöslich an Dich

binden, wie mein heiliger Schwur mich schon für ewig gebunden hat. — Nun aber weine nicht mehr, Emmely; es sollen die letzten Thränen sein, die meine Schuld Dir erpreßt hat.“ —

Und Adolph hielt Wort. Er trieb am folgenden Morgen die nöthigen Zeugen auf, dann fuhr er auf die Präfectur mit seiner Braut. Binnen Einer Stunde waren Herkunft, Name ꝛc. registrirt und Adolph und Emmely Mann und Weib. —

Sie verbrachten den Rest des Tages bei einander: Emmely voll freudiger Seligkeit — so sehr hatte sie der Name „Frau“ beruhigt und mit Selbstbewußtsein gestählt, — er in fieberhafter Aufregung. —

Als es nahe an Mitternacht war, sagte Emmely: „Es ist schon spät, Adolph — Du mußt schlafen gehen.“

Sie brannte sein Licht an ihrer Lampe an. —

Adolph blies das Licht aus und sagte: „Emmely! heut' bin ich ja Dein Mann, und darum bleib' ich bei Dir; denn hier ist von nun an mein Platz.“

Tiefer Purpur überflog ihre Wangen, sie drückte die Hände vor das Gesicht und verbarg es in dem Sophakissen. —

Er aber umschlang sie glühend heiß und preßte den Mund der Widerstrebenden an seine Lippen. —

15.

Minona's nächster Brief war mit Thränen geschrieben. Der Vater zürnte ernstlich und drohte, jede weitere Geldsendung einzuhalten.

Einen Moment stachelte diese letzte Zuschrift Adolph aus seiner Sorglosigkeit auf — aber er schwelgte in himmlischer Seligkeit. Was war ihm Emmely jetzt als Gattin! Welch tausend ungeahnte Reize offenbarte ihm die Zärtlichkeit des Weibes. So hatte er die Geliebte nie geliebt, wie jetzt die Gattin. — Sie,

sie mußte er ewig besitzen und sollte er um ihren Besitz kämpfen gegen die ganze Welt. Jetzt konnte er sie nur mit seinem Leben lassen. —

Um sie aber fest, immerdar sein nennen zu können, mußte er gehen. Die Verzögerung war zu weit gediehen, dei Vater zürnte, — er vertraute nicht mehr auf die Wirkung eines Briefes, auf Minona's Fürbitten, auf Spechts Ueberredung. Er wollte selbst gehen, sich dem Vater zu Füßen werfen, ihm Alles gestehen und aus seinem Munde den Spruch über Leben und Tod vernehmen. Je länger er aber noch zögerte — das ward ihm nunmehr klar — je länger er noch die Seinigen durch Ausflüchte hinhielt, um desto mehr erzürnte er den Vater, desto schwerer konnte er auf dessen Verzeihung, seine Einwilligung rechnen. — Jetzt drängte die Stunde der Entscheidung — jetzt galt es, kräftig aufzutreten, jetzt mußte er dem einherbrausenden Sturme die volle Brust bieten. —

Aber nur noch kurze Zeit wollte er in Emmely's Armen selig sein. Nannte er sie doch nur erst wenige Wochen seine Gattin, hatte er den Zaubertrank dieser süßen Reize doch noch nicht ausgekostet — all' diese Seligkeit der Gewährung, der wechselseitigen Hingebung war noch zu neu, noch zu fesselnd, bestrickend, als daß er sich schon jetzt hätte trennen können. O welch ein magisches Feuer lag jetzt in Emmely's Küssen, welche Trunkenheit jetzt in ihren Umarmungen! —

Und so verrauschte wieder Tag auf Tag und Woche auf Woche, bis ihn ein neuer Brief aus der Heimath aus seinem Taumel aufschreckte. —

Diesmal schrieb der Vater, der Präsident selbst.

Jedes seiner Worte war vernichtend. Er drohte, seinen Sohn durch die Gesandschaft reclamiren zu lassen, und wenn dies nicht fruchtete, drohte er mit Enterbung und gänzlicher Lossagung. —

Jetzt riß der Nebelschleier, der den Glücklichen, Sorglosen immer noch umwoben hielt. Er legte seine Bekümmernisse an Emmely's Busen nieder, er wagte es endlich — von einer Trennung zu sprechen, von einer kurzen Trennung, um nach Deutschland zu reisen, den Vater zu versöhnen und die Weihe ihres Bundes zu erlangen. —

Emmely nahm diese Botschaft unbefangener und ruhiger auf, als er erwartet und befürchtet hatte. Das natürliche Weib fühlte, daß Etwas geschehen müsse, und daß dieser Schritt nothwendig sei. Sie fügte sich verständig und ohne unzeitige Besorgniß in das Unvermeidliche. War sie doch jetzt Adolphs Frau und wußte, daß der Gatte sein Weib nicht verlassen dürfe. Ihr Vertrauen auf Adolph stand felsenfest; was er für nothwendig hielt, war ihr ein Gebot. An seiner hingebenden Liebe konnte sie nicht zweifeln und eben so tief fühlte sie, daß ihre Liebe seine Lebensbedingung sei, daß auch er von ihr nicht lassen könne.

Die ganze Trennung sollte nur drei Wochen währen. Der Tag der Abreise ward anberaumt, und Emmely selbst war es, die daran mahnte. Wie heiß auch ihre Thränen flossen, war sie doch nicht kindisch oder selbstsüchtig genug, den Geliebten von seinem Vorsatze abwendig machen zu wollen. Sie entsagte willig, indem sie einem höhern Gebote Folge leistete. Nur zur Eile, zur baldigen Wiederkehr mahnte sie, als ihn tausend Segenswünsche ihres Herzens begleiteten.

Noch bevor Adolph schied, hatte er seine junge Frau der Obhut einer würdigen Matrone übergeben, der greisen Witwe eines napoleonischen Obersten, die mit ihren zwei, bereits auch schon bejahrten Töchtern, von ihrer Pension und den Trümmern eines ehedem bedeutenden Vermögens lebte. Hier versammelte sich ein geselliger Kreis gebildeter Menschen, welchen Adolph aus eigener Anschauung und Prüfung und durch die Anempfehlung gewichtiger Stimmen kannte, dem er auch furchtlos sein höchstes

Gut übergeben konnte. Hier hatte Emmely Gelegenheit, ihr Studium der französischen Sprache praktisch fortzusetzen und noch so Manches zu erlernen, was für ihre künftige Lebenssphäre, als die Schwiegertochter eines Präsidenten, als Mitglied einer der ersten Familien in der Residenz, unerläßlich war. —

Adolph hatte den Tag seiner bestimmten Ankunft der Schwester angezeigt, und sie gebeten, ihm bei dem Vater einen freundlichen Empfang zu vermitteln.

Mit dem Aufgebot all' seiner Kräfte riß er sich endlich von Paris, von seiner Gattin los. Lange noch hielt er sie, als schon das letzte Wort des Scheidens ausgesprochen, in seinen Armen. Ihm war, als müsse er sich für ewig trennen, als sollte er die Geliebte für das Leben verlieren. Sie gewältigte sich besser, mit der dem Weibe in der Stunde des Schmerzes eigenen Kraft; sie suchte ihn mitten unter Thränen tröstend aufzurichten und verbarg die eigene fürchterliche Bewegung. Es war, als könnte er sich nicht losreißen von ihrem Munde und jetzt fühlte er, daß diese Liebe — gestört, zerrissen — nur zu Wahnsinn oder Tod führen könne. Seine ganze Manneskraft drohte in ihr unterzugehen.

Die verhängnißvolle Stunde schlug, noch ein Kuß, ein Wort, ein Blick — und er war verschwunden. — Jetzt erst brach Emmely zusammen und bedurfte des vollen Trostes ihrer Umgebung, um sich wieder zu erheben. Konnte sie doch Niemandem anvertrauen, zu welchem schweren und entscheidenden Gange Adolph ausgezogen sei, denn jetzt gestand sie sich, und sein langes Zagen und Zaudern bestärkte sie in der Vermuthung, daß der Geliebte nicht leichten Spieles die Vorurtheile des Vaters beseitigen, und vielleicht schon angelegte Pläne umstürzen würde. — Daß ihre Vermählung mit Adolph dem Vater noch ein Geheimniß, wußte sie, und ein Blick in Minona's Briefe ließ sie mit weiblicher Schlauheit errathen, warum die Schwester so

eifrig bemüht war, ihre Freundin Amalie in Adolphs Augen mit so hellem Glanze zu umkleiden. Er gieng einem schweren Werke entgegen und es bedurfte der Beweise seiner glühenden Liebe und seiner unverbrüchlichen Treue, auf die sie felsenfest baute, um sie vor dem Ausgange nicht zittern zu machen. Denn heiß auch liebte Adolph — Vater und Schwester. —

16.

Am Abend des fünften Tages trat Adolph plötzlich überraschend, obgleich Minona die Stunden bis zu seiner Ankunft gezählt, in das Vaterhaus. Er hatte auf den letzten Stationen Extrapost genommen und war so zwei Stunden vor dem Eilwagen angelangt. Die Schwester war eben im Cabinet des Vaters, als er leise die Thür öffnete und sich in die Arme des Letztern warf. —

Als er jetzt Minona an seine Brust drückte und ihren Mund mit feurigen Küssen bedeckte, erröthete das holde Mädchen fast scheu und schamerfüllt, so männlich schön war Adolph geworden — und ihr beinahe so fremd in seiner äußern Erscheinung durch die lange Abwesenheit.

Nur ein einziges Wort des Vorwurfs kam über des Vaters Lippen, und dieses lautete: „Aber, Adolph — wie konntest Du so lange bleiben!"

„Du sollst Alles, Alles erfahren, lieber Vater!" versetzte Adolph voll Hast, „und wirst mir dann vielleicht verzeihen. Aber jetzt laß mich am Anblicke meiner Schwester mich erfreuen — wie sie so schön, so groß, so voll, so jungfräulich geworden. — Ach, ich hab' ihr und Dir, theuerster, bester Vater, viel Sorgen, viel Herzeleid verursacht. Aber — laßt nur günstigere Tage kommen, allen auch den letzten Drang abgewälzt sein, und ich will dankbar werden, ich will alle Wolken von Eurer Stirne

scheuchen, und Ihr sollt des verlornen Sohnes vergessen, als hätte er nie geirrt."

Diese Worte, hätte es nicht bereits die Freude gethan, entwaffneten den Präsidenten vollends. Er schloß den Sohn, gänzlich versöhnt, — wiederholt in seine Arme.

Jetzt erschien auch Specht, den die freudige Kunde herbeigerufen. Adolph umarmte ihn herzlich und liebevoll wie einen zweiten Vater. —

Minona gieng geschäftig ab und zu. Es sollte heut' im engen häuslichen Kreise ein kleines Familienfest gefeiert werden. — Adolph kleidete sich rasch um, — und erschien dann im hellerleuchteten Gesellschaftszimmer, wo das Souper eingenommen wurde.

Da stellte sich plötzlich und wie ganz zufällig, nur um einen flüchtigen Besuch bei der Freundin abzustatten, von Minona eingeführt und scheinbar ohne Kenntniß von der Ankunft des Bruders, — aber doch befangen und schüchtern, ein Gast ein, Imalie von Selbing.

Adolph ward ihr vorgestellt. Er mußte sich gestehen, das Mädchen sei schön, sehr schön — die Aehnlichkeit mit seiner Schwester verlieh ihr noch einen besondern Reiz. Ihr sanftes, seelenvolles Wesen zog mächtig an, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

Amalie wurde mit Bitten bestürmt zu bleiben; nachdem der Präsident den Bedienten zu ihrer Mutter geschickt, um ihr Ausbleiben zu entschuldigen, gewährte sie endlich, legte Hut und Shawl ab und gab sich der allgemeinen Unterhaltung hin.

In Minona's Blicken leuchtete Freudigkeit, denn sie las in Amaliens Augen, daß ihr der Bruder gefalle, daß seine Erscheinung nicht hinter dem Bilde zurückgeblieben, welches sie der Freundin mit lebhaften Farben entworfen. Und in der That war Adolph, dessen edle Gesichtsbildung durch eine anziehende Bläſſe und einen schönen Bart noch gehoben wurde, ein schöner

Mann, geeignet, schon beim ersten Anblick jedes Damenherz zu fesseln. —

Man setzte sich. Adolph mußte erzählen. Noch aufgeregt von der Reise, that er dies mit vieler Lebhaftigkeit. So wenig er im Grunde gesehen und erlebt, wußte er doch als Poet dem Wenigen eine lebendige Färbung zu geben. Die beiden Mädchen lauschten jedes Wort von seinen Lippen ab; Minona war entzückt über den Eindruck, den der Bruder auf den schnell besänftigten Vater, auf Specht und sichtbar auf die Freundin hervorbrachte, Amalie ward interessirt und angezogen von der Neuheit der Erscheinung, von einer Persönlichkeit, die ihr durch die Schilderung der Schwester eine schon längst bekannte und nun doch eine überraschende war. Schüchtern, aber dann um so inniger hafteten ihre Blicke, wenn sie sich unbemerkt wußte, auf dem Erzähler; oft entstieg ein leichter Seufzer ihrer Brust, den Adolph erlauschte, der jeden Andern mit seliger Gewißheit erfüllt hätte, ihn aber nur eine Zukunft peinlicher Verwirrungen fürchten ließ.

Die Ursache, welche ihn so lange über die gewährte Frist in Paris weilen ließ, übergieng er in seiner Erzählung, auch der Vater regte diesen Umstand durch keine Frage an. — Man trennte sich spät erst, nachdem Amalien's Dienerin gekommen war, das Fräulein nach Hause zu geleiten. — Beim Abschiede von Adolph erröthete das holde Mädchen; es waren Minona's sprechende Blicke, ihr schelmisches Lächeln, was ihr den Purpur in die Wangen trieb.

Adolph brachte die erste Nacht im Vaterhause schlaflos zu. Mit doppelter Lebhaftigkeit, mit schmerzhafter Glut dachte er an Emmely, sein Weib, die fern von ihm, allein unter Fremden die Stunden verseufzte. Sie konnte, sie durfte er nicht lassen, — und welchen Sturm mußte er bald über ihr, über sein Haupt heraufbeschwören! — Welche schönen Hoffnungen, welche reizenden Pläne war er gekommen zu vernichten. Des Vaters sorgen-

schweres Haupt sollte er beugen, der Schwester Thränen erpressen, eine Fremde in dieses Haus führen, wo sie doch nur mit Widerstreben — mit dem Vorurtheile gegen eine Abenteurerin, die ihn schlau bestrickt, empfangen werden konnte, wo sie sich vielleicht nie heimisch fühlen sollte. Dann vielleicht bildete sich ein unheilbarer Riß in dem bis jetzt so liebevollen, trauten Verhältnisse zu den Seinigen. In dem Augenblicke, wo er den eigenen Herd aufbaute, bannte er sich selbst aus dem reizenden Asyle des Vaterhauses. Um Emmely's willen mußte er vielleicht Vater und Schwester aufgeben. — Selbst der Vater schien — das deuteten seine wohlwollenden Blicke und Worte an, einer Verbindung mit Amalie geneigt und günstig zu sein. Und das junge Mädchen selbst: wie reizend, wie lieblich und unschuldvoll war es! Sie — auf seine Huldigungen schon vorbereitet und hingewiesen, sollte er kalt und gleichgiltig zurückweisen. — Ihn erfaßte grenzenlose Muthlosigkeit bei diesen Gedanken, bei diesen Blicken in eine grauenvolle Zukunft. —

Er war verdüstert am folgenden Morgen, — kalt, einsylbig, zerstreut. Minona wandte Alles auf, um ihn zu erheitern. Sie schrieb seine Verstimmung den Anstrengungen der Reise zu, die sich erst jetzt fühlbar machten; denn er war doch bei seiner Ankunft so lebhaft, so liebenswürdig gewesen. Ach, sie ahnte nicht, welch' schweres, finsteres Gewölk seine Seele umdüsterte. Unmöglich war es ihm, schon jetzt sein Geheimniß zu offenbaren; er wollte erst ruhiger, gefaßter werden, den glücklichen Moment erhaschen. Wie vermochte er auch jetzt die Freude über seine Ankunft so grausam zu trüben! —

Am Nachmittage gieng er auf sein Zimmer und schrieb an Emmely. Er drückte in seinem Briefe alle Glut seines Schmerzes, aber auch seiner Liebe aus, und je zaghafter und hoffnungsloser er selbst war, um so schönere, lockendere Hoffnungen baute er vor der Geliebten auf. Es kam die Zeit, wo er gedrungen

war, Emmely eben so zu beschwichtigen, wie er von Paris aus Vater und Schwester beschwichtigt hatte. —

Der Präsident hatte Adolph dem Minister vorgestellt. Er war von diesem wohlwollend aufgenommen worden. Seinem sofortigen Eintritt in den Staatsdienst stand Nichts entgegen. Jetzt war die letzte Brücke abgebrochen, die ihn wieder zurück nach Paris führen sollte.

Es vergiengen Tage und Wochen, ohne daß sich sein ernstes, beklommenes Wesen geändert hätte. Hundert Mal wollte er sich an Minona's Brust oder zu des Vaters Füßen werfen und, Verzeihung flehend, Alles gestehen; aber eben so oft bebte er entmuthigt zurück. — Wie sollte er mit einem Schlage alle ihre Hoffnungen vernichten! — Er war träumerisch, verschlossen selbst im engen häuslichen Kreise, allen Fragen der zärtlichen Schwester wich er aus — und Amalien's Nähe mied er ängstlich.

Den Vater, sowie Minona befremdete diese Umwandlung. Im Uebrigen war Adolph gehorsam, fleißig, thätig, voll pünktlicher Aufmerksamkeit auf die Befehle und Vorschriften seines Vaters, so daß demselben in diesem Punkte Nichts zu wünschen übrig und darum auch kein Stoff zu einem Vorwurfe blieb. — Einen Augenblick dachte Minona, er liebe ihre Freundin insgeheim und tief und wagte es nicht, sie zu seiner Vertrauten zu machen; denn gleichzeitig — das war bekannt — bewarb sich ein Kammerherr um Amalien's Hand. —

Sie war rasch entschlossen, ihm über diesen Punkt die Zunge zu lösen.

Da sie ihn allein traf, richtete sie die Frage an ihn, der eine entscheidende Antwort folgen mußte. Er nahm ihre Hand und sah sie mit einem thränenfeuchten Blicke an, dann sagte er wehmüthig: „Sie ist ein Engel. Aber ich kann sie nicht lieben, werde sie nie lieben, kann sie nie besitzen!“

„Dann hast Du Dein Herz in Paris gelassen,“ rief das Mädchen rasch, „und liebst hoffnungslos. Sprich, sprich!“

— „Nein, nein, Minona!“ versetzte er und stürzte fort. — Minona brach in Thränen aus. Ein Wort hatte ihren ganzen Hoffnungshimmel zerstört. Und nicht allein dies nur: jetzt wußte sie, daß der arme Bruder auch grenzenlos unglücklich sei. — Denn war er es nicht, er hätte längst, hätte diesmal gesprochen, er hätte seinen Schmerz ihr auvertraut.

Sie eilte zum Vater hinüber und erzählte ihm die gehabte Unterredung.

Der Präsident schüttelte den Kopf, dann sagte er halb ernst, halb sarkastisch: „Es ist richtig — er hat den Weltschmerz mitgebracht, die neue Zeit- und Modekrankheit. — Such' Dich seiner letzten Gedichte zu bemächtigen, vielleicht errathen wir daraus den Sitz des Uebels.“

„Ich habe schon unter seinen Papieren nachgeforscht,“ versetzte Minona rasch und lebhaft, „um hinter das Geheimniß zu kommen. Ich fand kein neueres Gedicht darunter; seit seiner Ankunft in Zürich scheint er Nichts mehr geschrieben zu haben.“

— „Das wäre eigentlich ein Zeichen der Genesung. — Indessen hier darf unsre Prosa nicht rauh und störend eingreifen; wir müssen die Zeit walten und heilen lassen. Er ist fleißig, er ist thätig, ich finde an ihm Nichts auszusetzen. Erst im Geschäftseifer wird er alles Andere vergessen lernen. In der Regel heilt ein Amt, die Sorge für Pflichterfüllung und zugemessene, pünktliche Thätigkeit den Weltschmerz. Hat er es mit seinem Herzen zu thun — so mag er selbst damit fertig werden, jedes fremde Eindrängen in diese subtilen Angelegenheiten verletzt nur. Darum, Minona, laß ihn ruhig seinen Weg gehen. Wenn es ihn drängen wird, sich mitzutheilen, wird er selbst die Fessel sprengen und sein Herz vor uns aufschließen. — Amalie dauert mich; — ich hätte sie so gern meine Tochter genannt; das war auch Dein Plan, kleine Intriguantin. Gut, daß die Neigung bei ihr noch nicht tiefe Wurzel gefaßt, daß sie sich

schmerzlos trennen kann. Wir sind um eine angenehme Aussicht gebracht. Was nützt das Bedauern — dergleichen läßt sich nicht erzwingen."

— „Und ist das der einzige Trost, den Sie mir geben, Papa?"

„Wäre Dein Herzchen in dieser Art krank, mein Kind, und Du klagtest mir vertrauensvoll Dein Leiden, dann wüßte ich vielleicht zu rathen und zu helfen. — Aber er schweigt, er will nicht für krank gehalten werden, er verschmäht Theilnahme und Hilfe. Noch ein Mal: lassen wir ihn ruhig seinen Gang gehen." — —

Minona entfernte sich unbefriedigt, aber ihre Bekümmerniß wurde noch gesteigert, als nach acht Tagen Amalien's Verlobung mit dem Kammerherrn von Feuchtwangen veröffentlicht wurde, ohne daß die Freundin ihr vorher von diesem Schritte ein Wort gesagt hätte. So hatte sie durch den Bruder auch das Vertrauen ihrer theuersten Freundin verloren. — —

Adolphs Vorsicht war nicht überflüssig gewesen; er empfing Emmely's Briefe poste réstante unter der Adresse Walter Busch, die seinigen trug er stets selbst auf die Post, denn da Minona insgeheim seine Papiere durchmusterte, — der Neugier einer Dame ist dergleichen nachgesehen, zumal einer Schwester, — wäre sie mit einem Male zur Kenntniß seines Verhältnisses gelangt. Ob nicht zu seinem Heil? — Er hätte ihr dann Rede stehen, ihr sein Geheimniß anvertrauen müssen, und in ihr hätte er eine Verbündete gewonnen, die ein entscheidendes Resultat schneller herbeizuführen im Stande war. —

Emmely's Briefe wurden endlich dringender: er gewahrte Spuren von Thränen zwischen den Schriftzügen. Sie sprach von schlaflosen Nächten, von Verlassensein, von Krankheit. — Noch enthielten sie keinen Vorwurf, aber doch ein Mal die Phrase: „Ich kann es mir nicht denken, daß mich mein Adolph verlassen könnte!" — Zwar rühmte sie die befreundete Theil-

nahme der Familie, in deren Schutz sie sich befand, diese bot mit französischer Liebenswürdigkeit Alles auf, die junge Frau zu erheitern und zu zerstreuen; aber was war ihr das Leben ohne ihn! —

Von zwei Seiten fand sich Adolph nun gedrängt. In bogenlangen Briefen, die Glut, Sehnsucht und Trennungsschmerz athmeten, mußte er Emmely beruhigen und vertrösten. Zum tausendsten Male wiederholte er alle Schwüre und Betheuerungen und fingirte immer neue Hindernisse, die sein Ziel weiter hinausrückten. Bald war der Vater schwer erkrankt, bald verreist, bald Verwandte und Fremde zum Besuche zugegen, bald mußte er eine Fessel sprengen, mit der man ihn an ein vornehmes Mädchen ketten wollte. — Die Noth, die Verzweiflung machte ihn erfinderisch.

Und bei alledem war Nichts gewonnen als Zeit, aber eine Zeit voll Besorgnissen und Aengstigungen. Er grollte mit sich selbst ob seiner Zaghaftigkeit, aber sie lag schwer wie ein Alp auf ihm, er vermochte sie nicht abzuwälzen. — Er wollte flehen, sich von der Heimath, von Vater und Schwester trennen; aber im entscheidenden Momente fühlte er tief, wie sehr er sie doch liebe, wie schwer sein Undank sie doch schmerzen müsse, und daß es feige sei, zu weichen, bevor er gekämpft, bevor er das Aeußerste gewagt. —

Und wieder vergiengen Tage und Wochen, ohne daß er eine Handbreit näher an sein Ziel gelangt wäre. — Einmal doch war er nahe daran, die Fessel zu sprengen und Alles zu sagen. Er befand sich mit Specht allein in der Stube. In einer Gesprächspause und während er sich unbemerkt glaubte, betrachtete ihn der alte Mann mit einem so wehmüthig-theilnahmvollen Blicke, daß die Eisesdecke um Adolphs Herz zu schmelzen begann, daß ihm die Thränen in die Augen traten, er dem Freunde weinend an die Brust stürzen, ihm Alles gestehen, seine Hilfe erflehen wollte.

Da trat plötzlich mit einem gleichgiltigen Auftrage der Vater herein. Adolph erbebte, aber seine Gefühle zogen sich zurück, scheu wie Sensitiven, angstbeklommen begrub er wieder sein Geheimniß in der Brust, denn der Vater schien ihm heut ernster gestimmt als sonst, und wenig geneigt, ein Geständniß von solcher Wichtigkeit günstig aufzunehmen. — Es war vorüber! —

Als Minona den Bruder gelegentlich fragte, ob er ihr keine neuern Dichtungen aus seiner Feder mitzutheilen habe, antwortete er wehmüthig verneinend:

„Von mir ist alle Poesie gewichen, theure Schwester, ich bin arm, sehr arm geworden. Wenn ich Dein zärtliches, Dein rührendes Bildniß zwar sehe, ist mir, als wollten die alten, bunten Träume und Gestalten wieder auftauchen in meiner Brust und es regt sich in verworrenen Klängen und möchte sich zu einer Melodie gestalten; aber da zieht es urplötzlich wie ein Nachtfrost durch meine Seele und ich bin dann elender als zuvor.“

„Ich glaube, Du bist krank, lieber Bruder,“ versetzte Minona mit feuchten Augen, „ein körperliches Leiden trübt Deinen sonst so heitern Sinn. Willst Du Dich nicht einem Arzte anvertrauen?“

„Ich glaube es selbst, daß ich recht krank bin, aber noch bestimmter weiß ich, daß mir kein Arzt helfen kann. — Ich werde nur genesen, wenn ich das Vertrauen zu mir, zur Welt wieder gewonnen habe.“

— „Und zu mir, zu Deiner Schwester hegst Du keins?“

„Was könnt' ich Dir auch sagen, Du reine Seele, und — würdest Du mich auch verstehen? — Ach, Minona, ich weiß Nichts, jetzt nicht, — ich kann Dir Nichts sagen, als daß ich so nicht glücklich bin.“ —

Das junge Mädchen weinte heftiger. — Der Bruder drückte sie mit Leidenschaft an sich und — verließ sie. — Als er allein war, machte er sich die bittersten Vorwürfe über seine Zag-

haftigkeit; — war Minona doch so weich, so in Theilnahme aufgelöst gewesen, daß sie ihn mitleidvoll gehört, ihn verstanden, ihm sicher ihre Hilfe angeboten hätte. — Der günstige Moment war vielleicht wieder für lange entschwunden und er scheuchte durch seine Hartnäckigkeit auch die zarte Sorgfalt zurück, die es nun nicht mehr versuchen dürfte, sich in sein Geheimniß zu drängen. —

An demselben Abende war Minona mit dem Vater allein. Adolph war auf ihr Zureden in's Theater gegangen, um „sich zu zerstreuen." —

Sie lenkte selbst das Gespräch auf den Bruder und seinen Gemüthszustand, der in ihren Augen geeignet war, ernstliche Besorgnisse zu erwecken.

„Du sprachst, Papa," nahm sie im Verlaufe der Unterredung schüchtern das Wort, „schon damals, als Adolph nach Paris gieng, von seiner Heirath — wenn er wieder zurückgekehrt sein würde, von einem Plane und von Deiner — von meiner Mitwirkung, und — wenn Du jetzt selbst —"

Der Präsident unterbrach sie:

„Ich gebe Dir Dein Wort zurück, Minona! „„Wollen wir nicht lieber das Herz walten lassen?"" sagtest Du förmlich belehrend wie einem harten Komödienvater gegenüber. — Ich habe also das ganz walten lassen. Weiß nun der Himmel, welche hyperromantische, pyramidale Liebe er darin verschließt, die er sich aus der Weltstadt mitgebracht. Vielleicht gar eine glühende Neigung zu einer Tochter des Königs der Franzosen — gäb' es anders dergleichen, oder zur Königin Pomare. — Dein Versuch mit Amalie — sei nur aufrichtig — ist mißlungen: es war im Stillen auch mein Plan. — Wie die Sachen jetzt stehen, werde ich mich hüten, mir von meinem Sohne einen Korb zu holen. — Versuch' es doch mit einer andern Deiner Freundinnen. Vielleicht zieht ihn eine Brünette mehr an, als eine Blondine, vielleicht muß eine feurige, lebhafte Schönheit Sturm laufen auf

sein gepanzertes Herz. Um die Eitelkeit zu befriedigen, um den Kalten, Unüberwundenen zu ihren Füßen zu sehen, unternimmt's wohl Eine. Adolph ist hübsch, eine gute Partie, und es lohnt sich doch vielleicht, die Königin Pomare aus seinem Herzen zu verdrängen."

„Ach, ich habe alle Hoffnung aufgegeben," entgegnete leise Minona; „er war noch nie so verschlossen gegen mich. Und dennoch leugnet er's nicht, daß er unglücklich, daß er krank ist."

— „Krank, körperlich krank? Nun, das Aussehen zeigt es just nicht, auch der Appetit nicht; der ist kerngesund. Aber das eben soll ein Zeichen des Weltschmerzes sein, wie man sagt. Die jungen Männer leiden am Weltschmerz, verdauen aber dabei vortrefflich. Der Wirth im römischen Kaiser meinte: Zwölf solcher Leidenden im Abonnement auf einem Tische, und er müßte Bankerott machen." —

„Ich dachte nur, Vater — Du könntest ihn fragen, — Dir müßte er doch Rede stehen."

— „Wenn man seinem Sohne," entgegnete der Präsident, von dem ironischen Tone seiner letzten Worte schnell wieder in den des Ernstes einlenkend, „so viel Selbstständigkeit gewährt und eingeräumt hat, muß man sie ihm nicht verkümmern wollen. — Versprach er nicht im ersten Augenblicke des Wiedersehens, daß er uns sagen wollte, welche Hindernisse oder Umstände ihn so lange über die gewährte Frist in Paris zurückgehalten haben? — Und hat er bis heut, bis zu dieser Stunde wieder davon gesprochen? — Ich weiß, daß dahinter nichts Unehrenhaftes stecken wird, Nichts, dessen er sich als Mann, als mein Sohn dürfte zu schämen haben. — Aber das Motiv möchte ich doch kennen; fragen werde ich jedoch nicht. Fühlt er sich selbst nicht gedrungen zu reden, so mag er immerhin schweigen. Hegt er kein Vertrauen zu uns, so werden wir ihm dasselbe durch keine Art von Betheuerungen und Beweisen von Theilnahme einflößen.

Er will seinen eigenen Weg gehen; er mag es. Die Zumuthung, ihn wie einen Blinden geleiten zu wollen, dürfte ihn nur erbittern. — Vielleicht bin ich in seinen Augen immer noch der Tyrann von Vater, vor dem er bebt und dem er im Grunde nie den zehnten Theil des Vertrauens schenkte, dessen Du Dich rühmen konntest. — Ein Glück noch, daß Du keine Neigung zu Conspirationen hast; mit ihm verbündet, würdet ihr den Vater beherrscht und unterjocht haben. — Unsere heutige Unterredung, Minona! ist Nichts, als eine Wiederholung der vorhergehenden. Wir rücken keinen Schritt vorwärts und thun am besten, uns mit vollkommener Gleichgiltigkeit zu waffnen oder sie wenigstens täuschend zu affectiren. Vielleicht lockt ihn das am ersten aus seinem Verstecke heraus, und wenn nicht — dann überlassen wir Alles der Zeit: sie heilt oder tödtet. — Der arme Mensch hat ja — sagt ein Dichter — vom ganzen Leben doch Nichts, als das Bischen Lachen und Weinen. Sucht er lieber die Thränen auf — so ist's seine Wahl, und freie Wahl gewährt Beruhigung. — Du siehst, mein Kind, ich spotte nicht immer, ich vermag auch die wehmüthigen Saiten anzuschlagen, die Deinem Naturell so sehr zusagen. — Um Eins aber bitte ich Dich, Minona! mach' mir dereinst in einem gleichen Falle nicht so viel Sorgen wie Dein Bruder. Es sind zwar kleine Sorgen, häusliche Sorgen, die, Gott sei Dank! meinen Gleichmuth nicht untergraben; aber es sind peinliche Sorgen, weil sie sich zäh und endlos dehnen, weil sie keine Manneskraft herausfordern, der es lohnte, sie mit gewaltiger Hand abzuwälzen. Dergleichen erschlafft." —

„O gewiß, gewiß nicht, theurer Vater!" rief Minona und warf sich leidenschaftlich an seine Brust.

17.

Seit Adolphs Trennung von Emmely war nunmehr fast ein Jahr vergangen, Ihre Briefe wurden immer häufiger und

dringlicher. Die Sanftmuth des jungen, edlen und vertrauensvollen Weibes ließ es nicht zu Vorwürfen und Drohungen kommen, desto bitterer aber schmerzten ihre Klagen, ihr Dulden und das Vertrauen auf ihn, das noch immer in ihrer Seele lebte. Wenn sie von ihren blassen Wangen, von ihren durchweinten Nächten sprach, so war keine Affectation, keine poetische Ueberschwenglichkeit darin die Wahrheit leuchtete aus jedem Worte. Sie verlangte doch Nichts als Liebe, die sie in reichem Maße gab, sie wollte wieder vereint sein mit Dem, welchem sie als rechtmäßige Gattin angehörte. Ach, Emmely hatte das Recht — er mußte sich's gestehen — mehr und in entschiedenerem Tone zu verlangen, und sie blieb duldsam und ergeben, trotz dieser grausamen Zurücksetzung. Aber sie liebte ihn, liebte, wie nur ein Weib zu lieben vermag. —

Einen Augenblick war er entschlossen, heimlich, nach Zurücklassung eines Briefes, der die Schilderung seiner Lage enthielt, das Vaterhaus zu verlassen und nach Paris zu eilen, um dort die Verzeihung und Einwilligung des Vaters abzuwarten. Auf diese Art wollte er den Knoten zerschneiden, den er zu lösen zu ungeschickt, zu muthlos war. —

Er verschob aber die Ausführung dieses Entschlusses bis nach der Weihnachtzeit, die sich mit starken Schritten näherte. Von der tiefen, herzergreifenden Feuer dieses schönen Festes erwartete er eine Lösung seines Geschickes. Der heilige Moment jenes Abends schien ihm der geeignetste, Wunsch und Bitte an das Herz seines gerührten Vaters zu legen. Dann auch sollte, dann mußte ihm der Muth kommen. —

Noch ein Mal beschwichtigte er in einem zärtlichen, Vergebung erflehenden Briefe Emmely. Es sollte zum letzten Male sein. Und ob er sich von allem Anderen, was ihm im Leben theuer, trennen mußte: er wollte in ihre Arme zurückkehren. — Seltsam war es übrigens, aber bei Adolphs Stimmung

und seiner Verschlossenheit nicht unerklärlich, daß er sich zu keinem der jungen Männer in der Stadt, die ihm an Stand und Beruf gleich standen, hingezogen fühlte, daß er mit keinem verkehrte und sich so die Möglichkeit selbst verschloß, einen Freund zum Vertrauten zu haben. Gewiß würde ihn ein solcher ermuthigt und zu dem entscheidenden Schritte angeeifert haben, — vielleicht selbst auf die Gefahr hin, den wohlwollenden Verräther zu spielen und entweder Minona oder den Präsidenten selbst von seinem geheimen Verhältniß in Kenntniß zu setzen. Diese Wahrnehmung machte auch sein Vater und diese war es, welche ihn zuweilen für die Gemüthsstimmung des Sohnes lebhaftere Besorgnisse hegen hieß. —

Auch Minona harrte der Weihnachtszeit diesmal mit Spannung entgegen.

Sie wollte den Bruder durch die zärtlichsten Geschenke überraschen, — ein Gleiches that ohne Zweifel auch der Vater, — und wenn Adolph gerührt in ihre Arme sank, wenn die harte Rinde seines Herzens sich löste, dann wollte sie ihn fragen: „Was fehlt Dir, theurer Bruder? Sprich — oder ich lasse Dich nicht! Dein stummer Gram wird mich tödten, wenn Du mir nicht Alles vertraust.“ — Diese Scene, — darauf rechnete sie bestimmt — mußte zum Ziele, zur Lösung des Räthsels führen. —

In der That wäre ein solcher Bruder und Sohn, wie Adolph sich seit seiner Heimkehr gab — wenig liebenswürdig gewesen, hätte ihm nicht ein solcher Vater, eine solche Schwester gegenübergestanden, und wäre seine Verstimmung nicht eine rein passive gewesen. Vortreffliche Menschen üben, selbst dem eingebildeten Kranken gegenüber, die duldsamste Nachsicht; wenn sie die Wunde nicht zu heilen vermögen, berühren sie dieselbe auch nicht neugierig, weil sie fühlen, daß mit jedem Reiz auch der Schmerz sich steigert. —

Der heilige Weihnachtstag kam. Minona war die Zeit her

rastlos thätig und geschäftig gewesen. In ihrem ganzen Wesen sprach sich eine Spannung, eine Unruhe, eine Aufregung aus, die nur manchmal durch einen freudigen Hoffnungsstrahl durchblitzt wurde, welcher sich in ihren lächelnden Minnen malte. „Es wird gelingen!" rief sie sich oft ermuthigend zu. Auch der Vater schien diesmal dem Feste eine besondere Theilnahme zu widmen; nur Adolph blieb sich in seiner Verstimmung ziemlich gleich. Er dachte an Paris, an Emmely, der heute kein Christbaum schimmerte. Und heut endlich sollte der entscheidende Schritt gethan werden, zu dem er sich mit allem Aufgebot seiner Kraft zu rüsten hatte. Er hatte Minona zum Weihnachtsgeschenk seine Gedichte bestimmt, sie waren, ohne daß sie es wußte, soeben im Druck erschienen: das erste Exemplar sollte sie erhalten. Es waren die Klänge und Erinnerungen einer frühern, glücklichern Zeit, — er wußte, daß diese Gabe seine Schwester am freudigsten überraschen würde. — Für den Vater selbst hatte er, einige Kleinigkeiten ungerechnet, ein gefährliches Geschenk: s e i n e G a t t i n. —

— Es war Vormittags elf Uhr, der Präsident saß an seinem Arbeitstisch: da trat der Bediente ein und brachte ein elegantes Briefchen, welches der Lohndiener aus dem römischen Kaiser abgegeben, der noch im Vorzimmer auf Antwort wartete.

Der Präsident löste das Couvert. Das Billet enthielt in feinen, weiblichen Zügen nur folgende Worte: „E i n e U n g l ü c k l i c h e b i t t e t u m e i n e k u r z e U n t e r r e d u n g, v o n w e l c h e r f ü r s i e L e b e n u n d T o d a b h ä n g t. — N r o. 6 i m r ö m i s c h e n K a i s e r."

Er betrachtete eine Weile sinnend die Schriftzüge, dann wiederholte er für sich: „Eine Unglückliche — eine Unterredung? — Eine Bettelei vielleicht — nein, die kann es nicht sein! Bettelbriefe sehen nicht so elegant aus und reducirte Damen pflegen auch nicht im ersten Gasthofe zu logiren. Auch würde man nicht so unverschämt sein, mich zu sich zu bestellen, was doch

die Angabe der Nummer andeuten soll. — Vielleicht eine Geschäftssache — ein schwebender oder verlorner Prozeß. — Und das noch heut — gerade heut? — Mit dem Prädicat „„Unglückliche““ sind die Frauenzimmer gleich bei der Hand. — Ein Riß im Kleid, ein zerquetschter Hut — und von den Lippen stürzt sofort der tragische Wehschrei: „„Ich bin das unglücklichste Geschöpf von der Welt!““ Das Toilettenunglück spielt eine große Rolle in der Culturgeschichte der Frauen. Seltsam, daß sich noch kein humoristischer Dichter desselben bemächtigt hat. — Indessen, es kann auch hier wahres Unglück sein, — eine gebeugte Gattin, eine bekümmerte Mutter. Gegen Damen muß man galant sein — obgleich ich nicht einsehe, weshalb man mir die Ehre des Besuches nicht gönnt; ich bin doch weder ein Don Juan, noch ein Ungeheuer.“ —

Er besann sich erst jetzt, daß hinter ihm der Bediente stand und auf Antwort wartete. Aus seiner Zerstreuung sich aufraffend, sagte er rasch: „Gut — ich werde in einer halben Stunde kommen.“ —

Nicht in seiner besten Laune ließ er sich ankleiden, denn war die Angelegenheit, welche die Dame zu ihm führte, ernster oder gar trauriger Art, so verstimmte sie ihn und verdüsterte auch seine heutige Weihnachtsfreude, der er sich besonders um Minona's willen mit ganzem Herzen hingeben wollte. Für Adolph hatte er eine Anzahl solider Geschenke bestimmt, jedoch Alles vermieden, was eine ernste oder ironische, oder vollends sentimentale Beziehung auf dessen melancholische Stimmung zugelassen hätte. Um so fröhlicher und schalkhafter hatte er Minona bedacht.

Er verließ das Haus, ohne zu sagen, wohin er gehe. —

Als ihn im Hotel der Oberkellner die Treppen hinaufgeleitete, fragte er: „Ist die Dame jung, oder —?“

„Jung, sehr jung!“ war die Antwort.

Nicht ohne Spannung trat er ein.

Eine schöne, junge, elegant gekleidete Dame trat ihm entgegen: — es war Emmely.

Ein heftiges Zittern gieng bei seinem Anblick durch ihre Gestalt, — dann sank sie zu seinen Füßen nieder.

Der Präsident reichte ihr die Hand und sagte fast erschrocken: „Wenn man so schön ist, mein Fräulein, darf man vor Niemandem knien, höchstens nur vor Gott. Ich bitte Sie um des Himmels willen, stehen Sie auf; hier waltet ein Irrthum."

„Nicht eher, als bis Sie mir verziehen haben," flehte Emmely unter Thränen.

Der Präsident hob sie gewaltsam vom Boden auf und geleitete sie zum Sopha; „mein Fräulein," sagte er, „ich kenne Sie nicht — ich habe Ihnen also Nichts zu vergeben. — Hier muß ein Irrthum obwalten."

„Nein, nein," wiederholte Emmely unter krampfhaftem Weinen, „ich bin — die Gattin ihres Sohnes."

Der Präsident fuhr auf wie von einem Blitz gerührt und verstummte. — Eine lange, fürchterliche Pause folgte; endlich faßte er sich und sprach: „Das habe ich weder gewußt, noch geahnt. — Ich bitte, erzählen Sie weiter, — denn das Alles ist mir in der That fremd, und — wie ich gestehen muß, von großer Wichtigkeit; Adolph hat mir in diesem Punkte bisher sein Vertrauen nicht geschenkt — und ich war fast im Begriffe, ihn zum zweiten Male zu vermählen. Ich bitte, sprechen Sie!"

Emmely reichte ihm schweigend mehre Papiere.

Er durchflog sie. Es waren darin die Zeugnisse ihrer Vermählung enthalten und einige Briefe Adolphs.

Es folgte wieder eine schreckliche Pause, nur von Emmely's Schluchzen unterbrochen.

Indessen betrachtete der Präsident aufmerksamer seine Nachbarin. Sie war in der That außerordentlich schön und von unsäglichem Liebreiz trotz ihrer Thränen.

Endlich nahm er das Wort, indem er beruhigend ihre Hand drückte, und sagte in feierlichem Tone: „Da Sie seine Gattin sind, müssen Sie es auch bleiben, — wenn es sich sonst mit der Ehre verträgt," — setzte er leiser hinzu. — „Aber ich beschwöre Sie, sagen Sie Alles. Erzählen Sie den Anbeginn Ihrer Bekanntschaft. Wann und wo lernten Sie einander kennen?"

Und Emmely erzählte unter Thränen.

Die Naturwahrheit ihrer Worte, die gewählten Ausdrücke, deren sie sich bediente, das feine Benehmen der Weltdame, welches sie seitdem in der edlen Familie in Paris sich angeeignet, verbunden mit dem einfachen, bescheidenen und demüthigen Wesen des Schweizermädchens: Alles dies bezauberte den Präsidenten. Er gestand sich leise, daß er an Adolphs Stelle ein solches Mädchen geliebt haben würde.

Nachdem sie geendigt, sagte er: „Stillen Sie Ihre Thränen! Ich glaube Ihnen; Sie sind seine Gattin, Sie sollen es bleiben. Ich umarme Sie als meine Tochter. Aber — weiß Adolph von Ihrer Anwesenheit?"

„Nein," versetzte Emmely, „er glaubt mich in Paris. Er beschwichtigte meine Ungeduld durch die zärtlichsten Briefe; aber ich konnte dem Drange, mit ihm wieder vereinigt zu sein, nicht widerstehen; ich baute auf Gott und — Ihre Gnade. Wenn er mich noch liebt — ?"

„Darüber beruhigen Sie sich; er liebt Sie noch, — er hat um Ihretwillen ein herrliches Mädchen verschmäht und ist, seit er wieder hier, von einer tiefen Melancholie befallen. — Halten Sie sich während des Tages verborgen. Niemand darf Ihr Hiersein ahnen. Abends komme ich selbst, Sie abzuholen — zur Christbescheerung. Er soll überrascht und ein wenig bestraft werden."

„Doch nicht zu hart?" flehte Emmely. —

— „Gewiß nicht. Er hat mich Ihnen ohne Zweifel auch

als einen Tyrannen von Vater geschildert, zu dem man kein Vertrauen haben kann. Finden Sie mich in der Wirklichkeit so?"

„Nein, nein! Er sprach stets mit der innigsten Liebe und Verehrung von Ihnen; nur die Furcht ließ ihn so lange sein Verhältniß verheimlichen."

„Ja, es ist freilich eine starke Zumuthung, wenn man hinter dem Rücken des Vaters heirathet und dies ein Jahr lang verschweigt. Indessen ist die Sache zu einem erfreulichen Ende gediehen und ich weiß nicht, ob ich mir eine reizendere und liebenswürdigere Schwiegertochter wünschen könnte. Schon um seines guten Geschmackes willen müßte ich ihm verzeihen."

Emmely erröthete. Der Präsident küßte sie auf die Stirn und erhob sich.

„Ich verlasse Sie jetzt, mein Kind, da ich noch einige nöthige Anordnungen zu treffen habe. Lassen Sie sich durch die Einsamkeit nicht verstimmen und vergessen Sie die Hauptbedingung nicht, daß Sie nämlich auch nicht durch den leisesten Wink Adolph Ihr Hiersein errathen lassen. Auf baldiges Wiedersehen!"

Er verließ sie. Nachdem er verschwunden war, sagte Emmely tief aufathmend und mit einem freudigen Ausdrucke in den feuchten Augen: „Dieser Vater ist ein herrlicher Mann! Und ihm mochte er nicht vertrauen?" —

Der Präsident gieng sinnend nach Hause. „Der Plan meiner Bescheerung," sagte er für sich, „erleidet einige wesentliche Abänderungen. Ob ich Minona mit in's Geheimniß ziehe, sie auf das bevorstehende Ereigniß vorbereite? — Nein — nein! Diesmal will ich Gnade üben ohne ihre Fürbitte — das wird sie seltsam überraschen. Das junge Ding bildet sich sonst ein, alles Gute hänge nur von ihr ab, wir hätten ihr Alles zu danken. Das führt zum Stolze. Und staunen soll sie. Zudem bemächtigt sie sich auch meiner Rolle und verkümmert mir den Effect. Er glaubt dann gar, er habe ihr eben so viel zu ver-

danken wie mir, wohl gar noch mehr. — Halt da! — Die Idee ist köstlich, — sie soll auch einen kleinen Schrecken davon haben. Je weniger Mitwisser, desto größer die Ueberraschung. Das wird ein Stück Komödie und deren Schluß eine Wahrheit."

Zu Hause angelangt, berief er Specht in sein Cabinet.

„Ich werde die Bescheerung heut Abend," sagte er, „im großen Speisesaal veranstalten. Verschaffen Sie sich den Schlüssel zu dem Nebenzimmmer linker Hand und eben so jenen zu der Thüre der Seitentreppe, die hinaufführt. Verschließen Sie beide und geben Sie mir die Schlüssel. Vor den gedachten Eingang, der in den Saal führt, lassen Sie eine spanische Wand stellen. — Ich werde um sieben Uhr auf kurze Zeit ausgehen. Währenddem consigniren Sie meine Kinder und die Dienerschaft in den Zimmern rechter Hand. Ich wünsche nicht, daß mir Jemand im Flur oder auf der Treppe begegne, wenn ich zurückkehre. Fragt man Sie, so sagen Sie, ich hätte dies Alles ausdrücklich angeordnet."

Specht verbeugte sich ehrerbietig und gieng. „Das sind Weihnachtsüberraschungen," dachte er, „darin sind der Gnädige stets originell." —

Bei Tische war der Vater einsylbig und zerstreut, doch lächelte er manchmal still vergnügt vor sich hin. Minona bezog dies auf die Bescheerung. Sie war freudig erregt, denn ihr nahte die Lösung des Räthsels, und eine Ahnung schien ihr zu sagen, daß diese eine günstige sein werde. — Adolph dagegen war noch beklommener als je: der gefürchtete Moment nahte mit Riesenschritten. Er flehte zum Himmel um Kraft. Heut sollte es sich entscheiden, ob er der Geliebten, ob dem Vater und der Schwester entsagen müsse. —

Die siebente Stunde schlug. Unbemerkt entfernte sich der Präsident aus dem Hause und schlug den Weg nach dem Gasthofe ein. Emmely erwartete ihn bereits, er reichte ihr den Arm

und führte sie durch die dunklen Straßen in seine Wohnung. Er bat sie, kein Wort mit ihm zu wechseln. — Sie traten in den Hof, von Niemandem gesehen; er öffnete die Thüre zur Hintertreppe und verschloß sie, nachdem sie eingetreten, wieder. Im Finstern leitete er die zitternde, junge Frau die Stufen hinauf, durch das Zimmer bis an den Eingang des Saales. Hier öffnete er und flüsterte Emmely leise zu: „Bleiben Sie. Hier können Sie Alles hören. Eine spanische Wand verdeckt den Eingang, hinter diese treten Sie, wenn der entscheidende Moment da ist.“ —

Er entfernte sich jetzt auf demselben Wege, und nachdem er die Treppenthüre wieder geschlossen, gieng er die Hauptstiege hinauf und trat bald darnach in den Kreis der Seinigen. —

Man brach nach dem Saale auf. Hier brannte in der Mitte ein riesiger Weihnachtsbaum und die Lüster und Kandelaber verbreiteten eine blendende Helle. An den Wänden standen verdeckte Tische, welche die Gaben und mit diesen die Ueberraschungen noch neidisch verbargen.

Der Präsident trat vor den Tisch, das Antlitz nach jenem Ausgange wo Emmely lauschte, gewendet, zu beiden Seiten standen seine Kinder und Specht, den Hintergrund nahm die Dienerschaft ein.

„Meine Kinder,“ begann jetzt der Vater in feierlichem Tone, „bevor ich das freudenreiche Werk Euer Bescheerung beginne, muß ich einige ernste Worte an Euch richten, muß ich Euch ein Geheimniß offenbaren, muß ich mir selbst Etwas, und das Wichtigste bescheeren. Es wird Euch überraschen, aber für den feierlichen Act habe ich mit Fleiß auch den feierlichen Moment gewählt. Als Du zurückkehrtest, Adolph! hoffte ich, Du würdest unsern stillen, monotonen, häuslichen Kreis erheitern durch Frohsinn und Jugendmuth. Es ist nicht so geworden. Finstere Melancholie hält Dich gefangen, Du hast entweder ein Seelenleiden oder

ein körperliches mit in's Vaterhaus gebracht. Ich will nicht forschen —"

„O, mein Vater!" rief Adolph schmerzgepreßt und wollte zu seinen Füßen sinken, das Geständniß schwebte ihm auf den Lippen.

Der Präsident hielt ihn zurück, indem er ohne Unterbrechung fortfuhr: „Dich soll kein Vorwurf treffen, Adolph. Ich ehre Deinen Schmerz oder Dein Geheimniß, wie bisher. — Du, Minona, wirst vielleicht auch nicht lange mehr in diesen Räumen weilen. Bald dürfte ein Werber kommen, der das Herz meiner heitern Lerche gefangen nimmt, der sie mir entführt, um sich in seine häusliche Stätte den Frohsinn und die Liebe zu zaubern. Dann bin ich verlassen und ganz allein — und noch nicht alt und entsagend genug, um zu sterben. Ihr begreift, ich sehe einem bangen Lebensabend entgegen."

Er hielt einen Augenblick ein und fixirte seine Kinder; — Minona's Augen schwammen in Thränen, Adolph starrte mit Mienen der Verzweiflung auf den Boden; der Vater fuhr fort:

„Ich habe darum beschlossen, mich noch ein Mal zu vermählen. — — Ihr seid schon zu erwachsen, meine Kinder, als daß ich dächte, Euch eine Mutter zu geben, aber eine liebevolle Freundin sollt Ihr in ihr finden!" —

Nach diesen Worten, die Adolph und Minona erstarren machten, trat er rasch auf die spanische Wand zu, schob diese bei Seite und führte die zitternde und in Thränen aufgelöste Emmely vor. —

„Emmely!" schrie Adolph bei ihrem Anblick auf und breitete Arme aus und drohte umzusinken.

„Da hast Du sie, Du Taugenichts," sagte der Vater und legte die Zitternde an seine Brust. —

Dann wandte er sich freudig aufathmend zu Minona und Specht und sagte: „Es ist seine Gattin! Hier habt Ihr mit einem Male sein Geheimniß und das Heilmittel für seine Melancholie."

„Vater, Vater!“ rief Adolph außer sich und warf sich zu seinen Füßen nieder, „kannst Du verzeihen?“

Der Präsident deutete auf Emmely und sagte: „Um Dieser willen vollständig!“

— „Aber, Vater,“ sagte jetzt Minona, aus der gewaltigen Ueberraschung wie aus einem Traume aufathmend, „und mir hast Du Nichts davon gesagt?!“ Sie barg ihr Antlitz an seiner Brust.

„Freilich, mein Töchterlein,“ versetzte er mit komischer Betonung, „auf eigene Faust darf ich gar Nichts thun. Sie will überall die wohlthätige Fee sein. Aber mit der Stiefmutter habe ich dem Fräulein einen tüchtigen Schreck eingejagt.“ —

Emmely nahte sich jetzt Minona und sagte sanft bittend: „Werden auch Sie mich nicht verschmähen und mir eine liebevolle Schwester sein?“

„Von ganzem Herzen!“ rief das Mädchen und schloß die herrliche Schwägerin in ihre Arme.

— „Wir haben,“ nahm der Präsident wieder das Wort, „diesmal die Handlung umgedreht, den Effect vorhin weggenommen und lassen die Entwickelung folgen. Gleichviel, — das überhebt uns der unnöthigen Spannung. — Nun mögt Ihr zur Bescheerung schreiten: ich habe das Meinige gethan.“

Er reichte seiner Schwiegertochter den Arm und geleitete sie zu den Tischen.

„Adolph,“ sagte Minona mit dem Finger drohend zum Bruder, „das verzeihe ich Dir nie. — So heimlich, so verschlossen gegen mich, Deine beste Freundin!“

„Ach, Minona,“ entgegnete er, „wenn ich den Muth gehabt hätte; aber jetzt hab' ich ihn zu Allem. Und wer weiß, Schwester, wenn Du erst in derselben Lage sein wirst — ob Du mir gegenüber nicht auch schweigst. Die Liebe gewältigt Jeden auf eigne Art.“ —

— „Minona," sagte der Vater, der jetzt zurückkehrte, und deutete nach jener Thüre, „am nächsten Weihnachtsabend für Dich auch eine spanische Wand."

Sie erröthete und entfloh aus seiner Nähe. —

Um den Weihnachtsbaum herum saßen dann beim köstlichen Mahle vier — ja fünf glückliche Menschen, denn der treue Specht schloß das Glück, das ihn umgab, auch in seine theilnahmvolle Brust ein.

Am nächsten Sonntage aber segnete, um auch den gesetzlichen Bestimmungen Deutschlands zu genügen, ein Priester das junge Paar am Altare ein.

Die schöne Magd.

— 1849 —

1.

„Sie tanzt doch zum Entzücken schön!“ sagte Walter von Ried zu seinem Freunde, dem Assessor Bärenstein, als Emilie feengleich die Reihen hinabflog.

„Sie ist auch eine Fee,“ versetzte dieser: „bezaubernd, reizvoll, sonderbar, und wenn ich nicht irre, auch trotzig und launisch, wie eine solche.“

„Das eben liebe ich,“ gegenredete Walter; „den kindischen Trotz, den Blick so von oben herab! Die stolze Nase, das apparte Wesen: Alles das macht sie überaus reizend, pikant. Heut oder niemals,“ setzte er leise hinzu, und eilte nach der Tänzerin hin, die so eben abgetreten war, bat um eine Extratour und erhielt sie. Sie lächelte freundlich und schelmisch zugleich, als er sie umschlang und in die Reihen führte, sie war seiner Huldigung schon gewiß, sie sah seine Liebe sich entzünden; er lag in ihren Fesseln, dieser Gedanke schwellte ihre Brust. Denn er war der schönste junge Mann, der liebenswürdigste Schmetterling, ihn hatte sie gehascht, ihm die Flügel gebunden. Sie wußte sich beneidet von Freundinnen und Feindinnen; ein seliges Gefühl durchrieselte sie warm und elektrisch. In seinem Arm ward sie zur Elfe, sie schwebte libellengleich über den glatten Parkettboden; das weiße Atlasgewand, die hochgerötheten Wangen, die freudetrunkenen Augen, die halbgelösten Locken, das Auftauchen und

Verschwinden der Gliederumrisse unter der leichten neidischen Hülle; Alles dies gab eine leuchtende, verführerische Erscheinung. Sie war das schönste Mädchen des Balles, wie er der schönste Mann.

Wie sie jetzt abtraten, und er sie zu ihrem Sitze geleitete, sprach er angelegentlich, doch leise mit ihr; erst stockend, dann rascher, lebendiger, er legte mehrmals die Hand auf seine Brust, sie erröthete, dann schlug sie die Augen nieder, ihre Hand zitterte in der seinigen, er führte sie zu ihrem Sitze unter dem Balkon. Hier, wo sie weniger belauscht waren, sah sie ihn mit einem tiefen, seelenvollen Blicke an, und preßte seine Hand mit ihren zarten Fingern, und er, dem das Blut aus den Wangen gewichen war, lispelte fragend: „Ja, ja? Also darf ich?“ Sie nickte, und eine Thräne trat in ihr Auge. Er eilte aus dem Saale in das Spielzimmer.

Hier lehnte der Präsident von Bank an einem Trümeau, und sah dem Ekartèe zu. Walter faßte seine Hand und zog ihn in eine Ecke. Hier stürmten die Worte beflügelt aus seiner bewegten Brust. Der ernste seelenruhige Präsident, an dem jeder Zoll ein Geschäftsmann war, hörte ihn an, dann legte er die Hand auf seine Schulter, und sagte mit tiefer Stimme, die sich im Kollegium, wie im Gesellschaftsleben stets gleich blieb: „Seien Sie mir willkommen, lieber Baron. Ihr Antrag erfreut mich und obgleich Emilie in das Departement meiner Frau gehört, so kann ich Ihnen doch im Voraus ein gewichtiges „Ja“ sagen. Besuchen Sie uns morgen, und die Sache wird auch zu meiner Freude abgemacht.“

Walter wollte ihm an die Brust sinken, aber der Präsident wehrte dies ab, indem er sagte: „hier nicht!“ und sich wieder an den Spieltisch zurückverfügte.

Emilie stand in der Quadrille, als Walter wieder im Saale erschien. Er konnte ihr jetzt nur durch einen leuchtenden Blick sein Glück verkünden. Sie lächelte und senkte die langen schwarzen

Wimpern über den strahlenden Augen. So oft die Tour sie in seine Nähe brachte, warf sie ihm einen bedeutungsvollen Blick zu. O, diese Sprache der Augen ist viel inniger, viel tiefer und entzündender, als jeder Austausch von Worten! Die Seelen reden mit einander, ohne Vermittlung des Mundes, und doch so verständliche Sprache.

Der letzte Ton des letzten Walzers war verklungen, die Säle entleerten sich, Walter führte Emilien dem Vater zu — die Mutter hatte wegen Unpäßlichkeit am Balle nicht Theil genommen —; er legte ihr Shawl und Mantel um die Schultern und geleitete sie zum Wagen. „Emilie,“ sagte der Präsident beim Einsteigen in seinem kalten, ernsten Tone, „Du weißt — der Herr Baron — gut. Schlafen Sie wohl, Herr von Ried!“

Walter preßte die Hand der Geliebten, und hob die warme, weiche Gestalt in den Wagen, der fortrollte.

Walter eilte in das Hôtel zurück. Säle und Spielzimmer waren geleert, nur in der Kredenz saßen noch mehre seiner jugendlichen Freunde. Er war zu glücklich um sein Geheimniß in der Brust verschließen zu können, er mußte sich aussprechen, mußte in lauter Freude schwelgen, in der Gewißheit seines Besitzes.

Er stürzte in Bärenstein's Arme, und rief begeistert: „Sie ist mein!“

„Ich gratulire vom Herzen,“ versetzte dieser, und zog ihn an einen Tisch, wo vier bis fünf Bekannte saßen und Thee tranken; „ist's noch ein Geheimniß, oder dürfen die da auch davon wissen?“

„Alle Welt!“ versetzte Walter und warf sich in einen Sessel.

„Unser Freund,“ sprach Bärenstein zu der Gesellschaft, „ist glücklicher Bräutigam. Auf dem heutigen Balle hat er von Fräulein Emilie von Bank das Jawort erhalten.“

„Wir gratuliren von ganzem Herzen!“ riefen die Andern und reichten ihm die Hände.

„Ein brillanter Gedanke das," sagte ein blonder Jagdjunker, „den wir alle sicher gehegt, dessen Ausführung uns nur nicht gelang."

„Habt Dank, meine Freunde," versetzte Walter; „ich bin zu glücklich, um den Blasirten spielen zu können, während mir vor Freude das Herz pocht. Ich muß mich aussprechen, ausjubeln; darum hinweg mit der Theekanne, dem Symbol der kalten Reflexion, und Champagner herbei! Seid meine Gäste und theilt von meiner Freude!"

„Auch ein kluger Gedanke," lachte Hauptmann Erl, „denn mehr oder minder ist doch jeder von uns neidisch und eifersüchtig, daß es dem Baron gelungen ist, die köstliche Bank zu erobern —; und so laßt uns denn den Aerger hinabspülen. Alle können nicht die Glücklichen sein."

„Mich müßt Ihr ausnehmen," warf der Assessor ein, „was nämlich die Eifersucht betrifft, und nicht das Trinken; denn ich bin schon versehen, wie Ihr wißt, und feiere in zwei Monaten Hochzeit."

Der Champagner wurde gebracht, man trank zahllose Gesundheiten, leerte viele Flaschen, Walters Freudigkeit wirkte ansteckend, man sang, jubelte, lachte, der Bräutigam, von seinem Glück erfüllt, wußte selbst nicht wie viel er trank, aus der Fröhlichkeit wurde ein wildes Gelage, das dauerte, bis der Morgen — man war im März — hell durch die Fenster schien.

Es war Zeit zum Aufbruch. Der Assessor gab Waltern das Geleit bis zu seiner Wohnung. „Bruder!" sagte er, in der Aufrichtigkeit der Weinlaune, „es freut mich in der Seele, daß Du Dich glücklich fühlst; aber Deine Braut, die kleine Hexe, die Fee wollte ich sagen, wird Dir zu schaffen machen. Die Allesbesiegende wird nicht eine sich leicht Fügende sein. Sie war bis jetzt die allgemein verehrte Göttin des Tempels, ich weiß nicht, ob sie sich leicht an den Hausaltar schmiegen wird. Doch Du bist ein Mann!" —

„Und Du ein Narr!“ warf Walter ein; „Emiliens Herz ist rein wie Gold. Sie ist schön, wird von aller Welt vergöttert — natürlich, daß sie das fühlt. Sie liebt mich und wird die Meinige. Das ist die Geschichte aller Mädchen, die Gattinnen werden.“

„Aber man sagt, sie sei ein sehr verzogenes Kind, freilich das einzige ihrer Eltern. Aber Du bist ein Mann!“

„Verzogen, wie jedes junge Mädchen. Sie liebt mich, und Liebe ist die beste Erzieherin. Laß das meine Sorge sein: denn ich bin ja ein Mann.“

„Nun, nichts für ungut,“ beschwichtigte der Assessor, den die frische Morgenluft etwas verwirrte. Du weißt, ich bin Dein Freund, gäbe mein Leben für Dich — und es ist alles gut gemeint.“

„Das weiß ich, alter Fidelio,“ lachte Walter; „beim Champagner warst du doch stets mein redlicher Mentor. Du traust meiner Geliebten nicht aus Liebe zu mir; die Andern werden sie schelten, wagten sie es, aus Neid. Das ist der Unterschied. Du siehst, ich fasse Dich, ehrliche Seele! Gute Nacht.“

Sie waren bei Walters Wohnung angelangt und trennten sich. Der Assessor schwankte nach der Vorstadt, ärgerlich darüber, daß er in seinem Ballstaate von den Leuten, die zu Markte gingen, als eine auffallende Erscheinung begafft wurde. Walter ließ sich von seinem Diener entkleiden, und warf sich auf sein Lager. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Das freudige Ereigniß, der ernste Schritt, die wilde Lustigkeit in seiner Brust, der Champagner in den Adern, Bärensteins mahnende Worte: dies Alles hielt ihn wach. Erst gegen acht Uhr verfiel er in eine Art von Halbschlaf, und erwachte gegen Mittag nicht ohne Schrecken, denn es war die höchste Zeit, seiner Braut und ihren Eltern aufzuwarten.

Er warf sich in die Kleider, sprang in den Wagen, und fuhr zu Emilie.

Der Präsident empfing den künftigen Schwiegersohn ernst und feierlich. Er sprach nur die Worte: „Willkommen! — Hier Emilie — Dein Bräutigam;" dann umarmte er Walter und gieng in sein Kabinet; die Mutter der Braut, eine gutherzige, schwache, beschränkte und der Tochter ganz untergeordnete Frau, führte diese unter Thränen in seine Arme, und Walter drückte zum erstenmale seine Lippen auf den Mund der Geliebten.

Auch die Mutter entfernte sich nach kurzer Frist, und ließ das liebende Paar allein.

„Emilie!" rief Walter entzückt, und sank zu ihren Füßen, und bedeckte ihre Hand mit Küssen, „wie unendlich glücklich machen Sie mich! O, der gestrige Abend ist der Anfang meines Lebensglückes."

„Darum auch," entgegnete sie halb lächelnd, halb schmollend, „haben Sie ihn bereits mit lustigen Freunden in Champagner gefeiert. Ihnen genügte die innere Freude nicht, wie mir, sie mußte bei Ihnen laut zum Ausbruch kommen. Die Flasche muß ein geistiges Interesse für die Männer haben; sie wählen sie zu ihrer Vertrauten." Sie setzte sich an ihr Arbeitstischchen im Fenster.

„Emilie!" versetzte Walter und erröthete, „Sie wissen bereits, daß ich heut Nacht fröhlich war? Gut, dann wissen Sie aber auch, daß ich es um Ihretwillen war, daß Sie der Gegenstand, die Veranlassung dieser Freude gewesen."

„Und der Wein und die lärmenden Genossen steigerten wohl die Freude. Ihr Entzücken war nicht an und für sich poetisch genug — Sie bedurften eines Hebels also? Und wie übernächtig sehen Sie aus. Ich fürchte, Sie werden die schönen Stunden des Junggesellenlebens an meiner Seite schmerzlich vermissen."

„Emilie!" rief er schmerzhaft bewegt, „diese vorwurfsvolle Sprache? Ich bin entzückt wie ein Gott hieher gekommen, und

Sie begegnen mir mit berechneter Kälte. Wie können Sie reflektiren, erwägen, tadeln, da wo ich von dem gestrigen Augenblicke meines Lebens nur in Gefühlen geschwelgt habe, wo meine berechnende Vernunft stille stand, und nur das warme Herz pulsirte! Ueberschwenglicher Schmerz macht sich beim Weibe in Thränen Luft, und überschwengliche Freude beim Manne in Jubel und Jauchzen, oder wenn sie wollen in Jubel und Festgelage. O! hinweg mit dieser ernsten Stirne; ich habe dies Antlitz ja nur stets lächeln gesehen, und noch erst gestern, wie so selig! Meine Emilie!" Er faßte flehend ihre Hand.

Sie erhob das Antlitz, und sah ihn lächelnd, mit einem bezaubernden Blicke an, indem sie sagte: „Nun, es ist gut. Ich hatte mir diese Strafpredigt eingeübt, weil Sie sie doch einigermaßen verdienten. So ganz ernst war sie nicht gemeint, obgleich Sie sich nunmehr werden daran gewöhnen müssen, Ihrer Braut den größeren Theil Ihrer Zeit und Neigung zu widmen, als Ihren Altersgenossen."

„Alles, Alles!" betheuerte Walter; „der gestrige Tag war der Aktschluß eines vergangenen Lebens, der heutige gibt mich Ihnen und meinen süßen Pflichten ganz zu eigen."

Sie reichte ihm freundlich die blühende Wange, und das Gespräch nahm eine andere Richtung. Es war der Wortaustausch Liebender, mit all seinen Neckereien, Betheuerungen, Zweifeln und scherzhaften Widersprüchen. Verliebte sagen sich ein und dasselbe, nur variiren sie das Thema tausendfach, und werden desselben nicht müde.

Walter, der noch von der durchschwärmten, schlaflosen Nacht her eine trockene Gluth in seinem Innern fühlte, bat um ein Glas Wasser. Emilie rührte die silberne Klingel, welche auf ihrem Tische stand — die Thür öffnete sich, und eine hohe, schöne Mädchengestalt, im einfachen, aber gewählten Hauskleide trat herein. Das blühende Antlitz, die blauen seelenvollen Augen,

das reiche hellblonde Haar, der zarte, doch formgerundete Wuchs, die reizende Haltung dieser Erscheinung, frappirten Walter so plötzlich, daß er sich rasch erhob, und sich vor der vermeintlichen Dame artig verneigte.

„O bleiben Sie," sagte Emilie, über seinen Mißgriff fast spöttisch lachend, „es ist ja nur unsere Magd."

Das so bezeichnete Mädchen erröthete wie eine Purpurrose, und fragte mit bebender, aber melodischer Stimme nach den Befehlen des gnädigen Fräuleins.

„Der Herr Baron wünscht ein Glas Wasser," war die Antwort, worauf sich das Mädchen wieder entfernte.

Sie ist nur eine Magd. Diese Worte kamen Walter doch zu vorwurfsvoll, fast zu herzlos vor. In dem Tone, wie sie gesprochen wurden, lag eine schneidende Geringschätzung. Ach, warum vermögen die Vornehmen den Druck der Dienstbarkeit ihren Untergebenen nicht durch Liebe zu erleichtern, und warum muß meine angebetete Emilie auch gerade so sein, wie die Andern, dachte Walter im Fluge, wurde jedoch durch die Fortsetzung des Gespräches sogleich auf einen anderen Gegenstand geführt.

Bald erschien das blonde Mädchen wieder, ihre Hand zitterte, als sie Waltern auf der silbernen Tasse das Glas überreichte, dessen Inhalt überfloß.

„Wie ungeschickt," sagte Emilie, und warf der Dienerin einen verweisenden Blick zu. Walter hatte zugleich sein Auge zu dem Mädchen erhoben, er sah ihre vorher von der Demüthigung gerötheten Wangen mit Bläße überzogen, und eine schüchterne Thräne in ihren langen Wimpern. Das Mädchen war überraschend schön, ja, er bekannte es sich mit einem leichten Schrecken, schöner als Emilie: nicht blendend, imposant, verführerisch wie diese, aber mädchenhaft-fromm, mild, voll engelhafter Demuth. Die zitternde Thräne im Auge schmerzte ihn, seine Emilie hatte sie auf seine Veranlassung hervorgelockt, die arme

Magd war gefühlvoll, ihre leicht erregte Empfindlichkeit, so wie ihre ganze Erscheinung, ließ auf eine bessere Erziehung, als ihre gegenwärtige Stellung bedingte, schließen. Sein Herz zürnte in diesem Augenblicke Emilien, wegen des kalten Wortes, des lauten Verweises. Aber in neuem Gekose, neuem Liebesgeflüster betäubte er bald diese flüchtige Empfindung; er leerte rasch das Glas Wasser, und entfernte sich früher, als er gedacht, von seiner Braut. War er auch mit seinem ersten, vertrauteren Besuche bei der Auserwählten nicht unzufrieden, so hätte er doch die beiden störenden Momente während seines Empfanges hinweggewünscht. Der ersten Stunde seines Glückes sollte ein durchaus heiterer Himmel lachen.

Als ihm die schöne Magd die Thür des Treppenhauses öffnete, drückte er ihr rasch, so daß sie weder danken, noch ablehnen konnte, ein Geldstück in die Hand und eilte hinab. Mit Geld, sagte er zu sich, kann ich freilich das Weh nicht ungeschehen machen, aber das gefühlvolle Mädchen soll wenigstens erkennen, daß ich dazu nicht die Veranlassung war. So schön, dachte er auf dem Nachhausewege, und dienen müssen; das ist drückend und gefährlich zugleich. Vielleicht war Emilie, obgleich in seinen Augen ein Engel, doch auch ein Weib, nur darum so hart gegen die Dienerin, weil sie in dem, was Beiden die Natur gegeben, eine Rivalität erblickte. Frauen lieben, das ist ausgemacht, die Schönheit an ihren Dienerinen nicht. Aber Emilie, gestand er sich einwerfend, liebt mich; ihr Stolz wird an dieser Liebe schmelzen; o! es muß wonnig sein, dem angebeteten Wesen allmählig seine Wärme, seine Gluth einzuhauchen und die erste Thräne des allliebenden Gefühles von der Wimper zu küssen.

2.

Walter's Vermählung mit Emilie war auf den September festgesetzt. Tage und Wochen vergingen im glücklichen Liebes-

rausche. Die schöne Jahreszeit mit ihrem Himmel lächelte auch dem Himmel im Innern der beiden Liebenden. Zwar erschien Waltern Emilie manchmal zu ernst, eigenwillig in ihrem Stolze. Sie konnte zürnen, schmollen, bis zur Kälte in der Berechnung ihres Eigenwillens gehen. Sie war zum Widerspruche geneigt, mit Sorgfalt beinahe suchte sie das Tadelnswerthe in seinem Betragen auf; je schmiegsamer ihn die Liebe machte, um desto mehr glaubte sie Recht zu Vorwürfen zu haben. Aber es waren Mädchenlaunen, Äprilwetter; wie selig konnte sie nicht wieder erwarmen unter seinen Küssen, ein neckisches, muthwilliges Kind sein, und wie schön war sie nicht selbst im Grollen, selbst im Eifer des Widerspruches. Und wie überaus reizend war die Versöhnung nach jedem Streite. — Oft entwand sich freilich ein Seufzer seiner Brust, wenn er bedachte, daß diese Schlagschatten vielleicht dereinst nicht immer von sanften Lichtern gemildert werden dürften. Oft ging er verstimmt, verletzt, ja gehöhnt von ihr, suchte die Einsamkeit, vergoß Thränen, verzweifelte an seinem Glücke, aber immer kehrte er wieder zu der holden Zauberin zurück, und ein Blick, ein Wort, ein schelmisches Lächeln von ihr genügte, ihn alle Leiden vergessen zu machen. —

Die schöne Dienerin, der er manchmal bei seinen häufigen Besuchen begegnete, schien ihm, bei Beobachtung aller gebotenen Devozion, manchen Blick wehmüthiger Theilnahme zuzuwerfen: dies war namentlich der Fall, wenn er sich, in Folge eines kleinern oder größern Zwiespaltes mit Emilie, verstimmt von dieser entfernte. Walter unterließ nicht, wenn er bei seiner Braut gespeis't hatte, oder bei andern Veranlassungen, das Mädchen reich zu belohnen, immer auf eine Art, daß sie sich gegen die Gabe weder sträuben, noch dafür danken konnte. Einmal trieb ihn seine Geringschätzung des Geldes dazu, und dann flößte ihm das schöne Mädchen in seiner untergeordneten, demüthigen Stellung eine Art schmerzlicher Theilnahme ein.

Dem Kreise seiner Freunde hatte sich Walter nach und nach ganz entfremdet. Die Einen spotteten, er lasse sich schon jetzt beherrschen, die Anderen prophezeiten ihm eine Hölle in der Ehe; Neidische witzelten darüber, daß er mit seinem weichen, schweigsamen Charakter es gewagt habe, zu der hohen, sieggewohnten Emilie sich zu erheben, die zu kirren und zu fesseln eine andere Männlichkeit erforderlich sei, wobei natürlich ein Jeder an sich dachte; in Einem aber stimmten sie sämmtlich überein: daß Walter nämlich nicht mehr jener heitere, lebensfrohe, jugendkräftige Mensch sei, der er war: der feuersprühende Mann, welchem sonst alle Frauenherzen entgegen flogen und sich zu eigen gaben. Liebe besiegt nicht allein, sie macht auch oft zum willenlosen Sklaven, sie macht demüthig und feige dem Sieger gegenüber. Noch hielt sich Walter, dem derlei Urtheile nnd Bemerkungen zu Ohren kamen, für keinen Sklaven, nur für den Vasallen der geliebten Herrin; in der Ehe sollte er den Herrscherthron besteigen — jetzt war Emilie nur noch Braut. Er vermied es, sich auch den innigen Befreundeten mitzutheilen; dazu war er zu stolz, auch dachte er, ein jeder Brautstand sei so, und die Ursache all der kleinen Mißhelligkeiten könne vielleicht doch er allein sein; denn er wußte sich ja geliebt. Der Assessor, mit welchem er noch am häufigsten verkehrte, schwieg, er ließ sich keine indiskrete Frage über den Grund seiner Verstimmung, seiner Zurückgezogenheit entschlüpfen; es war, als hätte er jene Worte des Zweifels und der Befürchtung in der Weinlaune der Ballnacht gar nicht gesprochen; aber er ließ doch manchmal einen bedeutungsvollen, forschenden und theilnehmenden Blick auf dem Freunde ruhen, der diesem nicht entging, ihn aber doch jede Erörterung vermeiden ließ. Die Geheimnisse der Liebe sind oft von so zarter Natur, daß sie selbst der innigste Freund, ohne zu verletzen, nicht berühren darf.

Eines Abends spät schied Walter in großer Aufregung

von Emilie. Sie hatte, seinem ausdrücklichen Wunsche entgegen, sich zu einer Landparthie versagt, welche Herren und Damen zu Pferde unternehmen sollten. Walter liebte es nicht, Damen zu Rosse zu sehen, er naṅnte es gerade unweiblich, eine Verletzung der Mädchenhaftigkeit. Emilie hatte schon früher diese seine Ansicht mit Einwürfen bekämpft, ja sogar bespöttelt, und nun war sie im Begriffe zu thun, was ihn offenbar verdrießen mußte. So sehr er auch bat und widersprach, sie war entschlossen, ihre gegebene Zusage seiner Grille wegen nicht zu brechen. Er sollte sie begleiten, und als er dies ablehnte, entschied sie sich demungeachtet, ohne seine Gesellschaft die Parthie mitzumachen, zumal da die Mutter mit den älteren Damen sich zu Wagen an dem bestimmten Versammlungsorte einfinden würde.

Ohne Kuß schied er diesmal von der Geliebten, da es ihm weder durch Gründe, noch durch Bitten gelang, ihren Trotz zu beugen. Der Bediente war nicht zugegen, Emilie klingelte deshalb ihrem Kammermädchen, um dem fortstürmenden Walter durch den Garten bis zum Ausgang zu leuchten. Auf seinen Gutenachtgruß erwiderte sie ein frostiges, leises: Gute Nacht, und Walter folgte dem Mädchen, das vor ihm herging.

Als sie das Thor öffnete, sagte Marie mit gesenktem Blick und bebender Stimme: „Ich habe eine Bitte, Herr Baron! die Sie aber nicht für übel deuten mögen.“

„Was ist's?“ fragte Walter rasch und noch aufgeregt von Verdruß und verletzter Eitelkeit. Er war eben im Begriffe, dem Mädchen ein Geldstück in die Schürzentasche zu werfen.

„Daß Sie —“ stockte Marie, und ihre Wange, um welche das Kerzenlicht flatterte, erröthete, „daß Sie mich nicht immer so reich zu beschenken — die Güte haben wollten. Ich — verdiene dies nicht.“

„Du wirst mir doch nicht vorschreiben, Marie,“ entgegnete Walter, „wie viel ich Dir geben soll, wenn ich einmal beschlossen habe, Dir etwas zu geben.“

„Nein, Herr Baron!“ fuhr Marie in peinlicher Verlegenheit fort, und der Leuchter zitterte in ihrer Hand; „ich meinte, ich werde doch schon von meiner Herrschaft bezahlt, und dann —“

„Und dann?“ wiederholte er fragend, und seine Stimme klang freundlicher, „dann, Marie?“

„Ich darf es nicht sagen.“

„Sag' es nur, ich bitte dich darum.“

„Und dann,“ lispelte sie kaum hörbar, „sind Sie ja nicht immer fröhlich gestimmt, wenn Sie Ihre — wenn Sie das Haus verlassen, und mir wollen Sie Freude machen.“

Diese Bemerkung frappirte Waltern. Er fühlte sich verletzt durch die Meinungsäußerung der Magd. Ihrem unbefangenen Blicke war seine häufige Verstimmung nicht entgangen. Schon wollte er ein hartes Wort erwidern, da aber sah er in Maria's engelfrommes Auge, welches ihn um Verzeihung flehend anblickte und er war entwaffnet. Der Ton ihrer Worte trug ja die innigste Theilnahme in sich; er stieß einen Seufzer aus, und sagte: „Nun, da es Dir keine Freude macht, Marie, da es Dich vielleicht sogar demüthigt, von mir ein Geschenk anzunehmen, so will ich es von nun an unterlassen. Aber unter einer Bedingung, mein Kind: ich bin Dein Freund, Dein aufrichtiger Freund, aus dem Grunde meines Herzens, und Du mußt mir also versprechen, wenn Du in Noth geräthst, wenn Du etwas bedarfst, das Deinem Glücke förderlich sein kann, Dich an Niemand anderen, als an mich zu wenden, und meine Hilfe anzunehmen. Willst Du das?“ Er drückte ihre Hand.

„Gewiß, Herr Baron,“ versetzte das Mädchen, und ihr Blick umflorte sich, „Sie sind ja so engelgut. Wenn das Fräulein es erlaubt.“

„Du hast nur Dein Herz und mich um Erlaubniß zu fragen. Also, willst Du?“

„Ja, Herr Baron,“ entgegnete sie fast athemlos.

„Gute Nacht, liebe Marie!" sagte er und verschwand durch die Thüre. — Er ging ins Freie. — So sehr ihn auch seine Verstimmung über Emiliens Eigensinn erfüllte, so beschäftigte ihn doch der Auftritt mit der schönen Magd in hohem Grade. Immer noch sah er das schüchterne, gefühlvolle, zartsinnige Mädchen in ihrer demüthigen Haltung vor sich stehen, und jene Bemerkung, die er Anfangs für indiskret zu halten geneigt, erschien ihm nunmehr in einem ganz andern Lichte. Sie war gewiß aus der Theilnahme des besten Herzens, aus ihrem Mitleid hervorgegangen. Die niedere Dienerin sah ein, daß ihm zu viel geschehe, daß Emilie ein grausames Spiel mit ihm treibe, daß sie sein Herz verletze. So weit also war es mit ihm gekommen, daß selbst eine Magd ihn bemitleiden durfte, daß ihr Herz zarter und weicher für ihn, der ihr ein Fremder sein mußte, schlug, als das seiner Braut! „Ob ich nicht zu rasch gewählt, mich zu früh gebunden?" fragte er sich zum erstenmale. Aber sein Stolz ließ ihn die Frage nicht bejahen.

Als er am folgenden Tage wieder zu Emilie kam, war er überrascht, keine Vorbereitungen zu der fatalen Landparthie zu finden. Schon schmeichelte er sich mit der Vermuthung, Emilie habe diese aus Gefälligkeit, aus Liebe zu ihm aufgegeben; schon wollte er ihr danken für diese zarte Nachgiebigkeit, für diese Fügsamkeit in seinen Wunsch; aber Emilie kühlte sein liebendes Aufwallen sofort ab, indem sie erzählte, die Mutter sei in der Nacht unwohl geworden, könne daher nicht Theil nehmen und dadurch sei auch sie abgehalten. Es lag etwas Absichtliches in dieser Aufklärung; sie wollte Walter zu erkennen geben, daß sie keineswegs seiner Kaprize willen, wie sie es nannte, ihrem Vergnügen entsagt hatte. Er sollte über die Festigkeit ihrer Entschlüsse nicht in Zweifel sein. Walter war verstimmt; zwar unterblieb der romantische Ritt; aber nicht seinetwillen. Die Liebe hatte ihm keinen Sieg erfochten. Emilie brachte absichtlich,

und mit vielem Geschick, die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand; sie war in delikater Laune, sie scherzte, erzählte, neckte, und leerte beinahe den ganzen Köcher ihrer Liebenswürdigkeit.

„Sie liebt dich doch,“ sprach Walter für sich, und küßte ihr die zarte Hand roth; „nur der Stolz der verzogenen Tochter ist es, der sie glauben macht, sie vergebe ihrer Würde und Selbstständigkeit etwas, wenn sie sich unbedingt deinen Wünschen fügt.“

Er verließ sie aufgeheitert und selbstzufrieden. Auf dem Korridor begegnete ihm die schöne Magd; er erwiederte flüchtig ihren Gruß; ihr Auge traf ihn schmerzhaft — sie schien geweint zu haben.

„Das Mädchen scheint unglücklich zu sein,“ dachte er; „vielleicht hat ihr Emilie wieder ein hartes Wort gesagt, wie es ihre Weise ist, ohne daß davon das Herz etwas weiß. Ihr Herz ist gut, der Ton der vornehmen Welt ist im Allgemeinen so scharf und verletzend gegen Niedere. Auch sind die Frauenzimmer in der Regel fügsamer gegen die Männer, als gegen ihr eigenes Geschlecht. Und die Dienerinen gehorchen stets lieber den Befehlen des Herrn, als der Frau. Meine Mutter, die doch die Liebe selbst ist, mußte das ja bisweilen erfahren. Die arme Marie ist zudem zu gefühlvoll, zu empfindlich für ihre untergeordnete Stellung. Warum kann ich nicht alle Menschen heiter und zufrieden machen?“

Er vermied in diesem Selbstgespräche die Frage, ob er denn auch sich stets heiter und zufrieden fühle. Die aufrichtige Beantwortung derselben hätte ihn in Verlegenheit gesetzt. Auf einer seltsamen Regung aber ertappte er sich. Woher die ungewöhnliche Theilnahme für Mariens Frohsinn oder Betrübtheit bei ihm, den doch nie sonst die Passionen der Bedienten seiner Bekanntschaft im Entferntesten interessirt oder nur angeregt hatten? Weil das Mädchen so schön war? Das mochte er sich nicht

gestehen. Weil sie gutherzig, sanft, gefühlvoll und über ihren Stand gebildet war? — Das hatte er ja nur vermuthet. Ihre Theilnahme bei seiner Verstimmung konnte ja nur einem gerechten oder ungerechten Groll, wie ihn Dienende gegen ihre Herrschaft häufig hegen, entsprungen sein. — Es war das Glas Wasser, welches er verlangt, und der Umstand, daß er die Veranlassung zu Mariens Demüthigung war. Den fatalen Eindruck, den er durch seinen Mißgriff heraufbeschworen, hätte er gern aus der Erinnerung der schönen Magd getilgt. Daß Emilie sie eine Magd genannt, war nichts so Verletzendes, geschah es doch in dem Augenblicke, wo er sie für eine Dame des Hauses nahm, und ihr eine Aufmerksamkeit erwies, die ihr nicht zukam. Emilie konnte freilich den Irrthum auf eine delikatere Weise berichtigen. Mit einem Worte, dem Mädchen, wie es nun einmal fühlte, war um seinetwillen wehe geschehen, und daher die Regung seines guten Herzens, das veranlaßte Unrecht stets gern zehnfach wieder gut zu machen strebte.

Walter gieng heute den Assessor aufzusuchen. Es fiel ihm schwer auf's Herz, daß er den Freund in letzter Zeit doch gar zu sehr vernachlässigt. Zudem nahte, man war zu Ende des Mai, dessen Vermählung in wenig Tagen, welcher beizuwohnen Walter feierlich zugesagt hatte, und so ziemte es sich doch wohl, dem treuen und vielleicht nur zu aufrichtigen Jugendgenossen noch einen Junggesellenbesuch abzustatten. Nicht ohne Verlegenheit trat er in die Stube, wo er bei dem Unzertrennlichen ehemals ganze Tage, wohl gar Nächte zugebracht.

„Du wirst Dich wohl wundern," sagte er nach der ersten Begrüßung mit sichtbarer Befangenheit, „daß ich so selten —"

„Keine Entschuldigung, lieber Walter," rief Bärenstein, und drückte ihn mit alter Herzlichkeit an die Brust, „wenn ich bitten darf. Ich weiß selbst zu gut, welche mehr oder weniger schwierige Rolle ein Bräutigam zu spielen hat. Die Geliebte will ein

ganzes Herz, oft noch das Gemüth und den Verstand oben drein; sie will alle Liebe und wirft der Freundschaft ein quand-même zu. Die Bräute sind in der Regel egoistisch, habsüchtig. Doch vor allen Dingen eine Frage; Auge in Auge, und Herz zum Herzen, die sich wohl der brüderliche Freund erlauben darf: fühlst Du Dich glücklich, Walter?"

Walter erblaßte, sein Auge senkte sich. „Ich bin es," entgegnete er nach einer Pause, „und hoffe es bald als Gatte ganz zu sein."

„Dies freut mich in der Seele," fuhr Bärenstein fort, dem Walters befangene Antwort nicht entging; „ich bin es schon jetzt, ich war es bereits als mein und Paulinen's Herz sich verstanden. Pauline ist ein herrliches Mädchen; nicht so schön wie Deine Emilie, nicht prächtig, imposant, königlich wie diese — aber für mich, meine bescheidenen Ansprüche wie geschaffen. Sie ist die Einfachheit, die Aufrichtigkeit selbst, ihre Seele, ihr Denken und Fühlen liegt klar und durchsichtig wie der Spiegel einer Silberquelle vor mir. Durch ihre herrlichen blauen Augen seh' ich auf den Grund ihres Herzens, und erblicke, was dort ruht und was sich regt. Diese Augen haben mich auch nicht, so wie der Blitz, in Feuer und Flamme versetzt, sie haben mich allmälig erwärmt und durchglüht. Ja Freund, ich habe gut gewählt, und doppelt freut es mich, auch Dich zufrieden zu wissen. Nun aber von meiner Hochzeit, bei der ich auf Deine Anwesenheit bestimmt rechne."

„Hauptsächlich darum kam ich," versetzte Walter, „um Dir mein Versprechen zu erneuern."

„Kannst Du Dir eine herrlichere Jahreszeit zum Heirathen denken," fuhr Bärenstein fort, „als den Mai mit seinen tausend Düften und Blüthen! Wir feiern unsere Vermählung deshalb auch auf dem Lande, auf der Villa meines Schwiegervaters bei Meißen, die Du kennst, dort zwischen Bergen, an der herrlichen

Elbe, in dem weißen, freundlichen Hause mit den Jalousien. Es sollen uns Göttertage erblühen. Heut über vier Tage werde ich getraut; dann geht es durch die sächsische Schweiz in das herrliche Böhmen hinein. Zwei Tage mußt Du uns schenken; so lange nämlich jubeln wir im elterlichen Hause; dann erst fahren wir auf einige Wochen in die weite Welt."

„Zwei Tage?" wiederholte Walter, „ich habe zwar mit Emilie nur von einem Tage gesprochen; indeß läßt sich das machen."

„Freilich," fuhr Bärenstein fort, „Deine Braut ist mit der meinigen nicht so genau bekannt, daß man eine Einladung wagen könnte, auch wohnen dem Feste nur die nächsten Anverwandten bei; Du bist der einzige Gast von meiner Seite, der nicht zur Sippschaft gehört. Indeß: Emilie muß Dir Urlaub geben, und sollt' ich sie selbst darum bitten."

„Thu' das," entgegnete Walter rasch; „nicht als ob ich mich zu geniren hätte; aber es wird ihr schmeicheln, legst Du einen Werth darauf, mich einen Tag länger zu besitzen. Du weißt, sie achtet Dich von meinen Freunden am meisten."

„Ja," bestätigte Bärenstein, „und es thut den Bräuten sehr wohl, wenn man sie als Herrinen gelten läßt, und sie auch nur aus Formalität befragt. Ich werde morgen Deiner Braut meine Aufwartung machen. Vergiß aber ja nicht, lieber Walter, noch Vormittags auf dem Landgute einzutreffen; wir rechnen bestimmt auf Deine Gegenwart bei Tische."

Nach längerem herzlichen Gespräche trennten sich die Freunde.

3.

Emilie war gegen Bärenstein, als er sie bat, ihm den Freund auf zwei Tage frei zu geben, die Liebenswürdigkeit selbst, obgleich sie später gegen Walter eine Art Verstimmung darüber

merken ließ, daß es ihm so leicht fallen dürfte, ihres Umganges zwei ganzer Tage zu entbehren. „Uebrigens müssen Sie mich Ihrem Freunde,“ bemerkte sie, „als herrschsüchtig geschildert haben, daß er es für nothwendig hielt, mich um Urlaub für Sie zu bitten. Ich komme mir wie ein Professor vor, den man befragt, ob er dem Schüler Ferien geben will. Die Sache sieht aus wie ein abgekarteter Spott, wenn ich nicht lieber annehmen mag, Bärenstein schwebe selbst in einer gehorsamen Abhängigkeit von seiner Braut, und beurtheilt die Anderen nach ihr.“

Walter schwieg; er wußte, daß ein Eingehen in Emiliens Kontroverse diese stets nur noch steigerte, reizte, ja zu Heftigkeiten verleitete. Er wollte sich die gute Laune, die ihn beim Hinblick auf das Fest überkam, nicht im Voraus verkümmern. Emilie ward auch ruhiger, da er nicht ein Wort der Entschuldigung, der Erklärung oder Vermittlung vorbrachte; sie mußte Recht haben — er gewährte ihr diesen kleinen Triumf. Er verließ sie in ziemlich guter Stimmung. Als er beim Abschiede sagte: „Meine Gedanken werden doch stets bei Ihnen sein, Emilie!“ versetzte sie lachend zwar, aber nicht ohne Schärfe: „Wer das glauben mag; da es Ihnen um des Freundes und eines Hochzeitmahls willen doch gar nicht schwer zu fallen scheint, meine Gesellschaft zwei Tage lang zu missen.“

„Um mir jede Ausflucht abzuschneiden,“ entgegnete Walter, „hat eben Bärenstein Sie um jenen zweiten Tag ersucht. Glauben Sie übrigens in meiner Gewährung eine Gleichgiltigkeit zu bemerken; so will ich —“

„Nein, nein, Walter,“ sagte sie freundlicher, „es war nur Scherz; gehen Sie, bleiben Sie — ich, wir haben es ja zugesagt. Der Assessor könnte mich für ein sentimental-verliebtes Kind halten, das ohne den Herzgetreuen nicht zwei Tage leben kann, und sich abhärmt wie ein schmachtendes Ritterfräulein.“

Sie reichte ihm die Wange zum Kusse, und drohte schelmisch:

„Wenn auch nicht alle, so doch einige Gedanken bitte ich mir aus! und bei der Rückkehr eine getreue Schilderung des Erlebten. Ich beneide Sie übrigens nicht um diese Konvenienzfreude. Es wird recht langweilig hergehen in der spießbürgerlichen Gesellschaft."

Walter eilte nach Hause, um sich zur morgigen Abreise zu rüsten. Er hatte ein Scherzspiel bei der Hochzeit auszuführen beschlossen. Sein Schwank sollte Bärenstein an die vielen ähnlichen, einer früheren, ach freieren, oft gar tollen Zeit ihres Zusammenlebens erinnern. Er wollte noch ein Mal als der vormalige Walter debutiren, die heitere Seele jeder Gesellschaft, der lustige Champion jedes muthwilligen Unternehmens.

In einen abgeschabten schwarzen Frack und verwaschene Nankingbeinkleider gekleidet, einen ausgestopften Höcker, und darüber ein Ränzlein auf dem Rücken, das linke Auge von einer Binde und den Kopf mit einer fuchsgelben Perücke bedeckt, bestieg Walter am frühen Morgen die Arche des Lohnkutschers als fahrender Schneidergeselle. Er hatte diese Maske gewählt, um unter derselben durch Rede und Gesang eine Zeit lang das Brautpaar und die Gäste zu mistifiziren und dann freudig zu überraschen. Da ihm das Talent eigen war, Sprache und Mienen in der Art zu verstellen, daß ihn oft die genauesten Freunde geraume Zeit nicht wieder erkannten; so zweifelte er auch nicht an dem Gelingen seiner Rolle.

Walter hatte seinen Platz neben dem Wagenlenker genommen, und diese langsame Fahrgelegenheit statt des Eilwagens gewählt, um sein Inkognito beizubehalten und sich am Orte seiner Bestimmung nicht durch ein sonst nöthiges Umkleiden zu verrathen.

Als die Pferde außerhalb des Thores auf der staubigen Chaussée dahinkeuchten, hatte Walter Muße, das Innere des Wagens, in welchem es ziemlich laut hergieng, zu mustern. Den Fonds nahmen zwei Studiosen und eine alte Frau ein. Auf

dem Rücksitz saß der Gewürzkrämer einer Provinzialstadt, neben diesem ein dicker Oekonom, und im einfachen Mantel und Häubchen allem Anschein nach ein junges Frauenzimmer. Das Gesicht des Letztern konnte Walter trotz allen Wendungen nicht erkennen, weil er sich just Rücken an Rücken mit ihr befand. Das Gespräch, oder vielmehr ein Wortwechsel, schien im vollen Gange. Die beiden flotten Jünglinge, auf einer Pfingstferienreise begriffen, hatten aller Vermuthung nach die Nacht hindurch mit lustigen Kollegen bei fröhlichem Gelage zugebracht, und es machten sich noch die Nachwirkungen bemerklich. Der Aeltere, ein bärtiges, fast männliches Antlitz, lag, die Verbindungspfeife rauchend, ernst und schweigsam in der Ecke. Viel lebendiger, vom Feuerweine noch durchglüht, war der Jüngere, ein glattes, lustiges Gesicht: laut lachend, singend, sprechend und die Gesellschaft neckend. Wie es Waltern schien, hatte er dem jungen Frauenzimmer, seinem vis à vis, auf eine etwas stürmische Weise seine Liebe zu erklären gesucht, war aber mit Kälte zurückgewiesen worden. Darüber aufgebracht, begann er sie nun zu necken, oder nach dem Kunstausdrucke, zu ennuiren. „Sie haben in der That," sagte er, nachdem auf mehre seiner Anreden keine Antwort erfolgt war, „eine frappante Aehnlichkeit mit dem ersten Bassisten unsers Theaters. Sollten Sie vielleicht Ihren Kontrakt annihilirt haben, das heißt in der Kunstsprache: durchgegangen sein, und haben sich deshalb in diese Verkleidung geworfen?"

Es erfolgte keine Erwiderung.

Der Studio, einmal in guter Laune, und durch das Schmunzeln der umsitzenden Filisterschaft, die vor ihm Respekt hatte, angeeifert, fuhr fort:

„Oder sollten Sie gar eine Dichterin, eine Improvisatorin sein, deren jetzt so viele in der Welt herumreisen? Eine Touristin à la Mißtreß Trollope, die Unvermeidliche? Ja, wenn Sie dies sind, so begrüße ich in Ihnen eine Kollegin. Auch ich bin

Reisenovellist und Stegreifdichter. Ohne Zweifel wird Ihnen die erhabene Ode von Klopstock bekannt sein. Ich will sie Ihnen vorsingen:

„Nachtigall, ich seh dir sitzen,
Ei wie dir die Augen blitzen:
Nachtigall ich hör dir singen,
Das Herz im Leib' möcht mir zerspringen."

Der lustige Jüngling sang dies mit voller Kehle, und zum Schluß mit barocker Kadenz. Immer noch erfolgte keine Antwort, und er fuhr daher fort: „Nun hab' ich es: Eure Durchlaucht sind gewiß eine verwunschene Prinzessin, welche, obgleich in diese Umgebung verbannt, sich mit derselben noch nicht befreunden kann. Irgend eine Fee Amorosa hat Ihnen für einige Stunden des Tages das Sprechen untersagt. Für ein Frauenzimmer eine harte Strafe."

„Mein Herr," erhob nun die Angeredete ihre Stimme, der man trotz ihrer Weichheit doch eine Entrüstung anmerkte, „wenn Sie sich, weil meine Kleidung keine Dame von Stande verräth, auch für vornehmer halten, als mich, so gibt Ihnen dies doch kein Recht, solches hier geltend zu machen. Ich habe meinen Platz eben so gut bezahlt wie Sie, und verlange dieselbe Achtung und Rücksicht, welche ich Ihnen bezeige."

Schon bei dem ersten Worte war Walter aufgefahren: es war Marien's Stimme — er hatte sie erkannt. Schon wollte er an dem Zwiespalt zu Gunsten des Mädchens Theil nehmen; aber er bedachte seine Verkleidung, sein Inkognito: Emilie konnte durch Marie von seiner Maskerade erfahren, und diese hätte sie ihm als seiner, ihrer unwürdig nie verziehen. Was wollte er auch in der Figur eines Schneidergesellen gegen die Herren Studiosen ausrichten? Zum Glücke bedurfte es seiner Intervenzion nicht. Eben suchte er zu errathen, welcher Zufall Marie in den

selben Lohnkutscher gebracht, da er sie doch noch Tags zuvor im Hause des Präsidenten gesehen; oder hatte sie über Nacht plötzlich den Dienst verlassen, oder hatte gar Emilie von seinem Schwank Kunde bekommen, und ihm das Mädchen als Aufpasserin mitgeschickt? Bevor sich noch eine Vermuthung geltend machen konnte, erhob sich der ältere Studio in der Wagenecke aus seiner Lethargie und sagte determinirt: „Fuchs! Du bist ruhig und läßt die Mamsell untouchirt."

„Nun," erwiderte dieser pickirt, „es war doch nur Scherz, und ich glaubte nicht auf so viel Empfindsamkeit zu stoßen. Eine Reisegesellschaft, wenn auch noch so unbekannt, befreundet sich schnell, und heitere Laune, Scherz und Neckerei verkürzen den Weg."

„Wenn ich auch," entgegnete Marie schon etwas weicher und beruhigter durch den Schutz, welchen sie so eben gefunden, „geneigt wäre, in den Ton der Heiterkeit einzugehen, so fehlt mir doch die innere Stimmung dazu. Ich eile an das Sterbebett meiner Mutter. Jeder Moment dieser Reise ist mir fürchterlich."

Diese Worte hatten den Fuchs sofort entwaffnet, der jugendlich-ritterliche Sinn siegte über Rausch und Aerger, und er entschuldigte sich in artigen und herzlichen Worten bei dem gesitteten Mädchen. Da der ältere Studio noch hinzufügte, daß sein Kamerad so eben eine lustige Nacht verlebt, in welcher des Scherzes kein Ende gewesen, und die muthwillige Stimmung natürlich noch nachvibrire: so war der Frieden bald hergestellt. Auf der ersten Station, wo Kaffee getrunken werden sollte, war es auch der Fuchs, welcher Marien beim Aussteigen den Arm reichte, und ihr die erste Tasse präsentirte. Die Unterhaltung auf der Weiterreise nahm einen ernstern Karakter an, um die Leidtragende nicht zu verletzen, und so sprach der Gewürzkrämer von Kokosnüssen und Elektromagnetismus, und der Oekonom von Klauenseuche und Provinzialständen.

Walter fühlte sich seltsam aufgeregt, da er in seiner Rücken-

nachbarin Marie erkannte. Ein wehmüthiges Bedauern zog durch sein Herz, als er das schöne, gefühlvolle Mädchen den Reisebelästigungen schutzlos ausgesetzt sah, und mehr noch, da er erfuhr, sie wandle einem so schmerzhaften Augenblicke entgegen: die Waise an das Sterbelager der Mutter. Er verwünschte seine Verkleidung, die ihn hinderte, als ihr Schützer und Tröster aufzutreten; mußte dagegen aber wieder einräumen, daß er ohne diese Maskerade auch nicht diese Fahrgelegenheit benutzt haben würde. Noch immer klangen ihm des Mädchens ernste, würdevolle und doch weiblich-demüthige Worte in die Ohren; er mußte sie achten ob ihres gemessenen Betragens. Unschuld und Züchtigkeit waren ihre schützenden Waffen, ihr Benehmen war einer Dame von Bildung würdig. Gern hätte er sich ihr zu erkennen gegeben, aber dies durfte er nicht, wollte er sie nicht zur Vertrauten seines Geheimnisses machen und bitten, seiner Braut nichts davon zu sagen. Letzteres wäre demüthigend für ihn gewesen und — ohne es sich zu gestehen — schämte er sich auch in dieser Verkleidung vor dem Mädchen, das ihn immer mehr und mehr interessirte. Der Zweck seiner Reise harmonirte auch nicht mit dem der ihrigen, und der Stimmung ihres Gemüthes, die er zu ehren beschloß.

Als er in Meißen den Wagen verließ, konnte er es nicht unterlassen, beim Hinaustreten aus der Gaststube in der Thüre des Mädchens Hand zu drücken. Er entfernte sich hierauf rasch mit seinem Bündel. Marie sah der seltsamen Gestalt eine Weile nach, dachte aber weiter nicht an diese stumme Huldigung des reisenden Handwerksburschen.

Es war gegen Mittag, als Walter in der Villa des Freundes anlangte. Das ganze Haus war umlagert, Pöller krachten, Musik und Vivatgeschrei erschallte. Brautpaar und Hochzeitsgäste waren so eben aus der Kirche zurückgekehrt. Walter drängte sich durch die Menge bis in den Saal und mitten in den Kreis der

Geladenen, so daß er sich bald dem Brautpaare gegenüber befand. Mit näselnder Stimme und in Berliner schnarrendem Tone rezitirte er ein elendes Gedicht, das aber in seinen Frasen nicht genug forçirt war, um die Ironie erkennen zu lassen, und dann sang er ein Hochzeitslied, dessen Refrain er stets mit etlichen Bockssprüngen, als einem flüchtigen Schneidertanze, begleitete. Ihm ward schallendes Gelächter. Bärenstein selbst drückte ihm einen Thaler in die Hand und die Braut reichte ihm einen Pokal, worin sich der Inhalt einer vollen Weinflasche befand. Der lustige Schneidergesell leerte den Becher in zwei herzhaften Zügen, und begann von Neuem einen neuen, noch tolleren Tanz und ein neues Lied. Allgemeines Gelächter und Bravogeschrei belohnte den närrischen Kauz. Als er aber nach Beendigung seiner Kunstleistung vor die Braut trat, schmachtend mit den Augen gegen sie kokettirte und in seiner fröhlichen Naivetät sogar so weit gieng, einen Kuß zu verlangen, trat Bärenstein vor ihn und sagte: „Es ist genug. Ihr habt uns Spaß gemacht und seid beschenkt worden; aber Ihr dürft nicht unverschämt werden! Geht, sonst weisen Euch die Diener die Thür!“

Mit einem Ruck hatte Walter Ränzlein, Perrücke und Augenbinde abgeworfen, und rief mit seiner natürlichen Stimme: „Du wirst doch Deinen Gast nicht hinauswerfen lassen!?“

„Teufel!“ schrie Bärenstein, und schlug sich vor die Stirne; „ich kenne doch Deine Schwänke, und habe mich zum zwanzigsten Male anführen lassen.“ Er schloß ihn in seine Arme.

Lachend und grüßend umgab die Gesellschaft den metamorfosirten Schneidergesellen, und Pauline reichte ihm die Wange. „Sie haben meisterhaft gespielt, Baron!“ sagte sie.

„Daß ich den Schwank nicht errieth,“ äußerte Bärenstein, „kommt daher, daß ich auf Dein Erscheinen schon ganz verzichtet hatte. Wir erwarteten Dich bis zehn Uhr, und gaben dann die Hoffnung auf.“

„In diesem Kostüme, lieber Bruder," versetzte Walter, „konnte ich mich auch weder einer Extrapost noch dem Eilwagen anvertrauen."

„Sie werden doch nicht den weiten Weg zu Fuß gemacht haben?" sagte Pauline.

„Bewahre — aber in einer Lebensverlängerungs-Lokomotive, in einem Lohnkutscher, die seit der Eisenbahn immer seltener werden. Ich riskirte, wenn ich mich ritterlich einer Reisegefährtin annahm, von zwei fidelen Studiosis Prügel zu bekommen."

„Herr von Ried," sagte Bärensteins Schwiegervater, ein liebenswürdiger, alter Herr, „mir allein vielleicht kam Ihre Maskerade verdächtig vor. Denn ich fragte mich beim ersten Blicke: Wie kommt der fechtende Handwerksbursch zu der feinen Wäsche, zu dem eleganten Jabot?"

„Das machte mich auch besorgt," versetzte Walter, „aber dieser quiescirte Ballfrack ließ sich nicht zuknöpfen, und so mußte ich einen kleinen Verstoß am Kostüme begehen."

Er bat nun Bärenstein, ihm sein Zimmer anzuweisen, um sich dort vermittelst des Inhalts seines Ränzleins in einen verfassungsmäßigen Zustand zu versetzen. — —

Walter verlebte zwei glückliche Tage in der Gesellschaft des jungen Ehepaares. Seine rosige Laune von ehemals war wieder gekommen, und hatte sich seiner ganz bemächtigt. Bärensteins Gattin begriff nun, daß sich die stolze Emilie in ihn hatte verlieben müssen, obgleich es gerade nicht seine heitere Karakterseite war, die sie anzuziehen schien, denn ihre ernste, rigorose Weise suchte ihn gänzlich von seiner lebensfrohen Bahn abzuleiten. Welch' ein herrliches Geschöpf aber war Pauline, wie liebte sie ihren Gatten, wie war sie nur ganz sein Wille, der Wiederhall seiner Wünsche und Ansichten, der Spiegel aller seiner Gemüthsstimmungen! Dies erkannte Walter mehr und tief, weil es ihm so wahr und aufrichtig vor Augen gelegt ward. Ja, Bärenstein konnte einer ungetrübt glücklichen Zukunft entgegensehen, an der

Hand dieses Engels. Mit Schrecken gestand sich Walter, daß er im Rausche der Fröhlichkeit dieser Tage weniger oft an Emilie gedacht, als er sich dies vorgenommen, und so oft er ihrer gedacht, hatte er sie mit Paulinen unwillkührlich verglichen. Daß Emilie anders, ganz anders sei, mußte er gestehen; aber er tröstete sich mit der Hoffnung, daß Emilie als Gattin auch Paulinen ähnlich sein würde.

Die beiden fröhlichen Tage waren verrauscht; Walter mußte an die Heimkehr denken und die jungen Gatten rüsteten sich zur Abreise. Seufzend gestand sich Walter, aus seinem Freudentaumel erwachend, daß ihn nicht wie sonst ein gewaltiger Liebesdrang zu Emilien zurücktreibe. So schönen Stunden er auch entgegensehen durfte — er gewahrte doch nur die vielen herben des Verdrusses, der Mißverständnisse im Hintergrunde. Er fühlte, daß nicht Alles so sei, wie es sein könnte, sein sollte. Er schied weniger froh, als er gekommen war. Postpferde brachten ihn während der Nacht in die Stadt zurück. Schon am dritten Morgen war er in Emiliens Boudoir. Sie empfing ihn weder kalt, noch freudig bewegt. Wenig Interesse schien sie an seiner Schilderung der Hochzeitsfeier zu nehmen, doch zeigte sie einige Empfindlichkeit, als Walter offen gestand, daß er sich sehr gut amüsirt habe. Walter begriff jetzt seine falsche Stellung; er mußte der Braut sagen, daß er stündlich voll Liebe und Sehnsucht an sie gedacht und — dies war eine Lüge.

4.

In den vornehmen Zirkeln war indessen eine glänzende Erscheinung an die Tagesordnung gekommen. Graf Briest, ein Belgier, setzte die junge und alte Damenwelt in Bewegung. Er war jung, schön, ungeheuer reich, geistvoll, unterrichtet, abenteuerlich, ritterlich und ein vollendeter Löwe des Salons. Wie

viele Augen schmachteten nach ihm, wie viele Herzen pochten bei seinem Erscheinen unruhig! Welche war die Glückliche, der es gelingen sollte, ihn zu erobern? Das war die Frage des Tages — Vielen eine Lebensfrage. Sein geprüfter Blick hatte sofort Emilien aus der Menge herausgefunden. Nicht der Umstand, daß sie verlobt, nicht die deutlichsten Winke anderer Damen, daß sie bald eine sehr glückliche Gattin werden würde, daß sie Waltern die Hand nur aus Liebe gereicht, konnte ihn abhalten, ihr seine Huldigung zu zollen. Der Dehors wegen suchte er Walter's Bekanntschaft, zu welcher sich dieser aus Konvenienz bequemen mußte. — Und Emilie nahm das neue Brandopfer triumfirend an, freute sich stolz des neuen Sieges, der sie über die ganze Damenwelt erhob. Es war bald ausgemacht, daß der neue Anbeter mehr Eindruck mache, als der gewählte Bräutigam, daß ihm von zehn süßen Blicken neun gehörten, daß man ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufte, während man die üble Laune für den Verlobten aufzusparen schien. Offene und versteckte Worte, Winke, die nur ein Blinder übersehen konnte, mußten Walter eifersüchtig machen. Aber mit Schrecken gestand er sich, daß seine Eifersucht mehr eine äußere, als eine innere sei. Er wollte nicht lächerlich erscheinen; der Schein des Rudikulen schien ihm unerträglicher, als Emiliens Zurücksetzung. Dem Grafen vermochte er bei'm besten Willen nicht zu zürnen, aber Emiliens Rücksichtslosigkeit, ihre auf's Aeußerste getriebene Koketterie empörte ihn. Er begann an ihrem Herzen, an ihrer Neigung zu zweifeln. Was ihm sonst aus Laune erschien, offenbarte sich jetzt als Karakterlosigkeit.

Er schwieg und duldete lange; endlich mußte er losbrechen. Aber sein Tadel, seine gerechten Vorwürfe wurden mit Empörung zurückgewiesen. „Lassen Sie mich," sprach Emilie, indem sie sich stolz erhob und ihn mit einem strafenden Blicke maß, „das rasch gegebene Wort nicht bereuen," und verließ das Zimmer.

Er war auf so etwas gefaßt, darum regte ihn dieser Auftritt nicht ungewöhnlich auf; aber er hatte einen längern Streit erwartet und nach dem Streite wie herkömmlich, eine Versöhnung. Etwas verdutzt verließ er das Gemach — dicht vor der Thür begegnete ihm Marie, sie mußte Emiliens Worte, welche diese sehr laut gesprochen, gehört haben. Das Mädchen trug ein schwarzes Häubchen auf den blonden Locken; die dunkle Umsäumung desselben gab ihrem Gesichte etwas Madonnenhaftes, Schmerzreiches, fast überirdisch Schönes.

„Du hast, Marie —,“ sagte Walter, während sie ihm die Thür des Vorsaales öffnete.

„Meine gute Mutter verloren,“ versetzte sie leise und Thränen traten in ihre frommen Augen: „nun bin ich ganz allein und verlassen auf dieser Welt.“

„Marie!“ entgegnete Walter und drückte ihre Hand und blickte sie treuherzig an, „das sollst Du nicht sein.“

Jemand kam durch den Korridor. — Walter sprang die Treppe hinab.

Er gieng nach Hause, um über seine Lage nachzudenken; aber, es drangen sich ihm vielmehr prüfende Beobachtungen seines eigenen innern Zustandes auf. War er noch der ehemalige Walter, so hätte er mit den Waffen in der Hand des Grafen unpassende Huldigungen zurückgewiesen; aber klar ward ihm jetzt und nicht nur plötzlich, sondern so, als wäre dies schon geraume Zeit gewesen — daß alle Liebe aus seinem Herzen gewichen sei. Wohin dies führen sollte, wußte er nicht. Sein Wort wollte er als redlicher und konsequenter Mann lösen; im Hintergrunde drohte eine unglückliche Ehe.

Er beschloß, Bärenstein und dessen Gattin, die Tags zuvor von ihrer Brautfahrt zurückgekommen waren, zu besuchen. Mit seinem Herzen, wenn auch nicht mit seinen Verhältnissen, war er im Reinen — und so fühlte er eine große Last von seiner

Brust sinken. Darum fand er, als er das junge Ehepaar traf, seinen ehemaligen Frohsinn, seine glücklichste Laune wieder. Bärenstein, von den Vorgängen der Zwischenzeit noch nicht unterrichtet, mußte nach dem Augenscheine annehmen, Walter sei nun im vollen Besitze der Liebe seiner Braut, und deshalb unterließ er jede Ausforschung. — —

Einige Tage nach diesem Besuche pochte es an Walters Thür, und Marie trat schüchtern und voll peinlicher Verlegenheit ein. Sie brachte ein Billet Emiliens, worin ihn diese von einer Einladung auf's Land in Kenntniß setzte. „Dies ist wohl die letzte freudige Botschaft," sprach Marie mit zitternder Stimme, „die ich Ihnen bringe, Herr v. Ried. Eigentlich sollte der Bediente das Billet hertragen und das Fräulein darf nichts davon wissen; aber weil mich gerade mein Weg hier vorüberführte und weil ich Ihnen Lebewohl sagen wollte, nahm ich es ihm ab."

„Wie so, Marie?" rief Walter und ergriff die Hand des Mädchens.

„Ich verlasse morgen das Haus des Herrn Präsidenten."

„Weshalb, Marie?"

„Sie werden sich ja bald" — stockte Marie — „mit meinem Fräulein vermählen und — dann — dann wäre ja meines Bleibens ohnehin nicht länger. Indessen — es wird in unserem Hause einiges Silberzeug vermißt, und darüber ließ das Fräulein einige Worte fallen, die meine Ehrlichkeit verdächtigen sollten." Große Thränen rollten bei diesen Worten aus Mariens Augen. —

„Wie," fuhr Walter auf, „Emilie hätte es gewagt —?"

„Ach," entgegnete Marie, „wie sollte ich, die Magd, auf milde Schonung Anspruch machen können, wo Sie selbst, Herr Baron —." Sie vollendete nicht und fuhr nach einer Pause peinlicher Verlegenheit fort: „Ich habe um meine Entlassung gebeten und diese vom Fräulein erhalten. Mein Vater war der

Schulgenosse des Herrn Präsidenten; nach seinem Tode nahm man mich in's Haus, ich sollte wie eine Tochter, wie des Fräuleins Schwester gehalten werden. Darauf durfte ich freilich keinen Anspruch machen; aber man demüthigte zu oft selbst die Dienerin, die Magd in mir. — Ich habe keine schlechte Erziehung genossen: mein Vater war Schullehrer, er hat mich Manches gelehrt, wozu mir in diesem Hause keine Gelegenheit zur Ausübung ward. Mit Manchem ausgerüstet hoffe ich in einem andern Hause eine wenigstens gleiche und weniger peinliche Stellung zu finden."

„Nein, Marie!" rief Walter mit Wärme, „das sollen Sie nicht." Er hatte sie zum ersten Male Sie genannt, das ehemalige Du der Dienerin wollte nicht mehr über seine Lippen, ihm war, als wäre das Mädchen jetzt in eine andere Stellung zu ihm getreten. „Sie sollen nicht wieder in diese untergeordnete Sfäre, wo Sie durch die Willkühr, durch die böse Laune herzlos gesinnter Leute zu dulden haben. Auf jener Reise, die Sie an das Todtenbett Ihrer Mutter führte, habe ich Ihr Herz, Marie, Ihre weibliche Würde, Ihren Bildungsgrad erkannt. Ich war der Handwerksbursche außerhalb des Wagens neben dem Kutscher, derselbe, der Ihnen in Meißen unter der Thüre die Hand drückte. Ich konnte wegen meiner Verkleidung, die ich zu einem Schwank bei der Vermählung meines Freundes gewählt hatte, mich Ihrer nicht thatsächlich annehmen, ich wollte mich Ihnen, Emiliens wegen, nicht zu erkennen gehen. Doch bedurften Sie meines Schutzes nicht; Ihre eigene Würde war Ihr Schirm. Ja — Marie! seitdem achte ich in Ihnen die reine, sittliche, ihres Werthes bewußte Jungfrau. In Ihnen habe ich nie die Magd gesehen. Sie gaben mir das Versprechen, meine Hilfe anzunehmen, wenn Sie derselben bedürfen sollten; Sie sagten es dem Freunde zu. Jetzt ist der Fall eingetreten — Sie sollen nie wieder einen Posten bekleiden, der tief unter Ihrer mora-

lischen und wissenschaftlichen Bildung ist — jetzt müssen Sie mir erlauben, für Ihre neue, bessere Stellung Sorge zu tragen. Morgen, wenn Sie das Haus des Präsidenten verlassen, verfügen Sie sich zu der verwitweten Superintendentin Wagner. Ich werde noch heut mit ihr Rücksprache nehmen. Sie ist eine edle, liebenswürdige Frau — sie wird Sie wie eine Tochter aufnehmen. Ihr Gatte war mein unvergeßlicher Lehrer. Dort, Marie, bleiben Sie so lange und üben sich in Künsten und Wissenschaften, bis die Superintendentin für Sie in einer edlen Familie eine Gouvernantenstelle ermittelt hat. Denn Sie sind nicht berufen, gemeine Dienstleistungen zu üben, Ihr schönes Herz soll junge Herzen nach seiner Form und seinem Gehalte bilden."

„Aber, Herr Baron," rief Marie in Thränen zerflossen, „was wird die Welt, was wird Ihre Braut dazu sagen?"

„Was die Welt betrifft, Marie, so werde ich gewiß Alles zu vermeiden wissen, was nur den geringsten falschen Schein auf Ihre Ehre und Würde werfen könnte, und was Fräulein von Bank betrifft, so nehme ich die Verantwortung auf mich. Damals, bei meinem ersten Besuche, als Sie mir das Glas Wasser reichten, als ich die Veranlassung war, daß Sie gescholten und gedemüthigt wurden, als Ihre Thränen in das Glas Wasser glitten, schwur ich mir, daß ich diese Thränen trocknen wolle. Die Zeit ist gekommen, Marie! Versagen Sie die Gewährung einer Bitte nicht Ihrem aufrichtigen Freunde. Sie machen mich glücklich dadurch — und ich bin nicht so reich an Glück, daß ich diesem so leicht entsagen könnte."

Er sprach die letzten Worte mit einiger Bitterkeit.

Marie schwieg noch immer; sie unterdrückte gewaltsam ihr Schluchzen.

„Marie," fuhr Walter mit Wärme fort, „verkennen Sie meine Absicht nicht, weisen Sie meine redliche Hand nicht zurück; es würde mich kränken. Ich sagte Ihnen noch vor wenig Tagen,

Sie wären nicht allein und verlassen auf der Welt: Sie sollen es bei Gott nicht sein! Geben Sie mir Ihre Hand und das unabänderliche Versprechen, morgen zur Superintendentin zu gehen, und ihr, Ihrer neuen Mutter, in Allem zu folgen."

Marie reichte ihm stumm und zaghaft die Hand.

Er war im Begriffe seinen Mund darauf zu drücken; doch besann er sich, und preßte sie an seine Brust. „Ich habe also Ihre unverbrechliche Zusage," sprach er, „die durch keinen Zwischenfall gehoben wird. Leben Sie wohl; liebe Marie!"

Sie schwankte zur Thür hinaus.

Walter warf sich in sein Sofa. Er fühlte etwas von Glückseligkeit in seiner Brust. Es fügt sich so zum Guten, dachte er, ja sie mußte das Haus verlassen, sie durfte nicht in Emiliens Nähe sein, wenn diese meine Gattin ist. Wie oft habe ich, ohne es zu suchen, beide Mädchen mit einander verglichen, und wie lange verweilte ich bei dem Körper- und Seelenbilde Mariens. Dies konnte mir gefährlich werden. So aber bildet die Pflicht der Dankbarkeit eine Kluft, und trennt, statt zu nähern. Wie mein Loos mit Emilie immer fallen mag — ich halte mein Wort, und will auch die geringste Veranlassung zum Bruche vermeiden. Ob ich glücklich sein werde, ist eine andere Frage. Doch — nicht in der Liebe allein wohnt das Glück. Ich habe es heut im Wohlthun empfunden.

Er erhob sich rasch, griff nach dem Hut und eilte zur Superintendentin Wagner, die seine wahrhaft mütterliche Freundin war. Nur ihr allein konnte er auch das Mädchen anvertrauen, ohne befürchten zu müssen, seine wohlwollende Absicht könne eine falsche Deutung erleiden. Um Marien die zarteste Rücksicht angedeihen zu lassen, wurde beschlossen, daß die würdige Frau dem Mädchen gegenüber den Glauben annehmen müsse, als habe ihr Walter dasselbe nur im Auftrage eines Freundes und entfernten Verwandten Mariens in Obhut übergeben, welcher

letztere auch die Kosten für ihre fernere Ausbildung bestreite. So war dem Mädchen das demüthigende Gefühl ihrer neuen Beschützerin gegenüber erspart, daß diese in das delikate Verhältniß des jungen Mädchens zu dem jungen Manne eingeweiht sei.

5.

Marie fand die herzlichste Aufnahme bei der Superintendentin. Es war, als hätte diese Frau in ihrer Seele gelesen. Sie peinigte das arme Kind keineswegs mit einem theilnehmend scheinenden Ausfragen, sie erwähnte nur flüchtig Walters und des Auftrags ihres Verwandten, ließ — als das Mädchen über die Nennung des Letztern betroffen ward, sie zu keiner Frage und Erörterung kommen, sondern sprach nur von ihrem künftigen Lebensplane, von den Lehrern, welche sie zu ihr halten beschlossen habe, und verbannte so alle Schüchternheit und Angst, die sich wohl eines edlen Gemüths beim Eintritt in ein anderes Lebensverhältniß und andere Umgebungen bemächtigt.

Mit Fleiß und Liebe, als gelte es eine heilige Pflicht zu erfüllen, widmete sich Marie ihren neuen Beschäftigungen. Ihre schönen Vorkenntnisse, sowie ihre natürlichen Anlagen, ließen sie überraschende Fortschritte machen. Die Einsamkeit des stillgelegenen Hauses, der traulichen Unterrichtsstube, war ihr über Alles lieb geworden; mit Aengstlichkeit vermied sie es, öffentlich zu erscheinen. Zu ihren Promenaden wählte sie die frühesten Morgenstunden; da die Superintendentin wenig Besuche empfing, so störte sie nichts in ihrem Still-Leben. An die ehrwürdige Frau schloß sie sich mit der innigsten Liebe an; diese nannte sie ihre Tochter mit einem Tone, der aus der Seele kam. — Und dennoch schien Marie nicht glücklich. Es lag wie ein Schleier von Schwermuth über ihrem ganzen Wesen. Wer sie belauscht hätte, wenn

sie sich allein wußte, würde beobachtet haben, daß mancher Seufzer ihre keusche Brust schwellte, daß gar oft eine Thräne in ihr schönes Auge trat. Trotz aller Liebe, trotz aller kindlichen Hingebung mochte sie doch der mütterlichen Freundin nicht Alles vertraut haben, was tief und verborgen in ihrem Herzen ruhte — wie eine zarte Pflanze unter einem Stein, die sich regt bei jedem warmen Lenzeshauche, aber doch nicht ihre Last abwerfen kann, um sich frei im Sonnenglanz zu baden.

Es waren vier Wochen vergangen, und zum ersten Mal hatte sie heut ihr edler Beschützer besucht, er richtete nur wenig Worte unmittelbar an sie, während er mit ihrer Pflegemutter emsig sprach; doch traf sie manchmal sein Blick, der sie schüchtern zu vermeiden schien, und aus diesem strahlte, ihr sichtbar, nur Wohlwollen und Innigkeit. Sie hatte ihm in beredten Worten beim ersten Wiedersehen danken wollen, sie hatte ihre Rede emsig überdacht, und jetzt lag es ihr zentnerschwer auf der Brust, sie wußte nichts zu sagen, was nicht unbeholfen, nüchtern geklungen hätte. Mehrmal überzog ihre Wangen Purpurröthe, da ihre mütterliche Freundin sie ungeschmückt lobte, und es durchschauerte sie elektrisch bis zum Herzen, als während des Gespräches Walter bei Gelegenheit einer Betheuerung ihre Hand drückte. Sie wollte sich endlich aufraffen, um ihm nur ein einziges Wort der Erkenntlichkeit zu sagen; denn er konnte sie sonst für herzlos halten; aber als hätte er in ihren Mienen die Absicht gelesen, so schnitt er ihr auch dieses Wort ab. Walter schien selbst in der Rolle des Beschützers und Wohlthäters sich beängstigt zu fühlen, das Mädchen stand ihm, ohne daß er sich's bewußt ward, in herzlicher Beziehung näher, als in dem bloßen Verhältniß einer Hilfsbedürftigen, einer Unterstützten. Marie fühlte es, daß ihre Wortkargheit auffallen müsse; sie raffte ihren Muth zusammen, sie mußte, da sie nichts zu sagen vermochte, doch wohl fragen, wie schrecklich schwer ihr auch diese Frage werden mochte. Und

so erkundigte sie sich denn mit leiser Stimme nach dem Tage seiner herannahenden Vermählung.

Es war als ob Walters freundliches Antlitz plötzlich eine trübe Wolke überschatte: „Noch weiß ich den Tag nicht,“ sagte er rasch und wie leicht hingeworfen, und wandte sich wieder zu der Superintendentin, sein früheres Gespräch fortzusetzen. Es war von diesem Augenblicke an nicht mehr die frühere, sorglose Haltung in ihm — eine trübe, schwüle Luft schien in das Gemach gezogen zu sein; seine Seele schien aufgestört aus milden Frühlingsgedanken.

Er brach auf, küßte die mütterliche Freundin, die ihn seines langen Ausbleibens wegen schalt, und drückte Mariens Hand, indem er, nicht ohne einen herzlichen Blick, versprach, bald wieder zu kommen.

Eines Abends in großer Gesellschaft war Walter nahe daran, den Grafen Briest zu beleidigen, um eine Herausforderung zu provoziren; aber der besonnene und auf des Freundes Ehre gewiß eifersüchtige Bärenstein selbst hielt ihn davon zurück. Denn es war offenkundig, daß der Belgier sich weniger Vertraulichkeiten erlaubte, als ihm von Emilie geradezu gestattet wurden. Sie allein trug die Schuld einer auffallenden Hintansetzung; mit einem gewissen Zartgefühl nahm der Roué noch immer Rücksicht auf den vorhandenen Bräutigam, während Emilie die Rolle einer koketten, eleganten, selbstständigen Frau spielte. — Jetzt gelangte auch Bärenstein zur klaren Ansicht der Lage seines Freundes, und Walter mußte endlich, ihm gegenüber, die falsche Scham abstreifen und ihm einen offenen Blick in seine Herzensangelegenheiten gestatten. „Die Sache steht schlimmer,“ sagte Bärenstein, „als ich es selbst gedacht. Armer Freund! mir scheint, Du hast Dich sogar in ihrer Liebe getäuscht. Und was gedenkst Du zu thun, denn ich sehe Dich gewissermaßen resignirt? Du verzweifelst nicht über den Verlust der Geliebten?“

„Mein Wort halten,“ versetzte Walter entschieden, „die Mannesehre wahren, sollte der getäuschte Glaube auch mein Herz brechen. Ich bin reich — Emilie ist arm, wie Du weißt. Wäre sie reich — ich bräche noch jetzt diese Fessel.“

Schmerzhaft bewegte es auch Walter, eben so wie es seinen Stolz verletzte, daß Emilie sich gegen Bärenstein und dessen Gattin so äußerst kalt und gleichgiltig zeigte. Besonders der jungen Frau begegnete sie mit einem Hochmuth, der nicht allein ihrer bürgerlichen Herkunft gelten konnte. Und Emilie mußte es wissen, mit welcher Innigkeit Walter seinem Jugendfreunde und dessen liebenswürdiger Gattin zugethan war. Sie hatte dadurch eine neue Saite seines innersten Lebens verletzt. — Er sprach mit ihr liebreich darüber, bat, ihnen um seinetwillen etwas mehr Wärme zu schenken; aber ihm ward die Antwort: „Wozu eine Maske vornehmen, um Leute zu täuschen, zu denen ich mich einmal nicht hingezogen fühle?“

„Aber Bärenstein war Ihnen doch früher nicht unangenehm,“ warf Walter ein.

„Gewiß nicht,“ versetzte sie kalt, „er war mir der liebste von Ihren Freunden; aber wir Frauen haben einen andern Maßstab für unser Betragen gegen den Mann, so lange er unverheirathet ist, und einen andern für den Ehemann. Wo mir sonst nur eine Persönlichkeit entgegen trat, muß ich jetzt noch eine zweite in Kauf nehmen. Und wenn diese mir nicht zusagt, warum nicht auch jene opfern, wenn sie noch dazu nicht von so überaus großem Werth oder Reiz für uns ist, um das Lästige ohne Belästigung mit zu ertragen? Geht doch die Selbstständigkeit jedes Mannes mehr oder minder auch durch die Ehe verloren, und wollen wir einem Verheiratheten wohl, so darf er sich uns vielleicht nur als Mündel hingeben.“

„Und das sagen Sie mir?“ fragte Walter, verwundert und verletzt.

„Weil ich aufrichtig bin," versetzte sie gemessen; „Sie würden das Alles fühlen, wenn Sie mich verstehen wollten oder könnten. Staatsrath Müller Emmeline entzückte als Mädchen alle Welt. Sie ist zwei Jahre verheirathet, hat zwei Kinder, ist eine sorgsame Hausfrau geworden, pflegt eigenhändig ihre Sprößlinge, versinkt in die Lebensprosa — und man hat das ehemals so interessante Geschöpf vergessen. Betrachten Sie dagegen Florentine von Vallbach: sie ist auch zwei Jahre verheirathet; aber die ganze junge Männerwelt interessirt sich für die junge, schöne, elegante Frau, schwärmt für sie, schmachtet nach ihr. Sie wußte sich die Poesie des Mädchenstandes für die Ehe zu retten. Dies fühlen die Männer heraus; darum ist Emmeline unbeachtet, während Florentine auf den glänzenden Wellen des geselligen Lebens obenaufschwebt. Und so, Walter, fühlen umgekehrt auch wir Frauen. Ihr Bärenstein gefiel als ritterlicher, sinniger, warmblütiger, selbst exaltirter Mann. Er aber hat sich die Prosa angetraut, und ist ihr unrettbar verfallen, über ein Kleines — es gilt die Wette — sehen Sie ihn im Schlafrock mit der Pfeife an seiner Gattin Seite, die den Strickstrumpf behandelt und mit ihm um die Wette gähnt. Und Beide werden sich ein glückliches Ehepaar preisen. Die kleine, blöde Frau mit ihren kleinbürgerlichen Manieren, aus den kaufmännischen Salons, mag sich dazu auch ganz eignen, und der feurige Bärenstein, der glückliche Dichter, für welchen sich unsere Gesellschaft zu Zeiten interessirte, wird bald Pegasus im Joche sein. Er verlangte ja darnach!"

„Sie urtheilen hart, Emilie!" warf Walter ein; „Bärensteins Gattin blendet zwar nicht durch Geist und Schönheit, durch Hoheit der Manieren; aber sie ist mild und sanft, ihr Herz so offen wie ihr Auge; sie liebt den Erwählten mit der ganzen Wärme ihrer innigen Seele. Es wohnt auch in diesen ruhigen, hingebenden Gemüthern Poesie. Nicht die hohe Zenti-

folie allein ist eine Blume. Und soll es denn außer dieser großen Welt, außerhalb dieser farbenreichen, rauschenden Salons kein Glück geben, kein Glück in den traulichen Räumen einer edlen Häuslichkeit, wo zwei Herzen sich genügen; wo sie im engen Raume einen Himmel der Poesie um sich spinnen, der unsichtbar das ganze Weltall umfaßt?! Leuchtet die Poesie, leuchtet der Sonnenglanz nur auf den Höhen, in den gethürmten Schlössern, und kehren sie nicht auch in der Hütte des Thales ein?"

„Walter! Walter!" lachte Emilie hell auf, „Sie werden zum schwärmerischen Schäfer! Haha! Also eine Hütte und ein Herz! Sie sind drollig in dieser Gattung Poesie."

Das Gespräch ward unterbrochen. Emiliens Mutter kam von einem Besuche zurück. Sie brachte die Unterhaltung an die Ausstattung der Braut. Es ward beschlossen, am folgenden Tage die Wohnung in Augenschein zu nehmen, welche das junge Ehepaar beziehen sollte. Walter wußte, was er den Ansprüchen der prachtliebenden Emilie schuldig war; er hatte daher die Appartements, in welchen sie fortan als Herrin walten und schalten sollte, eben so elegant als verschwenderisch ausgestattet. Er hatte dabei den Rath von Leuten befolgt, deren Geschmack anerkannt war, und hoffte so seine Braut auf's freudigste zu überraschen, ihren Beifall zu erwerben. In Glanz und Hoheit sollte sie, die Tageskönigin strahlen, und nichts vermissen, was ihrer Eitelkeit schmeicheln, ihrem Stolze genügen konnte.

Er holte die Damen in seinem Kabriolet ab. Emilie schien nicht in rosiger Laune; eine Landparthie, von der sie sich viel versprach, war eines Todesfalls wegen nicht zu Stande gekommen; aber Walter hoffte, der überraschende Eindruck ihres neuen Wohnsitzes würde sie bald heiter stimmen.

Als Emilie die Schwelle des neuen Eigenthums überschritt, entfuhr ihr ein Seufzer. Walter blickte sie betroffen an; doch wandte sie ihr Antlitz rasch zur Mutter.

„Mein Gott!“ rief sie, als man kaum eingetreten war, „wie sind die Stuben so niedrig!“

„Sie haben diese Wohnung gesehen, Emilie, bevor sie hergerichtet ward, und sie hatte Ihren Beifall.“

„Ja,“ versetzte sie leicht; „es liegt auch nur an den Tapeten und an der Malerei, daß die Plafonds so niederhängen; ich finde auch weder Farben, noch Muster geschmackvoll.“

Walter schwieg. Man gieng von Gemach zu Gemach. Nicht ein Wort der Ueberraschung, der Freude oder des Wohlgefallens äußerte Emilie, sie fand im Gegentheil nur Stoff zum Tadel. — Walter, tief verletzt und seine Entrüstung nur mühsam bewältigend, schwieg noch immer und baute auf den Salon. Alle, die diesen bisher gesehen, waren entzückt über die Eleganz, Feinheit und Pracht der Ausstattung und des Arrangements gewesen.

„Himmel!“ sagte Emilie, als sie kaum eingetreten, „auch das noch! Die Gemächer sind spießbürgerlich und überladen genug — aber der Saal übertrifft Alles. Man wird glauben, hier in der Wohnung eines Landjunkers zu sein. Walter, wer hat Ihnen diesen lächerlichen Rath gegeben? Blumenvasen in den Nischen statt kleiner Bildsäulen und gothische Oefen statt antiker Kandelaber von Stuck. — Das ist abscheulich, und die Vorhänge rother Sammet; roth, wie für die Putzstube einer Bäckersfrau. Wissen Sie nicht, Walter, daß nur gelber Damast elegant ist?“

„Was die Vorhänge betrifft,“ versetzte Walter, der sich nicht länger hielt, und trat an's Fenster: „die sollen Ihr Schönheitsgefühl nicht länger verletzen!“ und mit kräftigen Händen riß er Sammt und Goldschnüre von der Umkleidung herab, daß sie in Fetzen herabfielen.

Emilie sah seinem Walten zu, als er das nämliche Experiment auch bei den übrigen Fenstern ausübte, ohne eine Miene zu verziehen, und wandte sich nach dem Schlafgemach, während

die erschreckte Mutter den Erzürnten zu beschwichtigen bemüht war, ihn von seinem Zerstörungsgeschäfte zurückzuhalten suchte.

„Lassen Sie mich, gnädige Frau," versetzte Walter mit geröthetem Antlitz, „meine junge Frau soll nicht sagen können, daß ich sie in eine Art Hölle führe. Der Landjunker nimmt Belehrung an."

Emilie kam zurück und tadelte auch die Einrichtung der Schlafzimmer, von der vorgefallenen Zerstörung nahm sie nicht die mindeste Notiz. „Sie werden," sagte sie kalt, „sehr, sehr viel ändern lassen müssen, damit das Ganze nur irgendwie ein leidliches Aussehen bekommt. Die Männer verstehen sich darauf nicht. Mehr Einfachheit und mehr Eleganz, wenn ich bitten darf. Hätten Sie nur den Grafen zu Rathe gezogen; er besitzt Geschmack für Hundert. Sollten die neuen Arrangements auch einige Zeit wegnehmen, so kann ja die Hochzeit auf ein Paar Wochen verschoben werden."

„Wie Sie befehlen," entgegnete Walter mit eisiger Kälte. Emilie würdigte die Umgebung weiter keines Blickes mehr und trieb die Mutter zum Aufbruche. Man sah es der alten Frau an, wie sie bei dieser, Walter so tief verletzenden Szene in der peinlichsten Verlegenheit war und gleichsam auf Kohlen stand, und doch wagte sie es nicht, der eigenwilligen Tochter gegenüber eine entgegengesetzte Meinung auszusprechen: so sehr ward sie von dieser beherrscht.

Walter begleitete die Damen bis an den Wagen. Als sie eingestiegen waren und eben erwarteten, er würde ihnen folgen, drückte er den Wagenschlag zu, verbeugte sich, gab dem Kutscher einen Wink und — die Pferde flogen dahin.

Walter eilte die Treppen hinauf und warf sich in einen Stuhl. „Nun bin ich also im Klaren," sagte er zu sich: „Sie will brechen, will ihres Wortes entbunden sein; darum alle diese Manövers. Ich soll ihr den Rückschritt erleichtern. Es ist so,

es kann nicht anders sein. Ich stehe dem Grafen im Wege. — Vielleicht, vielleicht," lachte er, „kann ich ihm noch dankbar sein. Waltete hier noch ein Zweifel, so bedarf es nur noch einer Prüfung. Ich muß ganz in's Reine, und zwar noch heute."

Er setzte sich an sein Bureau und schrieb an Emilie: „Nach Allem, was sich ereignet hat, darf Sie diese Zuschrift nicht überraschen. Noch ist es Zeit, Emilie, ein Band zu zerreißen, vor dessen engerer Verknüpfung Sie vielleicht jetzt beben. Ich frage Sie darum offen, ob Ihre Gesinnung noch dieselbe ist, welche Sie antrieb, mir Ihre Hand zu gewähren. Fragen Sie Ihr Herz, ob Sie mich so uneingeschränkt lieben, daß Sie sich mir für das ganze Leben in Lust und Schmerz zu eigen geben können, ob Sie nur für und in dem Gatten leben wollen, im Kreise inniger Häuslichkeit, fern von der entnervenden Götzendienerei des Tages, und ob Sie aus Liebe Eigenheiten aufgeben wollen, welche, wie sie sich jetzt geltend machen, die Ruhe meines Lebens stören würden. Ich habe aus Liebe gewählt, habe der Liebe meinen Frieden, ja, einen Theil meines männlichen Werthes zum Opfer gebracht. Mehr vermag ich nicht. Der Gatte hat ernstere, heiligere Rechte, als der Bräutigam. Bedenken Sie dies wohl, Emilie! Entdecken Sie an mir Schroffheiten, die nicht Ergebnisse meines Karakters, sondern der Angewöhnung sind, so bezeichnen Sie dieselben, ich will sie ablegen. Ich verlange ihr Herz ganz, uneingeschränkt; ich will Offenheit, Vertrauen und Fügsamkeit in meine gerechten Wünsche.

Walter von Ried."

Er gab den Brief seinem Bedienten und wartete gespannt auf die Antwort.

Emilie erbrach in Gegenwart der Mutter das verhängnißvolle Billet und befahl, den Boten warten zu lassen; ein scharfes, fast spöttisches Lächeln, überzog ihr schönes Gesicht. Sie nahm ein Blatt und schrieb darauf folgende Worte: „Herr von Ried!

Ich enthebe Sie Ihres Wortes. Sie werden die Wahrheit sprechen, wenn Sie sagen, daß ich die Veranlassung gesucht habe, unser Verhältniß zu lösen. Ich habe mich über meine Gefühle getäuscht. Emilie, Freiin von Bank.

Sie gab dem Diener das Billet. — „Was ist's?“ fragte die Mutter, als sie die schwer verhehlte Aufregung der Tochter bemerkte. —

„Nichts, Mutter!“ versetzte lächelnd Emilie; „ich bin frei. Ried erhielt meinen Absagebrief. Nennen Sie mich nicht mehr Braut.“

„Aber um Gotteswillen, Engelskind!“ rief die erschrockene Präsidentin, „hast Du das auch überlegt, hast Du klug gehandelt?“

Emilie erhob sich stolz und sagte mit scharfer Betonung: „Ihre Tochter ist klug genug zu handeln, wenn sie die Wahl hat zwischen einem Herrn von Ried und dem Grafen von Briest.“

„Dann ist es etwas Anderes!“ versetzte kleinlaut die Mutter. „Ich wußte nichts davon. Freilich, Gräfin — meine Emilie!“

Walter überflog hastig die Zeilen, dann sprang er auf und rief leuchtenden Blickes: „Viktoria! Viktoria! die Dämmerung ist gewichen, es scheint ein freier Morgen.“ Er stürzte mit der Botschaft, als hätte er einen glücklichen Fund gethan, zu Bärenstein. Dieser drückte ihn freudig bewegt an seine Brust und sagte: „Es war die höchste Zeit zu Deiner Rettung. Du warst einer unglückseligen Täuschung verfallen und giengst, wenn mich nicht Alles trügt, einer unheilvollen Zukunft entgegen. Jetzt darf ich sagen, was selbst ich, Dein innigster Freund, nie vorher gewagt. Verliebte sind Fieberkranke; im ruhigen lichten Moment versprechen sie Gehorsam, Ruhe Einsicht, kommt aber der Paroxismus, so ist Alles wieder vergessen und das Traumbild ihrer chaotischen Vorstellungen wird ihre Wirklichkeit.“

„Ja, Freund!“ versetzte Walter, „ich bin erwacht — ich bin genesen; das klare Auge überblickt den abgewichenen Traum und senkt sich freudig in die Zukunft. Es war die wahre Liebe

nicht, die mich zu Emiliens Füßen zog; nur äußerer Schein, blendender Glanz nahm meine Sinne gefangen; wahre, innige Neigung vermag nicht so leicht zu entsagen, wie ich entsage. — Und Sie, verehrte Frau!" wandte er sich zu Frau von Bärenstein, „Sie schelten mich gewiß nicht flatterhaft, nicht unbeständig. Ich habe standhaft getragen, was zu tragen war, und war entschlossen, mir das Aeußerste aufzubürden. Ich wollte ein Lebensglück meinem Worte zum Opfer, wollte es meiner Täuschung zur Sühne bringen. Emiliens freier Wille hat mich dessen überhoben. — — Und gewiß, Sie verspotten den verabschiedeten Liebeslieutenant nicht. Er verließ gern den Dienst, da er nicht lange mehr ehrenvoll und aus Neigung dienen sollte."

Bärenstein's liebliche Frau lächelte und sprach kein Wort. In ihren Augen wohl konnte man eine Befriedigung über diese Wendung der Dinge lesen, denn Walter war ihr ein gleich theurer Freund, wie ihrem Gemahl —; doch verstattete ihr der weibliche Takt hier keine billigende Aeußerung, trotzdem, daß sie von Emilie zurückgesetzt und gekränkt worden war und das Unharmonische dieser Verbindung längst gefühlt hatte.

„Und jetzt, lieber Walter!" sagte Bärenstein, „wähle rasch, um den Leuten nicht lange Zeit zum Gerede zu lassen, eine Gemalin; aber wähle sie mit dem Herzen, nicht mit dem Verstande, den leicht die Eitelkeit irre leitet."

„Mit dem Herzen," wiederholte Walter, in einem Anflug von Wehmuth, „das ist leicht gesagt, doch schwer gefunden! Ich heirathe erst, wenn ich ein Wesen erkenne: sanft, bescheiden, aufrichtig, heiter und mild; mit einem Worte, wie Deine Pauline, Freund! Und dann soll mich keine Rücksicht auf Erden abhalten, einem solchen Mädchen meine Hand zu reichen." — —

6.

Schon am folgenden Tage nach diesem Ereigniß besuchte Walter seinen Schützling. Er war jetzt so froh gestimmt, daß

er aller Welt wohlwollte; darum hatte er für Marie mehre Geschenke gekauft, die ihr durch die Superintendentin übergeben werden sollten. Das Mädchen war diesmal auffallend blaß. Zwar erheiterten sich bei Walter's Erscheinen ihre Züge und matte Röthe überflog ihre lilienweißen Wangen; aber es herrschte eine gewisse drückende Befangenheit in ihrem ganzen Wesen. Als sie ein- oder zweimal schüchtern die Augen aufschlug, glaubte Walter zu bemerken, daß sie geweint habe. Ihm ergieng es bei diesem Besuche, den er doch recht freudig unternommen hatte, recht seltsam. Er wollte der Superintendentin, er wollte es Marien sagen, daß er mit Emilien gebrochen habe, daß er frei sei. Er wollte beobachten, welchen Eindruck diese Nachricht besonders auf Marien machen würde, auf Marien, die von ihrer ehemaligen Gebieterin so oft und hart Gekränkte. Aber eine seltsame Scheu bemächtigte sich seiner, so oft er das neue Ereigniß in Anregung bringen wollte. Er hoffte, die Frauen könnten davon wohl unterrichtet sein, und wünschte, sie selbst möchten das erste Wort darüber in einer Frage ergreifen; aber er mußte sich selbst gestehen, daß dies bei dem zurückgezogenen Leben derselben und ihrer Einsamkeit, in welche höchst selten Neuigkeiten aus der Welt, worin sich Walter bewegte, drangen, sehr unwahrscheinlich sei.

Eine gewisse Scheu lag auf seinem Geständnisse; denn so sehr alle Umstände zu seinen Gunsten sprachen, befürchtete er doch, es könnte der Glaube aufsteigen, der Bruch sei von Emilie ausgegangen, während doch seine offene Erklärung ihn herbeigeführt hatte. Es war ihm peinlich, auch nur einen Moment vor Marie dazustehen, wie Jemand, der noch nachträglich einen Korb bekommen. Aber erfahren mußte sie die Katastrofe doch. Gleichviel: er überließ es dem Zufall — dann kam seine Erklärung auch noch zeitig genug. Er gab sich seiner frohen Laune hin — die Frauen sollten ihm später zugestehen, daß sie keine

Veränderung in seiner Gemüthsstimmung wahrgenommen; sie sollten daraus erkennen, daß ihm der Bruch leicht geworden, daß ihn das Ereigniß nicht im Mindesten erschüttert habe.

„Nicht wahr, lieber Baron," nahm die Superintendentin nach kurzem Wechselgespräche das Wort, „unsere Marie sieht heut recht blaß und angegriffen aus?"

„Sind Sie unwohl — Marie?" fragte Walter die Erröthende.

„Das wohl nicht," fuhr die Superintendentin fort, „aber sie hat sich nicht geschont; sie hat zwei Nächte hindurch gewacht, bei einer sterbenskranken Frau in der Nachbarschaft."

„Und hat," fiel Walter theilnahmvoll ein, „an der guten Mutter Tod gedacht, und sich schmerzhaft aufgeregt. Liebe Marie, Sie müssen Ihre Gesundheit nicht Jedermann zum Opfer bringen, und Szenen vermeiden, die Ihren zarten Organismus stören. Schon diese Einsamkeit stimmt Sie düster, die nicht für Ihre Jugend paßt. Statt im Leben Frohsinn und Erholung zu suchen, suchen Sie Trauer und Schwermuth am Todeslager."

„Das ist es nicht," versetzte Marie mit dem demüthigen Klange ihrer glockenreinen Stimme; „ich bin nicht krank, Herr Baron — auch nicht verdüstert. Wie könnte ich denn traurig sein in meiner glücklichen Lage. Und Freude hat es mir gemacht, daß ich die alte, hilflose, von aller Welt verlassene Frau abwarten und pflegen konnte, gerade in dieser Nacht, wo die Krisis kam — welche glücklich vorüberlief. Der Arzt sagte, sie sei nunmehr gerettet, und diese Versicherung klang mir, als wäre es meine eigene Lebensbotschaft. Es ist so rührend, ja entzückend gar, einen Menschen zu sehen, der schon halb in den Armen des Todes lag, wie er dem Dasein wieder geschenkt, mit Andacht und Inbrunst sich an das neue Leben, diese schöne Himmelsgabe anrankt, so wie ein vom Sturm losgerissener Zweig an den Stab, innig und dankbar. Mich hat die Genesung der alten Frau in der Seele ganz heiter gestimmt."

„Aber wenn Sie selbst krank werden?“

„Ich — ich?“ wiederholte sie, „was ist an mir —.“ Sie vollendete nicht, sie senkte das Antlitz — nach einer Pause fuhr sie fort: „Dann finden sich gewiß auch gute Menschen, die meiner nicht vergessen. Und wie konnte ich die arme alte Frau verlassen, die Niemanden hat auf dieser Welt?“ Eine Thräne trat in ihr Auge, die sie hinter der Arbeit verbarg.

Walter gab der Superintendentin einen Wink, er wollte ihr die für Marie mitgebrachten Geschenke übergeben. Die würdige Frau ersuchte ihn unter irgend einem Vorwande, sie auf ihr Zimmer zu begleiten.

Marie allein gelassen, blickte dem verschwindenden Walter lange nach; es war, als kenne sie den Inhalt des Gespräches, das nun in Beziehung auf sie geführt werden sollte.

„Ich habe Ihnen,“ sagte die Superintendentin, als sie mit Walter allein war und die schönen Geschenke für Marie in Empfang genommen hatte, „eine ganz besondere Neuigkeit in Betreff Ihres Schützlings mitzutheilen. Marie soll heirathen, es hat Jemand um ihre Hand angehalten.“

„Heirathen?“ wiederholte Walter, wie vom Blitz getroffen, und fühlte es, daß ihm alles Blut aus den Wangen wich, und wandte das Gesicht gegen das Fenster; „und wen — wen denn? wenn ich fragen darf.“

„Den Sohn einer meiner Freundinen, den jungen Konrektor Zwirner. Er war einige Jahre Lehrer in Wellmerstädt, und ist erst seit kurzem an die hiesige höhere Bürgerschule berufen worden.“

„Zwirner — Zwirner?“ wiederholte Walter, und mußte die Worte herauspressen aus der befangenen Brust. „Wie hat denn Marie bei Ihnen, in dieser Einsamkeit, Gelegenheit zu Liebeshändeln gefunden, oder ist dies schon eine frühere Bekanntschaft? Daher wohl ihre Trauer, ihr gedrücktes Wesen.“

„Sie thun dem armen Kinde Unrecht," versetzte die Superintendentin, welcher Walter's Aufregung nicht zu entgehen schien: „Marie hat ihren Bewerber erst zweimal gesehen, und vielleicht kaum fünfzig Worte mit ihm gesprochen. Es war im Garten meiner Freundin, wohin ich sie fast mit Gewalt brachte, um sie zu zerstreuen, und wo sie den jungen Mann kennen lernte. Sie schien sofort einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht zu haben, er erkundigte sich gestern bei mir nach ihren Verhältnissen; als er erfuhr, daß sie frei, eine Waise sei, ließ er ihr sofort durch mich Hand und Herz antragen. Er hat sein gutes und sicheres Auskommen, und für die arme Marie wär' es immer ein größeres Glück, als die beste Gouvernantenstelle."

„Und Marie hat Ja gesagt?" rief Walter rasch und angstbeklommen. Ein bitterer Verdruß stieg in ihm auf.

„Noch nicht. Sie hat erklärt, daß sie in diesem Falle nur mit Ihrer ausdrücklichen Zustimmung handeln würde. Sie will dann erst ihr Herz befragen, und hat sich Bedenkzeit erbeten."

„Mit meiner Zustimmung?" wiederholte Walter; „man räumt mir hier ein väterliches Recht ein, das ich weder besitze, noch in Anspruch nehme. Mein ganzes Interesse beschränkt sich auf das Wohlergehen Marien's, und glaubt sie es in dem vorliegenden Falle zu finden, so — so soll es mich freuen. Doch wird sie, werden Sie erst prüfen, bevor vielleicht zu rasch gehandelt wird; denn ich wünsche, Marie soll glücklich sein, sie verdient es, verdient einen Gatten, der ihren höhern Sinn, ihren Werth zu erkennen, zu schätzen versteht. Freilich war dies vorauszusehen, denn Marie ist schön, sehr schön und gut, und gewiß nicht ohne Geist, den vor mir geltend zu machen sie nur Schüchternheit verhindert."

„Sie hätten also nichts dagegen?" fuhr die Superintendentin fort, und betrachtete Walter ausforschend. „Eine leidenschaftliche Neigung zu dem Bewerber hat sie freilich bis jetzt

noch nicht offenbart; ich müßte etwas davon bemerkt haben; denn ich lese in ihrem Herzen. Die Bekanntschaft ist noch zu neu, ihre Lage aber ist in der That eine solche, daß der Antrag Zwirner's nicht so ohne Weiteres abzuweisen ist. Was Sie, lieber Baron, von Marien's Geist als Vermuthung aussprechen, davon habe ich die Ueberzeugung. Welche staunenswerth rasche Fortschritte hat das Mädchen in diesen wenigen Monaten in Wissenschaften und Künsten gemacht! Wie klar, besonnen ist ihr Urtheil, und wie überaus reich, wie edel und fromm ihr Gemüth. Gott hat mir leider keine Kinder geschenkt, aber ich meine, hätte er mir eine solche Tochter gegeben, ich hätte auf Erden das Paradies gefunden. Doch Marie ist ja durch wechselseitige Liebe meine Tochter, und wie es auch kommen mag, ich werde mich nie von ihr trennen, bis zum Tode. Sie soll Alles besitzen, was ich mein nenne."

Walter wurde gerührt durch diese warme Zärtlichkeit der würdigen Frau, ihn entzückte dies Lob aus ihrem Munde; denn es fand ja in seiner Seele den Wiederhall.

„Wollen Sie," sagte die Superintendentin nach einer Pause, „Marien nicht selbst sagen, daß Sie gegen ihre Verbindung nichts einzuwenden haben, daß, wenn ihr Herz für den jungen Mann spricht —"

„Ich?" unterbrach Walter rasch, und sein geängstigtes Herz pochte heftiger; „bewahre der Himmel: das schiene so, als wollte ich ihr zureden, als sei ich meiner Unterstützung bereits müde, und weise sie einem Versorger zu. Jedes beifällige, ja nur leicht zustimmende Wort könnte ihr als Beweggrund gelten, gegen ihre Neigung vielleicht eine Verbindung einzugehen, die sie später bereuen möchte. Nein, nein, das sei fern von mir. Sagen Sie ihr nur, daß ich wiederholt geäußert, sie möge in diesem Falle ohne jede Rücksicht auf Gegenwart und Zukunft allein ihr Herz sprechen lassen. Dieser Schritt ist ja der wichtigste im Leben. Und

darum bitte ich auch Sie, verehrte, mütterliche Freundin, ihre freie Wahl keineswegs durch Rathschläge bestimmen zu wollen. Noch kennt sie zudem der Mann, der äußerst rasch zu Werke geht, zu wenig. Wenn ich in dieser Angelegenheit mir einen Wunsch erlauben dürfte, so wär' es der, nichts zu übereilen. Vielleicht öffnet sich ja recht bald Marien eine brillante Aussicht in einem angesehenen Hause; die Stellung einer Erzieherin ist eine geachtete, häufig werden sie ein Mitglied der Familie, und es sind Fälle vorgekommen, daß Männer von Rang es nicht verschmäht haben, einer solchen Dame von Schönheit, Bildung und Tugend ihre Hand zu reichen. Dies wäre auch zu berücksichtigen. Mit einem Worte: sie hat unbedingt freie Wahl — spricht ihr Herz entschieden für den Mann, den Zwirner — so, so — nun, dann ist es etwas Anderes."

„Ich werde nach Ihrer Vorschrift handeln," betheuerte die Superintendentin, „und nun, lieber Baron, kennen Sie auch den Grund von Mariens heutiger Befangenheit. Sie wußte wohl, daß diese Angelegenheit zwischen uns heut zur Sprache kommen müsse. Zwirner's Antrag hat sie schon viele Seufzer gekostet: dies ist bei solchem wichtigen Schritte erklärlich. Ich bin überzeugt, daß sie, während wir hier sprechen, Thränen vergießt. Doch wir wollen zurückkehren zu ihr; sie wird in banger Erwartung schweben."

„Und ich werde mich rasch entfernen," sagte Walter, „denn ich tauge nicht zum Zeugen dessen, was Sie ihr zu sagen haben."

Sie giengen in das Gesellschaftszimmer zurück. Marie suchte sich gewaltsam aufzuraffen, um ihre innere Bewegung zu verbergen. Noch saß sie gesenkten Hauptes da; sie fühlte, wie alles Blut in ihrem Herzen sich zusammenpreßte.

Walter empfahl sich, er reichte Marien die Hand und sagte mit einer Stimme, in deren Ton die innigste Theilnahme lag: „Leben Sie wohl, liebe Marie!"

Er eilte zum Thore hinaus in den Park. Dort warf er sich in der einsamsten Allee auf eine Bank. So froh, so freudig gestimmt war er vor zwei Stunden gewesen, und jetzt so traurig! Ja, er fühlte es, daß er Marien liebe, schon lange liebe. Jetzt erst, wo ihn ihr Verlust bedrohte, wagte er, sich dies zu gestehen. Es war nicht die leichte Salonliebe, die er zu Emilien empfunden, es war innige, ernste, wahrhafte Neigung. Der Blitz einer göttlichen Leidenschaft hatte nicht blos seine Sinne geblendet, er hatte in seinem innersten Wesen gezündet. Achtung und Bewunderung hatten an dieser Liebe gebaut; kein glänzender Flitter ihn bestochen, kein Taumel ihn berauscht; sein Herz hatte gesprochen und und ein verwandtes Herz erkannt.

Jetzt war er frei, in Ehren seiner Fesseln ledig; um Mariens willen entzückte ihn diese Freiheit, tausend schöne Hoffnungen des Glückes waren in ihm wach geworden: da sollte er sie verlieren, die er alleinig liebte, lieben mußte, ewig lieben sollte! Warum mußte auch jetzt, gerade jetzt, wo er über seine Hand verfügen konnte, ein Nebenbuhler auftreten? Es galt ja nunmehr, nur Mariens Liebe zu gewinnen. Ob sie ihn aber auch liebte, ob nicht blos das Gefühl der Dankbarkeit für ihn sprach?

Zwirner, wiederholte mehrmals für sich, in der That kein poetischer Name. Es mag ein trockener, pedantischer Schulmann sein, der an's Heirathen geht, wie an's Exerzizium für seine Schüler, mit gleicher Gemessenheit und Gleichgiltigkeit. Er hat ein Amt und nimmt eine Frau, weil er sie ernähren kann; das ist so herkömmlich. Nach Liebe braucht er nicht zu fragen, denn er versorgt sie ja. Sie ist arm und schön: das paßt, und er macht die Sache schnell ab, wie ein Geschäft, das nicht viel Aufschub leidet. Ihr armen, *armen* Mädchen, auf diese Art werdet ihr zur Ehe gebracht! Aber wer hieß mich auch schweigen? Warum sagte ich ihr nicht, daß ich frei sei? In ihren

Mienen hätte ich vielleicht freudige Verwunderung, in ihren Augen einen Blitz der Hoffnung gelesen! Freilich wird die arme, bescheidene Marie auch jetzt nicht hoffen, daß ich gesonnen wäre, ihr Hand und Herz zu bieten. Wenn ich es aber sogleich that? Und wenn sie, ohne Liebe, nur aus Dankbarkeit, Ja gesagt hätte? Ich wäre dann noch unglückseliger als zuvor. Freilich, dem Bräutigam einer Andern durfte sie kein Zeichen von Neigung geben, und Demuth verbot ihr, die noch vor Kurzem eine Dienerin war, ihr Verlangen bis zu mir zu erheben. Ach, wie viele Herzen brechen durch unsere sankzionirten Rangunterschiede! Und doch, warf er sich ein, ist es besser, daß ich geschwiegen; Mariens Herz mag sprechen, das Verhängniß mag entscheiden. Wenn sie mich aber liebt und doch dem Konrektor ihre Hand reicht, kann ich sie deshalb tadeln, da sie mich doch für verloren hält, in mir noch heute Emiliens baldigen Gemahl sieht? Ihre Tugend gestattet ihr nicht, die Geliebte eines Ehemannes zu sein, und so baut sie auch sich eine Schranke auf, die sie von mir für immer trennt. Und wenn ich Emiliens Gatte wurde, ihr unglücklicher Gatte aus Konvenienz und Ehrgefühl, wer bürgt für mein liebendes Herz, daß es nicht an Mariens Brust Ersatz, Trost und Liebe suchte, daß ich neben der Gattin mir eine Geliebte wählte? Liebt sie mich, sie wäre meiner Leidenschaft zum Opfer geworden — und Marie, Marie, dies edle, vertrauungsvolle Wesen durfte ich nicht entweihen! Nein, Marie war nur würdig, meine Gattin zu sein. Ich werde entsagen müssen, blutenden Herzens entsagen; aber Marie ist gerettet, ihrer Tugend bin ich dies schwere Opfer schuldig. Morgen kann es sich entscheiden. Besser war es doch, wenn ich selbst ihr meine Besorgnisse mittheilte, wenn ich sie zu längerer Prüfung aufforderе. Die Superintendentin, so ehrwürdig sie ist, gleicht doch in einem Punkte allen anderen Frauen; sie stiften gern Ehen, es gilt ein armes Mädchen zu versorgen, und hier zumal,

wo der Bewerber ohne Tadel zu sein scheint. Ob er wohl schön und liebenswürdig sein mag? Darnach zu fragen habe ich in der That vergessen. Wenn er schön ist, so wird Marien das Opfer um so leichter fallen, da sie mich für verloren geben muß. — Ich hätte doch nicht schweigen sollen.

In solchen widerstreitenden Gedanken zermarterte sich Walter, bis ihn die Nacht auf seinem einsamen Platze überraschte. Wohl war es diesmal die wahre Liebe, die in sein Herz eingezogen; denn er fühlte ihre Qualen und Schmerzen. Wahre Liebe ist auch schüchtern, denn bei mehr Selbstbewußtsein hätte er Mariens Zuneigung ahnen, ihr Verschlossen sein, ihre Zurückhaltung nur auf Rechnung seines unfreien Verhältnisses und ihrer untergeordneten Stellung zu ihm schreiben müssen. Der Zwiespalt seines Innern war groß; jetzt wo er fürchten gelernt, kam er auch zum Bewußtsein der Größe des ihn bedrohenden Unglücks. Was ihm noch heute Gewißheit geschienen, die er, auf keinen Zwiespalt gefaßt, nicht zu denken, nicht auszusprechen für nöthig erachtet hatte, war jetzt nur noch Hoffnung, die an dünnen Fäden hing.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht, und verstört, schwankend, von tausend Zweifeln geängstigt, gieng er zu Marien. Er mußte seine ganze Manneskraft zusammenraffen, um im Aeußern jene Bewegung nicht zu verrathen, die ihn stürmisch erfüllte.

7.

Die Superintendentin hatte ihn schon erwartet, sie lauerte ihm im Vorsaale auf und zog ihn in ihr Zimmer.

Seiner Frage, die sich nur mühsam der angstgepreßten Brust entrungen hätte, kam sie zuvor, indem sie lächelnd sagte: „Marie hat von ihrer Großmuth Gebrauch gemacht, sie hat nach ihrem Herzen entschieden, und dem Konrektor — einen Korb gegeben.

Der arme junge, blöde Mann schien auf dergleichen nicht gefaßt. Er dauerte mich beinahe; aber er mag sich trösten wie er kann. Marie ist mir zu werth, als daß ich nicht ihr ganzes, ungetrübtes Glück wünschen sollte."

„Sie hat also Nein gesagt," stotterte Walter, und eine ungeheure Last wälzte sich von seiner Brust. Er mußte sich bewältigen, um nicht jubelnd der greisen Freundin an die Brust zu stürzen.

„Ich wiederholte ihr," fuhr sie fort, „fast buchstäblich Ihre Worte, die einen seltsam freudigen Eindruck auf sie zu machen schienen. Als besorgte Mutter, deren Stelle ich doch in der That vertrete, konnte ich zwar nicht unterlassen, alle möglichen Fasen ihrer Zukunft zu schildern, und —"

„O! das war nicht nöthig," unterbrach Walter, „ihr klarer Verstand, vor Allem ihr Gefühl mußte entscheiden. Darauf habe ich auch gebaut."

„Als ich wiederholt versicherte, und ich mußte dies, daß Sie nicht im Entferntesten etwas Beifälliges über diese Verbindung geäußert, daß Sie vielmehr gewünscht, sie möge sich prüfen, möge nicht zu rasch zusagen, da rief sie ohne Verweilen und befriedigt lächelnd: „Ich bin entschlossen, den Konrektor abzuweisen!"

„Vortrefflich — gut wollte ich sagen," verbesserte Walter, der nur schwer seine Aufregung bemeisterte, „gut, daß wir Alles, was Ueberredung oder Zwang geschienen, bei Seite gelassen haben, ihr Herz hat gesprochen."

„Aber, lieber Baron!" fuhr die Superintendentin traulicher fort, „ich habe Ihnen noch etwas anderes mitzutheilen, vielleicht das Allerwichtigste, etwas, das Sie mitbetrifft, und vielleicht zu einem traurigern Resultate für Marie führen kann, als es selbst diese unbeliebte Heirath gewesen wäre."

„Und dies wäre?" frug Walter rasch, und sein Herz zog sich angstbeklommen zusammen.

„Ich habe bei dieser Veranlassung einen tieferen Blick als je in Mariens Herz gethan. Schon glaubte ich's ganz erforscht zu haben; aber eine Seite war mir doch verborgen geblieben, diese wahrte und hütete sie vor meinen mütterlichen Blicken."

„Vielleicht eine frühere, ältere Verbindung? Fast scheint es so."

„Eine frühere, und doch neue. Wenn mich nicht Alles trügt, und eine Frau täuscht sich darin nicht leicht — so — ja so: Marie liebt Sie, Herr Baron!"

„Mich?" rief Walter und glühende Röthe überstreifte sein Antlitz.

„Ja, Sie, und keinen Andern, mit der Gluth einer ersten, innigen, verborgenen, hoffnungslosen und darum auch um so gewaltigern Liebe. Heut erst ward es mir ganz offenbar; obgleich Erscheinungen vorhergiengen, die mir dies hätten längst bestättigen sollen. Wenn ich mit dem Mädchen allein war, sprach es oft mit einer glühenden Begeisterung von Ihnen, deren nur ein Dichter fähig ist, und wie man sie einem bloßen Wohlthäter nicht zu zollen pflegt. Dann weinte sie häufig, ohne alle Veranlassung, wenn sie lange für sich geschwiegen, tief in sich verschlossen dagesessen hatte. Jede Erwähnung Ihrer Braut, Ihrer bevorstehenden Vermählung vermied sie ängstlich wie die Gespensterscheuen den Kirchhof."

„Und doch," unterbrach Walter, „fragte sie kürzlich darnach."

„Diese Frage mag sie eine gewaltige Anstrengung gekostet haben. In Ihrer Gegenwart wie angstbeklommen, schüchtern, und in Ihrer Abwesenheit Ihres Lobes voll! Ihr ganzes Sinnen und Trachten gieng dahin, Ihnen irgend eine recht große Freude zu machen, aus Dankbarkeit, wie sie sagte; aber aus Liebe, wie ich errieth. Ihr Kommen erwartete sie stets mit ängstlicher Sehnsucht, wenn Sie eintraten, flog eine erschütternde Freude über ihr Wesen, und doch war sie beklommen, blöde, so lange Sie blieben. Wareu Sie fort, so peinigte sie sich mit tausend

Vorwürfen, daß sie Ihnen nicht genug dankbare Aufmerksamkeit erwiesen. Um Ihnen eine Probe ihrer Fortschritte im Klavierspiel zu geben, hatte sie mit rastlosem Fleiß in wenig Tagen eine Beethovensche Sonate eingeübt, und so vortrefflich, daß der Musiklehrer meinte, sie vermöge sie in öffentlichem Konzerte mit jedem Virtuosen um die Wette vorzutragen. Sie wollte Sie überraschen, wollte sie Ihnen vorspielen. Und als Sie kamen, bat sie mich unter Thränen, um Gottes willen nichts von der Sonate zu erwähnen, denn sie sei nicht im Stande, sie vorzutragen, ihre Hände zitterten. Ja, lieber Baron! Sie waren ihr Gedanke, wenn sie auch nicht sprach: daher ihre Menschenscheu, ihre Liebe zur Einsamkeit. Sie äußerte, wenn sie ausgieng, Furcht, dem Fräulein von Bank zu begegnen, angeblich aus Grund ihrer jetzigen, gegen die sonstigen Verhältnisse: aber sie wollte den Schmerz nicht haben, Ihre Braut, und wie ihr Herz ihr sagte, die Nebenbuhlerin zu sehen."

„Und dennoch, dennoch," warf Walter, sich ungläubig stellend und seine seligen Gefühle gewaltsam verbergend, ein — „können Sie sich geirrt haben, theuerste Freundin!"

„Gewiß nicht. Das neueste Ereigniß enthüllte mir ganz ihre Neigung. Als ich ihre Worte wiederholte, als ich besonders hervorgab, daß Sie ihrem Herzen freie Wahl ließen, daß Sie mit ihr selbst nicht sprechen wollten, um den Schein zu vermeiden, als wünschten Sie nur im Entferntesten diese Verbindung, rief sie mit leuchtenden Blicken aus: „Das hat W a l t e r gesagt? Ja, das hat er gesagt der edle, theuere Mann!" Zum ersten Male nannte sie Sie nur bei Ihrem Vornamen, und mit einem Tone, wie er nur der Liebe eigen ist. Freudig auch, als werde sie eines ungeheuren Opfers enthoben, gab sie mir den ablehnenden Bescheid für den Konrektor. Ich täusche mich nicht, lieber Baron! Aber nun — nun kommt auch die ernste Seite dieser Geschichte. Was soll es mit dieser Liebe, theurer Walter? Sie

sind Bräutigam — Marie, zu einem dienenden Verhältniß erzogen, könnte nie die Ihrige werden, selbst wenn sie frei wären. Welchem Unglück sieht das arme Mädchen entgegen? Ihr Herz muß brechen! Ich hätte gewünscht, sie hätte Kraft genug besessen, diese Liebe zu unterdrücken, und dazu schien mir die Heirath mit dem Konrektor das einzige Mittel."

„Nicht doch, nicht doch," widersprach Walter, in dessen Brust sich mit Sturmeseile die mannigfachsten Gefühle kreuzten, „das wird vorübergehen. Es wird sich ein Ausweg finden, denke ich." Schon lag ihm das Wort des Geständnisses auf den Lippen, aber ein plötzlicher Entschluß, ein eigener Plan tauchte in ihm auf.

„Vorübergehen? Ausweg finden?" wiederholte bekümmert die Superintendentin, „das sagen Sie nur, ohne es zu glauben. Eine solche erste, der Seele entwachsene Leidenschaft verträumt sich nicht in einer Nacht. Sie wußte, daß sie Ihnen entsagen muß, und doch hegte sie den zarten, kleinen Keim der Liebe im Herzen, bis er zum mächtigen Baume erwuchs, der mit seinen Zweigen ihre Erde und ihren Himmel ausfüllt, statt den ersten Trieb zu ersticken. Ich weiß, was Sie meinen, lieber Baron! — Sie wird entsagen, weil sie muß, und Sie fort lieben. Daß diese Liebe nicht auf Abwege gerathe, dafür bürgt mir ihr redlicher Sinn, Walter, Ihr Pflichtgefühl; aber das Mädchen muß dabei nothwendig zu Grunde gehen, wird kranken an einer unheilbaren Wunde. Darum war es besser, wenn sich Marie mir zur rechten Zeit anvertraute, wenn ich ihre Neigung leiten, sänftigen konnte; und die Heirath mit dem Konrektor war, wie die Verhältnisse stehen, das einzige, das beste Rettungsmittel."

„Nichts mehr davon," sprach Walter bittend, „die Sache wäre abgemacht. Machen Sie Marien keine Vorwürfe über das, was Sie entdeckt zu haben glauben. Ihr Geheimniß muß einen süßen Rausch für sie haben. Hofft sie, warum ihr die Hoffnung

rauben, so lange sie noch keine Ansprüche darauf gegründet. Marie liebt mehr ein inneres Leben denn ein äußeres, für dessen Verhältnisse uns der Maßstab fehlt. Sind es Gedanken, die ihr Glück ausmachen — warum sie ihr trüben? Ihre Fantasie, die ein Glück schafft, muß auch mächtig genug sein, ihr Bilder des Trostes zu schaffen, wenn sie erkannt, daß das Glück in der Wirklichkeit für sie ein unerreichbares sei. In wenig Tagen — mein Wort darauf — wird sie ruhiger sein. Noch einmal, sprechen Sie zu ihr nichts von Ihrer Vermuthung und daß Sie mir dieselbe mitgetheilt. Irre mich nicht, so war sie im Fenster, als ich durch den Garten gieng; es muß auffallen, daß ich so lange bei Ihnen verweile. Unsere heimlichen Verhandlungen werden sie beängstigen; sie wird einen neuen Heirathsplan befürchten. Wir wollen hinüber gehen."

Sie begaben sich in die Gesellschaftsstube. Marie gewann es über sich, Walters Mienen auszuforschen, in seinen Augen zu lesen, ob sich darin eine Zufriedenheit über ihre Handlungsweise ausspreche. Wie freudig schlug ihr Herz, als der innige Blick, der auf ihr ruhte, das milde Lächeln, welches seinen Mund umspielte, ihr zu sagen schienen, daß sie zu seiner Befriedigung gehandelt. Sie wurde selbst heiter in diesem Bewußtsein, obgleich mancher leise Seufzer ihrer Brust entquoll, wenn ihre Gedanken in die Zukunft flogen.

Walter blieb lange; seine innere Freudigkeit beflügelte seinen Geist, noch nie war er so beredtsam, so feurig in seiner Unterhaltung gewesen. Der Nebel, welcher ihn seither umschleiert hielt, schien zerrissen; klar überflog sein Blick Gegenwart und Vergangenheit. Marie fühlte sich in einen Himmel versetzt während seines Bleibens; sie zitterte aber bei dem Gedanken an sein Scheiden, an die Stunden, Tage, die diesem folgen sollten, an die Zukunft.

Es war schon finster geworden, als er aufbrach. Beim

Abschiede, als die Superintendentin vorausgeschritten war, und er Mariens Hand länger als sonst in der seinigen hielt, wollte er, im Uebermaße seines seligen Gefühls, das ihm die Fassung raubte, ihre Hand küssen. Aber sie entzog ihm demüthig dieselbe; Walter aber preßte im Fluge den schönen Leib des Mädchens an sich, denn oben öffnete die Superintendentin die Thüre des erleuchteten Vorsaales. „Gute Nacht! Gute Nacht!" rief er mit lauter Stimme, aus der die seligste Freude lärmte, und flog die Stufen hinab. Sein Herz war zu überquellend in Wonne; noch ein Moment, und er hätte ihm Worte geben müssen.

Er durchschwärmte, er durchträumte die seligste Nacht seines Lebens.

8.

Aber Walter hatte eine Mutter, deren wir in unserer Erzählung nicht erwähnt, weil sie auf den Gang der Ereignisse bisher keinen Einfluß ausgeübt. Diese Mutter, welche er zärtlich liebte und verehrte, hatte sich stets den Wünschen des Sohnes, dessen Herz und Geist ihr hinlängliche Bürgschaft waren, liebevoll gefügt. Sie hatte seine Verbindung mit Emilien gebilligt, weil die Standesverhältnisse dafür sprachen und weil sie darin die Herzenswahl ihres Sohnes zu erkennen glaubte. Nur auf einen Tag war sie von ihrem Gute, dessen Einsamkeit ihr seit dem Tode des heißgeliebten Gatten überaus theuer geworden war, nach der Stadt gekommen, um Walters auserwählte kennen zu lernen. Der erste Eindruck war — wie stets bei Emilien — ein günstiger gewesen; sie sah und empfand mit Walters Herzen. Ein tieferes Eindringen in Emiliens Karakter war bei der Kürze der Zeit nicht möglich gewesen, und so reiste sie wieder ab, vollkommen befriedigt, da sie auf Walter ihr volles Vertrauen setzte.

Ihr mußte nun Walter Alles, was sich begeben und noch begeben sollte, mittheilen. Es galt ein offenes und ausführliches Geständniß seiner Herzensangelegenheiten abzulegen; es galt, sie für die neue Wendung der Dinge zu gewinnen. Wohl befürchtete er nicht nach einer aufrichtigen und getreuen Darstellung in Betreff seines Bruches mit Emilien und dessen Motiven, einen bittern Vorwurf, aber er bangte, so sehr er auch auf die mütterliche Liebe baute, vor der Einwilligung zu der neuen Verbindung. War doch Marie seiner Mutter unbekannt, und wenn er ihr ganzes Wesen mit den glühendsten Farben der Liebe schilderte; erschien sie ihr doch in der Ferne stets als die ehemalige Dienerin, und er selbst, der so plötzlich seine Neigung geändert, mußte er der besonnenen Frau nicht leichtsinnig, unbesonnen vorkommen! Die Billigung seiner Mutter war zu seinem vollkommenen Glücke unerläßlich. Darum sah er der Antwort auf seinen Brief mit ängstlicher Spannung entgegen, die ihn dann auch beschlich, wenn er an Mariens Seite saß, entzückt in das Antlitz der Ahnungslosen blickte, und den Himmel seiner Zukunft vor sich aufrollte.

Endlich kam das verhängnißvolle Blatt. Die Mutter schrieb: „Kein Wort des Vorwurfs, lieber Walter, darüber, daß Du so schnell ein Verhältniß gelöst, welches Dein ganzes Lebensglück zu begründen schien. Ich glaube an Alles, was Du mir von dem Vorgefallenen berichtest; ich fühle es, daß Dein Stolz sich bei den stattgefundenen Zurücksetzungen gekränkt fühlen mußte, ich kann begreifen, daß, was Du Liebe nanntest, mehr Verblendung, mehr Täuschung, als diese war. Aber Walter, wer gibt mir auch jetzt die Gewißheit, daß Deine neue, so äußerst rasche Wahl nicht auf einer neuen Täuschung beruht? Laß um Gotteswillen nicht die blinde Leidenschaft, nicht den Sinnenrausch walten, sondern die Ueberlegung! Warst Du doch sonst so besonnen, Walter! Prüfe Dein Herz, prüfe Deine Geliebte; bedenk, es gilt einen Bund auf Lebenszeit. Wie leicht könnte Dein zweiter Irrthum größer,

verderblicher für Dein Glück sein, als der erste. Zwar gebe ich viel auf die achtungsvolle Liebe der Superintendentin zu dem seltsamen Mädchen; ich kenne, ich verehre sie und glaube nicht, sie sei in einem schrecklichen Irrthume. Aber Du selbst hast ihr, wie Du gestehst, noch nicht gesagt, daß Du dies Mädchen zu Deiner Gattin machen willst. Ich bitte Dich, hole auch über diesen Punkt, den wichtigsten, ihren Rath ein. Sie kann Deine Marie wie eine Tochter lieben, und doch unter den waltenden Verhältnissen eine Verbindung mit Dir als unstatthaft, ich will nicht sagen unheilbringend mißbilligen und für unzulässig erachten. Und dann — sieht die ehrwürdige Frau Dich nicht mit den Augen einer Mutter — Deiner Mutter. Und noch Eins, mein Sohn, bedenke: Nicht ungestraft setzt man schuldige Rücksichten auf dieser Welt, wie sie einmal ist, dieser Welt, in welcher wir zu leben gewohnt und genöthigt sind, aus den Augen. Ein Mißgriff in unsern Zugeständnissen oder ihren Ansprüchen, die sie zum Gesetz gestempelt, rächt sich früher oder später. Die Leidenschaft verrauscht, aber die Lebensprosa mit ihren Konvenienzen besteht riesenfest. Lieber Walter! Ich habe Dich gewarnt — das war meine Pflicht; handle, wie Du willst, wie es Dir Dein Herz eingiebt, welches doch der Mutter nicht entfremdet worden ist. Ich kann nichts thun, als zu Gott beten, daß er Dein Inneres erleuchte. Prüfe Dein Herz sorgfältig und trübe nicht den Lebensabend Deiner Mutter, die in Dir das Vermächtniß ihres ewig theuren Gatten liebt."

„Nein, Mutter!" rief Walter nach Durchlesung dieser Zeilen mit nassen Augen und wandte einen frommen Blick zum Himmel, „das wird nicht geschehen, wie ich meine Marie kenne. Ein Engel soll Dir in ihr zur Seite stehen, für dessen Wahl Du mich noch segnen wirst. O, wie schnell sollst Du sie erkennen, und als Tochter an Deine Brust drücken! So wär' es denn entschieden; die Zweifel der Mutter trüben meinen

Himmel nicht, denn meines Glückes Sonne wird diese Wolken bald verscheuchen. Nun könnte ich zu Marie eilen und ihr die selige Botschaft bringen. Warum lasse ich sie noch länger in dieser Qual der Ungewißheit, warum peinige ich das schöne, treue Herz? — Doch nein! — nur wenige Stunden, und ihre Freude, ihre Wonne soll doppelt groß sein. Das Glück der Liebe soll mit poetischem Schmucke einziehen in ihr Herz."

Er eilte fort und traf alle Anstalten, welche sein Vorhaben nöthig machten.

Am folgenden Morgen war er bei Marien. Er fand sie allein in dem Gesellschaftszimmer. Sie empfieng ihn unbefangen, ahnungslos; nur ein freudiges Lächeln, eine zitternde Aufgeregtheit in seinem Wesen fiel ihr auf. Noch weilte er nicht lange, als ein Bedienter einen großen Karton brachte. Marie vermuthete ein neues Geschenk darin, und wollte diesmal Muth fassen und Walter beschwören, seiner Großmuth gegen sie doch endlich Schranken zu setzen.

Walter aber ließ sie nicht zu Worte kommen. „Liebe Marie," sagte er zerstreut und die Augen gesenkt, „Sie müssen mir einen Gefallen erweisen. In diesem Karton ist der Brautanzug meiner Künftigen; Sie haben ganz die Gestalt derselben — Damen sind wählerisch ich möchte ihren Geschmack getroffen haben, möchte sehen wie der Putz kleidet, ich bitte Sie, diese Kleider anzulegen."

Marie warf ihm einen Blick des Entsetzens zu — Todtenblässe überzog ihr Antlitz, ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Wie sie befehlen, Herr Baron," hauchte sie tonlos, erhob sich, nahm den Karton und schwankte in ihr Zimmer.

Keine ihrer Bewegungen war ihm entgangen — schon wollte er ihr nacheilen, zu ihren Füssen sinken, das Wort aussprechen, ihre Pein kürzen, aber das Entzücken des nächsten Momentes stand zu leuchtend, zu beseligend vor ihm. Er hielt sich zitternd

an die Fensterbrüstung, sein Herz wollte zerspringen im Uebermaß der Gefühle.

Marie stand vor dem Spiegel, bleich wie ein Marmorbild, noch immer flossen ihre Thränen. Leise Worte glitten über ihre Lippen: „Barmherziger Gott," flehte sie, „gib mir Kraft, diese Marter zu ertragen. Und er konnte dies verlangen — er — er ahnte also nichts? Aber ich muß — er will, und ihm verdanke ich Alles. Dann aber laß mich sterben, guter Gott!"

Ohne Beihilfe einer Dienerin, fast besinnungslos, mit zitternden Händen, und doch in wilder Hast, kam sie mit dem Anzug zu Stande. Sie hauchte in ihr Tuch, und drückte es vor die verweinten Augen. Dann schwankte sie in das Gemach zurück — sie fühlte es, daß ihr Herz im nächsten Augenblicke brechen müsse.

Als sie über die Schwelle trat, zwar blaß wie eine Lilie, aber engelschön, breitete Walter seine Arme aus und rief: „Marie, Marie! wie sind sie schön in diesem Schmucke."

Seiner nicht mehr mächtig, stürzte er zu ihren Füssen, und faßte ihre Hände, und preßte sie gewaltsam an seine Lippen.

„Herr Baron," stotterte sie, „Sie vergessen über das Gewand die Person, welche es trägt; Ihr nahes Glück blendet Sie — nicht mir, Ihrer Braut sind Sie diese Huldigung schuldig." Sprachlos ruhte sein Mund noch auf ihren Händen, seine Thränen befeuchteten sie.

„Herr Baron!" flehte das Mädchen mit gepeinigter Seele, „es wird Zeit, diesen Putz abzulegen; es könnte etwas daran zerdrückt werden. Ihre Braut, Fräulein Emilie, könnte es bemerken, und wenn sie nur ahnte —!"

„Nein! nein!" rief er aufspringend, und sein überschwengliches Gefühl fand Worte, „nicht ablegen, Marie, sollst Du diesen Brautschmuck, tragen sollst Du ihn, mein Engelskind, und so mit mir zum Altare treten. Für Dich war er bestimmt, und

Du und keine Andere ist meine Braut vor Gott und bald vor aller Welt!"

„Walter!" rief Marie und sank ohnmächtig an seine Brust. Er trug sie auf das Sofa, knieete zu ihren Füssen nieder und preßte ihre Hände zwischen den seinigen. Noch waren ihre Augen geschlossen, nur matt schlug das Herz, die Erschütterung war zu gewaltig gewesen; aber bald überflog beseligende Röthe ihre schönen Wangen.

„Marie," fuhr Walter fort, „mit jener Emilie habe ich das Verhältniß längst gelöst — unsere Herzen waren sich fremd, wir schieden ohne Schmerz. Ich verbarg Dir es bis jetzt, denn ich wollte ja ergründen, ob Du mich auch liebst, ob ich auf Dein Herz bauen könnte; ich wollte Dich überraschen und es ist mir herrlich gelungen. Dieser Moment wiegt ja Himmelsseligkeit auf. Ich habe Emilie nie geliebt, auch ihr Herz war nicht mein. Aber Dich, Marie, habe ich geliebt — damals schon — denkst Du an das Glas Wasser und die ersten Thränen, die mir flossen? Ich schwur, sie zu trocknen! Und Dich, Marie, werde ich lieben ewig, ewig!"

Sie schlug ihre Augen auf, sie starrte ihn schmerzhaft lächelnd an, dann lispelte sie leise: „Und es ist kein Traum, Walter? Wenn es ein Traum ist, dann, o Himmel gib mir den Tod!"

„Kein Traum, kein Tod," versetzte er und umschlang sie, und drückte Mund an Mund, „sondern wonnevolles, wirkliches Leben voll Sonnenschein und Liebesseligkeit, Marie! Alles ist geordnet, süße Braut, der Weg aus diesen Gemächern führt nur zum Altare. Meine Mutter wird unsern Bund segnen und Dich als Tochter an das Herz drücken. Kennst Du Uhland's Goldschmiedstöchterlein, Marie?"

Sie lächelte ihm wonnig entgegen — dann schlang sie die Arme um ihn; ihre Thränen strömten leichter, reichlicher, es waren Zähren der Freude.

„Und Du liebst mich, Marie?“ forschte er, „und seit wann liebst Du mich, holde, süße Braut?“

Sie lächelte selig, und sprach kaum hörbar: „Von dem Augenblicke an, wo ich Sie, wo ich — Walter gesehen.“

„Und Du gabst mir in jenem Glase Wasser den Zaubertrank, der mich für ewig an Dich bannt.“

„Aber Emilie?“ fragte Marie, und ihre Miene verdüsterte sich, als trete ein Gespenst vor ihre Blicke.

„Sie selbst entband mich meines Wortes. Wir fühlten zur selben Stunde, daß unsere Herzen nicht für einander geschaffen seien. Mit meiner Freiheit gab sie mir meinen Himmel, Dich!“

„So hätte ich keinen Raub an ihr begangen?“

„Nein, Marie, nur mich zum glücklichsten Sterblichen gemacht. — Ach, wüßtest Du, Marie, wie mich der Konrektor geängstigt hat — es war zu derselben Zeit, wo ich mit Emilien gebrochen und mich Dir ganz zu eigen geben wollte. Ich zittre noch, wenn ich bedenke, daß Du dem Bewerber das Jawort geben konntest.“

„Nie,“ versetzte Marie lächelnd, „wie auch mein Loos gefallen wäre, konnte er oder ein Anderer mein Gatte werden. Ich konnte nur Einen lieben — Walter! Und an dieser Liebe wäre ich auch gestorben.“

„Jetzt aber sollst Du leben in Glück und Glanz, in Freud' und Wonneseligkeit!“

Die Superintendentin trat ein. Ueberrascht beim Anblick der Gruppe, wich sie einen Schritt zurück. „Mutter!“ rief Walter, „segnen sie ein glückliches Brautpaar!“

Freudethränen drangen in die Augen der ehrwürdigen Frau. „O, meine Kinder,“ sagte sie, „ich habe es wohl geahnt, daß es so kommen würde, so kommen müsse, besonders, da ich vor einigen Tagen Walters Bruch mit Emilien erfuhr. Ich schwieg und ließ den Himmel und Eure Herzen walten. Und so segne ich

Sie denn lieber Walter, im Namen ihrer abwesenden und Dich, Marie, im Namen Deiner todten Mutter. Der Herr behüte und begleite Euch."

Ein Wagen fuhr am Hause vor. — „Man holt uns zur Trauung," sagte Walter, sich erhebend; „Bärenstein und seine Gattin, unsere Zeugen, erwarten uns in der Kirche. Sie fahren doch mit, theuerste Freundin?" wandte er sich zur Superintendentin.

In der Zeit von wenig Minuten war diese festlich gekleidet. Alle Drei stiegen in den Wagen, und hinaus gieng es auf ein benachbartes Dorf, wo in dem einfachen Kirchlein, in Gegenwart der Genannten und einiger Landbewohner, der neue Bund von dem alten Landpastor eingesegnet wurde. Ein heiteres Mahl vereinigte die fünf einander werth gewordenen Personen, wobei Bärensteins holde Pauline Gelegenheit hatte, sich mit der herrlichen Marie innig zu befreunden. Und als es Abend wurde, Dämmerung sich über die Stadt legte, da küßte die Superintendentin unter Thränen ihre Pflegetochter, und Walter führte sie in seine häuslichen Räume ein, wo nicht lange vorher die stolze Emilie sich so unheimlich gefühlt. In der Dämmerung des Brautgemaches sank das prachtvolle Gewand von den schönen Gliedern der keuschen Jungfrau, und Walter preßte sie in unnennbarer Seligkeit an seine Brust.

Am folgenden Morgen trug die Vereinigten, so wie die Superintendentin, ein Wagen nach dem Gute von Walters Mutter.

Als Marie vor die ehrwürdige Frau trat, sank sie weinend zu ihren Füssen. Walters Mutter, von so viel Schönheit, Milde und Demuth überrascht, zog sie empor und an ihre Brust, indem sie mit feuchten Augen rief: „Ja, in diesen frommen Augen, in diesem unschuldvollen Antlitz lese ich, daß Du gut gewählt, mein Walter! An meinem Herzen ist von nun an Dein Platz, liebe Marie!"

Schnell verbreitete sich die Nachricht von Walters Vermählung in der Stadt. Emilie war empört. „Diese Wahl," sagte sie, „ist seiner würdig — er vermochte sich zu mir nicht zu erheben; leichter war es ihm zu meiner Dienerin herabzusteigen. Doch nein!" verbesserte sie sich, „er kann das Mädchen nicht lieben; es ist ein coup de désperation, er wollte sich an mir rächen, indem er eine Magd an meine Stelle setzte."

Uud der Graf Briest? Ihm war Emilie als die Braut eines Andern, sehr pikant gewesen; es machte ihm Vergnügen, unter diesen Umständen ein galantes Verhältniß mit ihr zu unterhalten. Jetzt, wo er sie frei wußte, wo sie ihm ihre Freiheit selbst mit gewissen Beziehungen ankündigte, erschien sie ihm nicht mehr interessant. In dem Augenblicke, wo sie ihn so weit gebracht, daß eine bestimmte Erklärung unumgänglich war, sandte er Abschiedskarten umher, und reiste plötzlich nach Konstantinopel zur belgischen Gesandtschaft, der er attachirt war und die ihn gerade in diesem Momente einzuberufen für gut fand.

Emiliens Vater, der Präsident, welcher bei ihrem Bruch mit Walter, den ihm die Mutter notifizirt, nur die Worte gesprochen hatte: „Also man hat dem Baron Ried den Abschied gegeben? Wie man will!" äußerte sich jetzt, als er auch die Abreise des Grafen erfuhr; „Man scheint sich mit dem belgischen Grafen verrechnet zu haben."

„Vergessen Sie ihn," entgegnete Emilie stolz, „wie ich ihn vergessen habe!"

„Wird mir nicht schwer fallen," war seine Antwort, „schon in der heutigen Session, wo eine hochwichtige Sache verhandelt wird. Adieu."

Emilie reiste mit der Mutter, die zwar heimlich Thränen vergoß, aber nicht den Muth hatte, nur ein Wort des Vorwurfs gegen ihre Tochter auszusprechen, in ein rheinisches Bad, obgleich die Jahreszeit schon sehr weit vorgeschritten war.

Walter aber sang noch oft, wenn er glücktrunken in schönen Gattin Augen blickte:

„Maria süß, Maria traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du bist die allerschönste Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die der Ring bestimmt. —"

Ein Wiederfinden.

Novelle.

— 1848 —

1.

Ein Schuß krachte durch die Nachbarschaft.

Es war heller Morgen, bereits um die achte Stunde, und zahlreiche Menschen giengen durch die Straßen der Stadt. Alle standen plötzlich still: man blickte um und um, woher der Knall gekommen; man fragte und forschte, und bezeichnete endlich ein Haus, das schmal und klein, in der **schen Gasse zwischen stolzen, prachtvollen Gebäuden, wie vergessen und unbeachtet dastand, und einem Schuster gehörte.

Alsbald erhob sich in jenem Hause Bewegung und Lärm: man drang fünf Treppen hoch hinauf; ein leichter Pulverdunst verrieth die Spur. Die Thüre der Bodenkammer war von innen versperrt, widerstand aber nicht den Fußtritten der Nachforschenden, und sprang auf. Pulverrauch qualmte den Einstürmenden entgegen: das kleine Gemach war gleichsam in Nebelwolken gehüllt, und machte ein deutliches Erkennen der darin befindlichen Gegenstände unmöglich. Man riß die Fenster auf; der Rauch entwich, und die Anwesenden hatten den Schauplatz frei.

Es war eine kleine, auf das dürftigste meublirte Stube. Ein Tischchen von weichem Holze; darauf Bücher und Papiere in bunter Unordnung; zwei Rohrstühle; auf einem derselben eine Wasserflasche und ein Waschbecken; auf dem andern ein fadenscheiniger Oberrock, Beinkleider und ein schwarzes Halstuch. In der Nische

des Zimmers das Bette. Binsen, mit baumwollnem, farbigem Stoffe bedeckt. Auf dem Bette selbst lag ein junger Mensch, ungefähr zwanzig Jahre alt; die langen, schwarzen Haare hielten sein Antlitz fast bedeckt; man konnte seine Züge nicht unterscheiden. Sein Hemd war blutgetränkt, am Boden vor dem Bette fand man ein Pistol.

Zwei Wundärzte stürzten herein und nahmen den leblosen Körper des jungen Mannes in Augenschein. Sie wuschen seine Wunde, rieben die Schläfen des Unglücklichen mit belebenden Geistern, und ihre Versuche blieben nicht erfolglos. Nach wenigen Minuten schlug der Jüngling die großen dunkelblauen Augen auf, und blickte um sich . . .

Das Pistol hatte sein Herz treffen sollen, und hatte den Arm getroffen. Er war zerschellt, und hing nur wie an einem Faden befestigt an dem Schulterblatt.

Ohne Gefahr für des Jünglings Leben durfte man ihn in eine Sänfte heben, um den Verwundeten in's Spital zu schaffen. Es geschah. Eine Menge müssiger Menschen folgte der Sänfte, und in einer Stunde wußte es die ganze Stadt, der Dichter Heinrich *** habe einen Selbstmord versucht.

2.

Dem schmalen und kleinen Hause in der **schen Straße gegenüber steht ein palastähnliches Gebäude. Fünfzehn Fenster bilden seine Vorderfronte. Marmorsäulen schmücken das Portal. Ein goldverbrämter Portier gähnt, auf seinen silbernen Bambusstab gestützt, davor.

Eine Treppe hoch im Eckfenster sitzt eine junge Dame. Sie ist mit einer Stickerei beschäftigt. Im goldnen Käfig ihr zur Seite stäubt ein Psittacus macao sein blendendes Gefieder und wetzt den Schnabel, und plaudert, und belustigt die ihn liebkosende Herrin.

Die junge Dame scheint hohen, schlanken Wuchses. Lange blonde Locken rollen bis auf ihren Nacken hinab; das Auge ist groß und wasserblau; ihr Haupt edel und scharf geschnitten. Die Züge verrathen Leidenschaftlichkeit: doch sieht sie blaß, angegriffen. Man würde vielleicht irren, wenn man annähme, innere Bewegung und Seelenstürme hätten sie so, wie sie vor uns weilt, gezeichnet; wer sie sieht, wird eher behaupten: auf dieses Antlitz hauchte das laute Leben seinen Odem; die Lilie müsse hinausgetragen worden sein in die Nacht des Nebels und des Frostes; dort litte sie. Daher jene krankhafte Bläße.

Man kann Fiametta nicht sehen, ohne leise zu erbeben. Sie hat etwas wunderbar Lockendes, Verführerisches an sich. Besonders sind es die langen, unglaublich langen Locken, die befangen machen. Sie gleichen ausgespannten Fischernetzen, und man thäte nicht wohl, in ihre Nähe zu gehen; denn sie reichen weiter, als man glauben mag. Noch berückender ist das wasserblaue Auge. Es liegt in ihm ein Zauber, wie in der blauen Meeresfluth. Man wähnt, d'runten lägen nur Perlen und Korallen, und vergißt, daß der Grund auch den räuberischen Hai und die giftige Schlange birgt. Und wie melodisch rollt der Wellenschlag ihres Busens; diese ewige Unruhe seiner Wogen? Dazu endlich die ganze Färbung ihres Angesichts, dieser blühenden Sünde, mit dem schwanken Dämmerschein, beim Himmel; sie hat etwas von der Lorelei an sich.

Fiametta ist Sängerin. Als Künstlerin allerdings gewürdigt vom Publikum, aber verdammt als Weib, als die Geliebte des Fürsten; denn sie ist Herrscherin des Landes und seiner Finanzen; und den Palast, den sie bewohnt, hat sie von ihrem Durchlauchtigsten Herrn zum Geschenk empfangen.

Ich sagte Euch, Fiametta habe etwas von der Lorelei an sich; nun kennt Ihr ja das Lied, das anfängt:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

und schließt:

Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Trällert das Lied nicht sorglos hin, habt vielmehr Acht, daß Fiametta an Euch die Loreleimär nicht verwirkliche!

3.

Fiametta klingelte heftig.

„Henriette!"

„Sie befehlen Fräulein?"

„Was gibt's denn draußen? Die ganze Straße ist in Allarm. Es fiel vor wenigen Minuten ein Schuß in der Nachbarschaft."

„Richtig, mein Fräulein. Doch noch weiß Niemand, woher er gekommen."

„Das ist wohl gar Aufruhr, Rebellion?"

„Das Gott verhüte."

Die Menschenmasse hatte sich dicht vor Fiametta's Palaste gesammelt.

„Sie kommen, um mich in Stücke zu reißen. Ich Unglückliche!"

„Beruhigen Sie sich, mein gnädiges Fräulein. Der Pöbel sucht die Spur des Schusses. Man scheint sie gefunden zu haben, in dem schmalen Hause gegenüber."

„Eile, Henriette! laß nachfragen, was vorgefallen."

Henriette flog aus dem Erkerzimmer, und kam nach wenigen Augenblicken wieder.

„Nichts ist geschehen, Fräulein! Der Versemacher Heinrich

***, der gegenüber in der Dachstube, näher dem Himmel als der Erde wohnt, hat sich erschießen wollen, zerschellte sich aber nur den Arm.

Fiametta erblaßte.

„Was vermochte den Unglücklichen zu diesem Schritt?"

„Ist nicht bekannt."

„Vermuthlich Noth und Elend?" sprach sie gedehnt weiter.

„Sehr leicht möglich."

Fiametta konnte eine tiefe Befangenheit über die erhaltene Nachricht nicht verbergen; es hätte nicht viel gefehlt, so stand in ihrem Auge eine Thräne. Sie wußte aber diesen seltenen Gast noch zeitig zurück zu drängen.

„Eben trägt man den jungen Herrn in's Spital."

Fiametta drückte das Gesicht in ihr Tuch. Nach einer langen Pause aber sprach sie: „Es wird ihm wohl an jeder bessern Verpflegung fehlen? Meine Henriette! hier, nimm zwanzig Dukaten, und schaffe sie in die Hände des Spitaldirektors. Sie sind für Heinrich *** bestimmt. Niemand jedoch — hörst Du! — soll wissen, von wem das Geld kömmt."

Henriette nahm das Gold und entfernte sich rasch.

Fiametta gieng verdüstert an's Fenster, um sich zu zerstreuen; unerheitert kehrte sie zurück. Der Papagei rief Alfons, Alfons! — es war dies des Fürsten Name — und Fiametta schlug ihn mit dem Fächer auf den Schnabel. Sie sank in die Damastkissen des Divans, und erhob sich bald mißmuthig. Sie trat zum Bücherschrank und zog ein zierliches Maroquinbändchen hervor; fast erschreckt blieb ihr Auge auf dem Titel hangen. Es waren die Gedichte von Heinrich ***. Da fielen ihr ein paar Stroffen in's Auge, überschrieben: Fiametta.

Sie las:

Ich kann Dich niemals ohne Schmerz betrachten
Und niemals ohne tiefgeheime Trauer;
Und doch erfüllt vor Dir mich heimlich Schmachten
Und doch beschleicht vor Dir mich süßer Schauer!

Wie giengst Du, Röslein! Du, so rein geboren
Im Frühlingsschooß zu Gottes Schöpferfreude,
Wie giengst Du, Röslein! nun so schnell verloren
Aus blüh'ndem Garten hin auf wüste Haide?

Wo Deine keuschen, holden Morgenröthen
Und Deine Knospen, märchenhaft geschlossen,
Der Wüstenthiere wilder Huf zertreten,
Wo Du des Frühlings Herzensblut vergossen . . .

Doch manchesmal da perlt —

In diesem Augenblick flog die Thür auf, der Kammerdiener meldete Seine Durchlaucht, welche zu dieser Stunde gewöhnlich ihre Coeur-Dame besuchten.

Verlegen warf Fiametta das Buch fort. Der Fürst trat ein. Leicht wie eine Silfe gaukelte ihm die Sängerin entgegen und hing an seinem Halse.

Er brachte ihr heute eine brillantene Busennadel mit und befestigte sie höchsteigenhändig an dem für sie bestimmten Platze.

Sie küßte ihn dafür, er erwiderte den Kuß. Sie schäkerten, lachten, koseten und herzten, bis sie einander in die Arme sanken . . .

Nach einer Stunde war der Fürst fort.

Fiametta aber war nicht froh, nicht lustig und heitern Sinnes. Die aufgelösten Locken hingen wie Trauerweiden auf ihren erglühten Nacken nieder; das Auge blickte unsicher, der Busen hob sich voll innerer Erregung. Unwillkührlich drängte

es sie, das weggeworfene Buch abermals zur Hand zu nehmen; ihre Blicke suchten hastig des Gedichtes Schluß, und sie las die tiefempfundenen Worte:

Doch manchesmal da perlt noch eine Thräne
Als Reuethau von Deinen bleichen Wangen;
Du ringest, eine zweite Magdalene,
Nach einem neuen Kristus voller Bangen.

Vergeblich willst Du mich zum Heiland wählen,
Um Dein verloren Seelenheil zu retten,
Vergeblich willst Du uns're beiden Seelen,
Die längst getrennten, neu zusammenketten!

Vielleicht bei Gott in jenen Wolkenhöhen
Dort wollen wir versöhnt die Heimath bauen;
Hier aber laß uns auseinander gehen
Und nie mehr wieder in die Augen schauen.

Lange blickte Fiametta sinnend auf das Blatt, worauf diese Verse standen. Und heute zum zweiten Male vergoß sie eine Thräne — sie fiel auf das Gedicht.

Es war diese Zähre eine doppelt bittere: sie hatte sie um sich und um ihre erste Liebe vergossen.

4.

Heinrich lag im Spital. Die Geschicklichkeit seines Arztes ließ auf baldige Genesung des Schwerverwundeten hoffen. Nach mehren Tagen schien das Wundfieber vorüber und man gestattete dem Pazienten, zu sprechen.

Als Heinrich zur Besinnung gelangt und eben mit seinem

Aufwärter allein war, frug er denselben dringend und fast ängstlich, wo seine Papiere und Bücher seien, die er in seiner Wohnung in der Stadt zurückgelassen.

Der Aufwärter bemerkte dies nicht zu wissen.

„Mein Gott!" seufzte Heinrich, „was mag damit geschehen sein?"

Der Aufwärter meinte, der junge Herr könnte sich wohl beruhigen; denn bei solchem Vorfalle schreite die Behörde ein, um das Eigenthum eines Abwesenden zu schützen, und wenn nicht dies, so habe wohl der Hauswirth Sorge getragen, daß sein Hab und Gut nicht angetastet werde.

Heinrich sprach hierauf mit halber Stimme zu dem Aufwärter: „Eine Stunde früher, ehe ich den mißglückten Versuch wagte, mich von einer Last zu befreien, die mir drückender schien, als je, habe ich einen Brief geschrieben. Nicht an meine Eltern oder Geschwister, denn ich habe keine mehr. Der Brief war an eine Dame gerichtet, und bereits gesiegelt. Er sollte nur in ihre Hände kommen, wenn ich nicht mehr war. Was ist mit jenem Schreiben geschehen?! Geht, lieber Freund! eilt, erkundigt Euch bei Meister Sohle, dem Schuster, bei dem ich gewohnt, wohin der Brief gerathen. Um jeden Preis möcht' ich ihn zurück haben. Geht, lauft, und bringt mir gute Botschaft. Es soll Euer Schade nicht sein!"

Der Diener gieng.

Als der inspizirende Arzt ein Weilchen darauf eintrat, fand er den Kranken in fieberischer Aufregung. Heinrich schützte Fantasiespiele vor, die den Dichter bei Tag und Nacht umgaukeln. Der Medikus aber verbat sich, als strenger Gesundheitskorrektor, alle dergleichen Fantasiespielgaukeleien, gebot seinem Pazienten vielmehr, an gar nichts zu denken; das würde seine Genesung beschleunigen.

Eine Stunde verfloß, und August, der Krankenwärter, war zurückgekommen.

Hastig rief ihm Heinrich entgegen: „Nun, wo ist der Brief?"

„Man hat allerdings auf Ihrem Schreibtische neben andern Papieren einen Brief vorgefunden. Der Schuster hat ihn auch mit Ihren weitern Effekten zurückbehalten und aufbewahren wollen, aber da mischte sich die Polizei darein, welche sich gleich nach dem unglückseligen Vorfall auf Ihrer Stube eingefunden, und ließ es nicht zu. Der Kommissär meinte, der Brief sei geschlossen, und zur Absendung bestimmt gewesen, weil er fertig da lag, und müsse an seine Adresse gelangen, zumal diese an eine Dame lautete, welcher man in nichts zuwiderhandeln dürfte. So wurde der Brief an — an die Sängerin, an die Mamsell Fiametta gesandt. Ihre andern Habseligkeiten ließ man in den Händen des Schusters."

„Wehe! also bereits abgeschickt und in ihren Händen!"

„Nehmen Sie mir's nicht übel, junger Herr: aber wie kommen Sie mit der — der Mamsell in Korrespondenz. Freilich ist sie nicht so wie andere Leute, und hat ein schönes Haus, Kutsche und Pferde, und seine Durchlaucht, unser gnädigster Fürst scheint —"

„Gut, gut; ich bitte Dich, schweig Alter," rief Heinrich hastig — „oder mein Verband geht auf. Still, wenn Du mich nicht tödten willst. Geh, geh, ich will schlafen — schlafen."

Mit Kopfschütteln gieng der Alte hinaus und brummte vor sich hin: „Was das nur mit dem Briefe für eine Bewandtniß haben mag?

5.

Alles freute sich in der Residenz auf die Darstellung der Oper Armida. Sie war Fiametta's glänzendste Partie, und so sehr man dies Geschöpf außer den Brettern verachtete, eben so wenig konnte man ihr auf der Bühne den gerechten Beifall versagen.

Diese Freude indeß auf die Darstellung der Armida zerfloß bald; denn an den Straßenecken klebte noch vor Mittag eine Affiche, die da meldete, die für heute angekündigte Oper Armida könne nicht gegeben werden, weil Demoiselle Fiametta plötzlich erkrankt sei.

„Vermuthlich Kaprize, daß sie nicht singt;“ meinten Einige. „Schon wieder krank,“ schalten die Andern. „Wenn es doch nur eine Gesundheitsassekuranz für die Sängerinnen gäbe!“

Und noch Andere wetteten darauf, der Fürst habe sich wohl für heute Abend zu einem ganz apart zärtlichen Rendezvous ansagen lassen. Und wenn der Fürst schwelge, könne getrost die ganze Stadt darben.

So sprachen die Residenzler hin und her, und hatten doch heute Alle zusammen Unrecht.

Fiametta war krank, wirklich krank. Sie war für Niemand zu sprechen, und selbst der Fürst konnte nicht vorgelassen werden.

Es war um Mitternacht.

Fiametta lag zu Bette, im heftigsten Fieber. Das lange Haar, unordentlich aufgelöst, war feucht von Thränen, die sie geweint: ihr Auge sprach eine Qual und einen Schmerz, den die Lippe vergebens nachzusprechen versuchte. Sie rang die Hände, und preßte sie dann mit eiserner Gewalt an die glühende Stirne, als wollte sie den unseligen Ort des Denkens zerstören, und mit dem Ort zugleich die Gedanken, die darin hausten. Sie verschmähte ärztliche Hilfe und Trost. Die Kammerthüre war von innen zugeriegelt.

Und fragt Ihr, was ihr so plötzlich begegnet, was die Quelle ihres Leides und ihrer Krankheit sei, so blickt nur auf das kleine Tischchen hin, das zu Häupten ihres Lagers steht. Es steht darauf eine Girandole; sie ist tief herabgebrannt; daran liegt ein offener Brief. Sein Kouvert zeigt schwarzen Lack. Es ist Heinrichs Brief an Fiametta.

Sie hat ihn oft und oft schon gelesen und liest ihn abermals. Sie nimmt ihn noch ein Mal zur Hand und starrt in die Zeilen, welche ruhig und sicher abgefaßt sind.

Ich theile hier eine Abschrift jenes Briefes mit.

„Verlorne und doch geliebte Amalie!

„O schöne Zeit, als Du noch Amalie hießest, und in dem kleinen Städtchen froh, still, zufrieden und rein wie eine Lilie auf dem Felde blühtest. Damals warst Du mein Glück, mein Paradies auf Erden, damals warst Du meines ganzen Lebens Luft, die ich in heißen Zügen einsog; ach! diese Luft war so lieb und lind, wie der Lenz; und Du warst des Lenzes schönstes Kind, und lehntest gläubig an Deines Dichters Brust, und hattest darauf Dein Gotteshaus gebaut. Ein wundersüßer Maienschauer zog durch unsere hochklopfenden Herzen, ich war Deine erste Liebe, ich lehrte Dich des Lebens Preis erkennen, und Du hast mir gedankt mit stummem Munde, und den überströmenden Augen. Denn Dein Herz war zu voll, als daß Dein Mund hätte nur lallen können — —

„Mich trug der Beruf zur Residenz; ich suchte das Gebiet der Kunst. So blieb es ein Jahr. Dein Vater starb, der ehrliche Amtmann. Leider hattest Du keine Mutter mehr. Der Zufall brachte auch Dich zur Hauptstadt. Deine schöne Stimme, die mir sonst Abends wie eine Silberglocke von der Schwelle Deines Hauses zum Eintritt dahin entgegengeläutet, sie zog Dich auf die Bretter. Du gehörtest schon damals nicht Dir und nicht mir, als Du die unglückseligen Räume betreten, Du gehörtest dem Publikum. Dein Talent hatte sich ausgebildet; damit wuchs auch Dein Stolz. Der arme Heinrich war Dir bald nicht mehr genügend; Du suchtest Glanz und Pracht, und fandest sie. Freilich, das hätte ich Dir nicht bieten können.

„Deine Eitelkeit, Dein Hochmuth stiegen von Tag zu Tag. Ich ließ Dich gewähren und schlich aus Deinem Kreise. Du hast

den Scheidenden nicht bemerkt, wie man es ohnehin nicht gut wahrnimmt, wenn in einem Salon aus der Masse der Gäste dieser oder jener sich entfernt. Ich wähnte und hoffte von Deinem bessern Ich, Du würdest Dich selbst erfassen, und rückkehren zur Pflicht der Liebe, der schönsten Pflicht, die es gibt hienieden. Ich habe damals um Dich gebangt; aber ich war Dir gut, wie nach und vor. Du hattest mich zwar gekränkt, doch was vergäbe die Liebe nicht?

„Da trat der Tod zu Dir ein. Er war in Gold und Sammt vermummt. Ordenssterne braunten auf seiner Brust, der Klang der Spornen gab seinem Auftritt Klang und Ton. Der Tod goß das Füllhorn seiner modernden aber schimmernden Reize zu Deinen Füssen aus — und Du, Du warfst Dich dem Tode in die Arme. Er war die Sterbestunde Deiner Unschuld, Deiner Tugend, Deiner weiblichen Würde; Du wardst die — Geliebte des Fürsten. Du hast Deinen Ruf, Deine irdische und himmlische Seligkeit hingemordet, als Du Dich ihm ergeben. Amalie, Du bist gut, und nur verblendet, doch unrettbar verblendet, wenn nicht ein Ereigniß außerordentlicher Art Dich aufrüttelt. In Dir geht ein schöner Stern unter. Auch Deine irdische Seligkeit wird bald zerreißen, wenn das Licht Deines Verstandes die Wolken spaltet, die Dich jetzt in Balsamdüften umschweben. Du hast den Himmel verspielt, und mußt versinken in Schmach und Schuld, wenn Du erwachst. Und Dein Traum wird nicht lange dauern. Doch Du sollst gerettet werden.

„Ich habe Dich verachten wollen, aber ich konnte es nicht. Ich liebe Dich noch immer und kann nur über Dich weinen, wie über ein theures geschlossenes Grab. Aber sehen Deine Schmach, sehen Deine Schuld, das kann ich nicht. Ich kann nicht die Verwünschungen hören, nicht länger die Flüche vernehmen, welche Dich aus dem Munde der Armuth treffen, denen der Fürst ihr letztes Gut erpreßt, um Dir ein Königreich von

Schätzen zu Füssen legen. Ich kann es nicht sehen und nicht hören, und will es nicht.

„Wenn Du diese Zeilen gelesen, bin ich nicht mehr. Ich habe mir den Tod gegeben, um Dir das Leben wieder neu zu schenken. Auf meinem Tode ruht die letzte, einzige Hoffnung. Der Schuß, der mir das mordende Blei in's Herz wirft, erweckt Dich aus Deinem Schlafe. Du wirst wachen, erschrecken über Dich selbst. Nein, Du bist noch nicht so tief gesunken, daß Dir dies Opfer der Liebe gleichgiltig bleiben könnte; ja Amalie, Amalie, meine Amalie ruf' ich zum dritten Male; Du wirst wieder ganz die alte Amalie werden, und mit dem unseligen Namen Fiametta abstreifen zugleich die ganze Sünde, welche Dich jetzt wie eine Natter umsponnen hält. Die Reue wird der Engel sein, welcher Dich in's verlorne Paradies zurückführt, und rein und makellos werd' ich Dich sehen von — Oben.

„Leb' wohl, Amalie, und denke des heimathlichen Friedhofes. Dort schläft Dein Vater, Deine Mutter. Wohl ihnen, daß sie schlummern! Mein Grab wirst Du nie sehen; der Selbstmörder findet ja kein Stück geweihter Erde für sich. Doch gern opfere ich Dir mein Lebeu, und nehme den schönen, sichern Glauben mit, daß ich Leben um Leben hingegeben. Der Tausch ist gut für Deine Seele.

„O goldene Tage, ihr seid vorüber . . . . wo ich Dich zum ersten Male sah in dem trauten Erkerstübchen . . . schneeweißes Linnenzeug in Deinen Händen, . . . den gelben Vogel zwitschernd Dir zur Seite . . . hin . . . dahin . . .

„Das Pistol ist geladen. Der Brief voll. Ich schließe diese Zeilen . . . dann fort, hinaus; mein Ziel ist weit, doch die Reise kurz . . .

„Leb' noch einmal wohl . . . Heinrich **."

Zum Schlusse des Briefes hin waren deutlich auf dem Papiere Thränenspuren zu erblicken.

— — — —

Eine halbe Stunde später erhob sich in der **straße Feuerlärm. Die Glocken klangen, die Trommeln wirbelten. Die langen, blutrothen Feuerzungen leckten aber bereits aus den Fensterkreuzen eines Palastes, als die Löschapparate vorfuhren.

Der Palast selbst gehörte Fiametta.

Wie man meint, hatten die Gardinen ihres Bettes an der hinabgebrannten Girandole Feuer gefangen. Die Kammerthüre war verriegelt, schnelle Hilfe unmöglich. So fand man denn die Aermste unrettbar verloren; sie hauchte nach einer halben Stunde unter den unsäglichsten Martern ihren Geist aus.

6.

Heinrich war in drei Monaten hergestellt.

Seine Wunde am linken Arm war durch die Kunst seines Arztes und durch die Kraft seiner Natur geheilt; der zerschellte Arm selbst hatte abgenommen werden müssen.

War nun auch des Körpers Wunde geschlossen; eine Spanne tiefer klaffte eine andere, am Herzen, offen und unheilbar. Diese Wunde kann nur der große Weltversöhner Tod schließen.

Der Fürst war über Fiametta's Tod außer sich. Nicht viel würde gefehlt haben, und sein Hof hätte um den Tod seiner Geliebten Trauer anlegen sollen.

Doch ein Jahr verfloß und an Fiametta's Stelle brillirte Fräulein Agnese von ***. Der Fürst hat sich getröstet. Gott sei Dank!

Fiametta's aber denken zur Stunde nur ein Paar ergraute Kunstfreunde und ein alter Mönch im Hospiz auf dem St. Bernhard.

Inhalt.

Erster Band.

Zweiter Band.

Inhalt.

Erster Band.

Zweiter Band.

Lage, Orografie, Hydrografie Klima, Flora, Fauna. Die zweite Abtheilung behandelt den **statistischen** Theil: Bevölkerung und deren Bewegung, Rohprodukte, Industrie, Handel, Kirche, Schulwesen, Administration, Verfassung, staatsrechtliche Verhältnisse u. s. w. Die dritte Abtheilung endlich ist die **historische** und bringt nicht allein die politische Geschichte des Landes, sondern auch die Kirchen- und Rechtsgeschichte, die Geschichte der Literatur, der schönen Künste und überhaupt jedes höheren Strebens auf materiellem und geistigem Gebiete.

Herloßsohn K. — Gesammelte Schriften. Erste Gesammtausgabe. In 40 Heften. Zum Subscriptionspreise von 30 kr. (5 Sgr.) Einzelne Werke nur zu erhöhten Preisen.

Inhalt: **Mein Wanderbuch.** Humoristischer Roman. **Fantasiebilder,** Romantische Erzählungen und Novellen. **Fahrten und Abenteuer des Magisters Gaudelius Enzian.** Komischer Roman. **Hahn und Henne.** Geschichte zweier Thiere. **Arabella oder Geheimnisse eines Hofteathers.** Roman. **Weihnachts- und Sylvesternachtsbilder. Mefistofeles.** Politisch-satyrischer Roman. **Buch der Lieder. Reliquien. Biografie Herlosssohn's** mit dessen Portrait in Stahlstich.

Herloßsohn's, K., Historische Romane. Schillerformat. 1863. In 50 Heften, jedes 5 bis 6 Bogen stark, zum Subscriptionspreise von 30 kr. (5 Sgr.)

Einzelne Romane nur zum erhöhten Preise.

Die ganze Sammlung enthält folgende Werke: **Die Hussiten** oder Böhmen von 1414—1424. I. Abtheilung: Johannes Huß. II. Abtheilung: Der blinde Held. — **Der Ungar.** Aus der Zeit der Hunyades. — **Der letzte Taborit** oder Böhmen im fünfzehnten Jahrhundert. — **Der Venezianer — Waldstein's erste Liebe. — Die Tochter des Piccolomini. — Die Mörder Waldstein's.**

Kapper, Siegfried, und Wilhelm **Kandler, Das Böhmerland.** Wanderungen und Ansichten. Der Nordwest. Mit einem großen Kunstblatte als **Prämie gratis: Die Grundsteinlegung des Domes zum heil. Veit in Prag.** Großoctav. 1863. In 12 Heften, jedes 3 Stahlstiche und 2 Bogen Text enthaltend à 60 kr. (10 Sgr.)

Inhalt. Der Nordwest: I. **Von Prag bis an die Elbe.** Šárka. — Okoř. — Schlan. — Smečno. — Mühlhausen. — Melnik. II. **Von Melnik elbabwärts.** Raudnic. — Leitmeric. — Kamýk. — Schreckenstein. — Tetschen. III. **Dies- und Jenseits der Béla.** Geyersberg. — Graupen. — Teplic. — Dux. — Kostenblatt. IV. **Erzgebirge und Egergelände.** Hasenburg — Laun. — Saaz. — Komotau. — Hassenstein. — Joachimsthal. — Karlsbad — V. **Im Teplergelände.** Tepl. — Schwamberg. VI. **Längs der Beraun bis Prag.** Pilsen. — Pürglitz. — Beraun. — Weißer Berg. — **Prag.** — Pulverthurm. — Teinkirche. — Stephanskirche. — Agneskloster. — Altstädter Rathhaus. — Altneuschule.

Mikowec, Ferd. B., **Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens.** Mit Zeichnungen v. Jos. Hellich u. Wil. Kandler. Querquart. 1. u. 2. Band jeder mit 36 Stahlstichen u. 30 Bogen Text. Jeder Band geh. in 12 Lief. I. Bd. geh. 6 fl. 72 kr. (4 Thlr. 24 Sgr.), prachtvoll in Leinwand geb. mit in Gold gepreßtem Titelbilde schwarz oder braun 8 fl. 50 kr. (5 Thlr. 24 Sgr.) blau oder roth 8 fl. 70 kr. (5 Thlr. 28 Sgr.)

— Dasselbe. II. Band (fortgesetzt von Karl Vladislav Zap) mit 36 Stahlstichen und 236 S. Text. Geh. 7 fl. 20 kr. (4 Thlr. 24 Sgr.), prachtvoll gebunden schwarz oder braun 9 fl. (5 Thlr. 24 Sgr.), blau oder roth 9 fl. 20 kr. (5 Thlr. 28 Sgr.)

Einzelne Abdrücke hieraus auf gewöhnlichem Papier à 30 kr. (6 Sgr.) Dieselben auf chines. Papier à 50 kr. (10 Sgr.)

Perels, Martin,: **Klänge aus Böhmen.** Eine Apotheose zu Alfred Meißner's „Žižka". Miniaturf. 64 S. In illustr. Umschlag cart. 1862. 80 kr. (16 Sgr.)

Reinsberg-Düringsfeld, Otto Freiherr von,: **Festkalender aus Böhmen.** Ein Beitrag zur Kenntniß des Volkslebens und Volksglaubens in Böhmen. Neue billigere Ausgabe. Octav. XVI u. 628 S. 1863. Geh. 2 fl. 40 kr. (1 Thlr. 18 Sgr.)

Kann auch bezogen werden in 8 Heften à 30 kr. (6 Sgr.)

Sokol, Jos., **Schule der böhmischen Sprache für Deutsche.** I. Theil. **Vierte,** vermehrte und verbesserte Auflage. Octav 120 S. 1865. Geh. 40 kr. (8 Sgr.)

— **Dasselbe.** 2. Theil. 8. 152 S. 1862. Geh. 60 kr. (12 Sgr.)

Taschenwörterbuch, Griechisch-deutsch-böhmisches. Nach den an Unter- und Obergymnasien gelesenen Auctoren eigens bearbeitet. Neue wohlfeile Ausgabe 16. II. 772 S. Geh. 1 fl. 40 kr. (28 Sgr.) geb. mit Lederrücken 1 fl. 80 kr. (1 Thlr. 6 Sgr.)

— **Lateinisch-deutsch-böhmisches.** Nach den an Unter- und Obergymnasien gelesenen Auctoren eigens bearb. Neue wohlfeile Ausg. 16. II. 307 S. Geheftet 84 kr. (17 Sgr.) gebd. mit Lederrücken 1 fl. 20 kr. (24 Sgr.)

Zap, K. V. — **Das historische Prag** in 25 Stahlstichen mit erläuterndem Text. Geb. 2 fl. 80 kr. (1 Thlr. 18 Sgr.) Gebunden in Leinen 3 fl. 60 kr. (2 Thlr. 2 Sgr.)

Druck von J. L. Kober in Prag.